

Forschung Frankfurt



Afrika im Wandel

- Museum in der Wiege der Menschheit
- Artenvielfalt und Heilpflanzen in Westafrika
- Transkulturelle Literaturen in einer globalisierten Welt
- Vom Weiler zur Großsiedlung – Erstes vorchristliches Jahrtausend in der Sahelzone
- Gemeinsam gegen AIDS

2-3.2006

Talente gesucht



Die BHF-BANK zählt zu den ersten Adressen der unabhängigen Privatbanken Deutschlands. Ihre Wurzeln reichen bis in das Jahr 1854 zurück. Unsere Kunden sind sehr vermögende Privatanleger, vorwiegend mittelständische Unternehmen sowie institutionelle Investoren. Mit der konsequenten Ausrichtung als Beratungs-, Service- und Handelsbank hat sich unser Haus zu absoluter Professionalität im anspruchsvollen Bankgeschäft verpflichtet. An unsere Mitarbeiter stellen wir die hohe Anforderung, dass sie mit ihrem Arbeitsbeitrag und ihrer Persönlichkeit dieser Maxime entsprechen.

Um jungen, begabten Hochschulabsolventen den Einstieg in das Bankgeschäft zu ermöglichen, bieten wir Wirtschaftswissenschaftlern/innen, Wirtschaftsinformatikern/innen und Juristen/innen ein 18-monatiges

Trainee-Programm

für einen späteren Einsatz im modernen Bankgeschäft.

Schwerpunkte: ■ Allgemeines Bankgeschäft – sechsmonatige Ausbildung in wichtigen Bereichen des modernen Bankgeschäfts ■ Wertpapiergeschäft – sechsmonatige Ausbildung in den Bereichen des Wertpapiergeschäfts ■ Private Banking – sechsmonatige Ausbildung in Bereichen des Private Banking

Entsprechend Ihren persönlichen Neigungen und Interessen schließt sich eine 12-monatige Vertiefungsphase in einem speziellen Fachbereich an.

Anforderungen: Wir erwarten von Ihnen ■ Gute Kenntnisse wirtschaftlicher Zusammenhänge ■ Zielstrebigkeit ■ Kontaktfreudigkeit ■ Bereitschaft zur ständigen Weiterbildung ■ Kenntnisse

des allgemeinen Bankgeschäfts, des Wertpapiergeschäfts bzw. des Private Banking ■ Sehr gute Fremdsprachenkenntnisse halten wir für selbstverständlich

Angebot: Bei uns erwartet Sie ein interessantes und vielfältiges Aufgabengebiet mit weitergehenden Entwicklungsmöglichkeiten. Über Einzelheiten möchten wir uns gerne mit Ihnen persönlich unterhalten.

Bitte senden Sie Ihre vollständigen Bewerbungsunterlagen an unsere Abteilung Personalentwicklung: BHF-BANK Aktiengesellschaft, Bockenheimer Landstraße 10, 60323 Frankfurt am Main, Telefon 069 718-3252.

BHF  BANK

PRIVAT SEIT 1854

Liebe Leserinnen, liebe Leser,



»Wir im Norden brauchen Afrika« – dies ist die feste Überzeugung von Bundespräsident Horst Köhler, der keinen Hehl aus seiner Begeisterung für unseren südlichen Nachbarkontinent macht. So verwundert es denn auch nicht, dass Horst Köhler gerne bereit war, die Schirmherrschaft für die internationale Konferenz »Wissen und Wissenschaft in Afrika« zu übernehmen, die vom 24. bis 27. Juli 2006 hier auf dem Campus Westend stattfindet.

»Wir in Frankfurt sind schon lange von Afrika fasziniert«, möchte ich hinzufügen. Die Wurzeln der Frankfurter Afrikaforschung reichen bis ins 17. Jahrhundert zurück, als der Diplomat und Privatgelehrte Hiob Ludolf (1624–1704) mit seiner berühmten »Historia Aethiopica« die Äthiopien-Wissenschaften begründete. Auf der umfangreichen Sammlung des großen Naturforschers Eduard Rüppell (1794–1884) gründet der Ruhm des Senckenberg-Museums. Heute stellt die interdisziplinäre Afrikaforschung einen der wissenschaftlichen Schwerpunkte der Johann Wolfgang Goethe-Universität dar.

Unsere Stärke liegt in der Bildung interdisziplinärer Netzwerke. In der Afrikaforschung entstand ein solches Netzwerk im Anschluss an den großen, 15 Jahre beste-

henden Sonderforschungsbe-
reich »Kulturentwicklung
und Sprachgeschichte in der
westafrikanischen Savanne«.
Anfang 2004 gründete die
Universität das »Zentrum
für interdisziplinäre Afrika-
forschung«, kurz ZIAF, das
die Vernetzung der Wissen-
schaftler untereinander, aber
auch mit anderen Forschungs-
einrichtungen in der ganzen
Welt fördert. Einbezogen
sind Organisationen der Ent-
wicklungszusammenarbeit
und vor allem die afrikani-
schen Partner.

Das ZIAF verfügt über eine
Geschäftsstelle und einen
Koordinator, der die Mitglie-
der mit Informationen ver-
sorgt, Öffentlichkeitsarbeit
betreibt und aktiv die Kon-
zeption neuer interdisziplinä-
rer Forschungsprojekte an-
regt. Dies geschieht aus der
Erkenntnis heraus, dass ge-
rade in den Mensch-Umwelt-
Beziehungen, die seit Jahren
einen Schwerpunkt in der
Frankfurter Afrikaforschung
bilden, ein wirklicher Mehr-
wert durch die gemeinsame
Arbeit von Geistes- und Na-
turwissenschaften in Afrika
entsteht.

Die »neue Partnerschaft«,
die der Bundespräsident für
das Verhältnis mit Afrika
einfordert, nehmen die zahl-
reichen Frankfurter Afrika-
forscher sehr ernst. Ein Bei-
spiel hierfür ist das Engage-
ment von Prof. Dr. Friede-
mann Schrenk. Der Paläo-
biologe gründete in Malawi
ein Kultur- und Museums-
zentrum, um bei der einhei-
mischen Bevölkerung das
Bewusstsein für das reiche
naturhistorische und kultu-
relle Erbe des Landes zu
wecken. Seine Initiative,
Deutsche wie Afrikaner für
die Geschichte der Homini-
denentwicklung zu begeis-
tern, wurde vor kurzem mit
dem Communicator-Preis
2006 der Deutschen For-
schungsgemeinschaft für die

beste Darstellung von Wis-
senschaft in der Öffentlich-
keit belohnt.

Auch in anderen Bereichen
hat die Frankfurter Afrika-
forschung Einzigartiges zu
bieten, wie die Abteilung
für Archäologie und Archäo-
botanik Afrikas, die in West-
und Zentralafrika an der Re-
konstruktion der Klima- und
Siedlungsgeschichte arbei-
tet. Prof. Dr. Mamadou Dia-
wara, der einzige afrikani-
sche Professor für Histori-
sche Ethnologie in Deutsch-
land, ist gleichzeitig Be-
gründer des Forschungsin-
stituts »Point Sud« in Malis
Hauptstadt Bamako. Die Jo-
hann Wolfgang Goethe-Uni-
versität verfügt damit über
einen »Außenposten«, der
für regelmäßige Lehrfor-
schungen in deutsch-mali-
scher Kooperation genutzt
wird.

Wie sehr das »Forschen mit«
das »Forschen über« ersetzt
hat, wird auch am Beispiel
des BIOTA-Projekts deutlich:
Hier untersuchen Wissen-
schaftler und Wissenschaft-
lerinnen aus Benin und Bur-
kina Faso gemeinsam mit
Partnern aus Frankfurt und
Mainz den Wandel der west-
afrikanischen Biodiversität
und seine Folgen.

Afrika ist in einem starken
Wandel begriffen – die Wis-
senschaft ebenso. Deutlich
wird dies auch an den afri-
kanischen Sprachwissen-
schaften, die in einem Pilot-
projekt der VolkswagenStif-
tung Kommunikationsprozes-
se in Entwicklungsprojekten
untersucht.

Ich wünsche Ihnen
viel Vergnügen bei der
Lektüre des Hefts!

Ihr
Rudolf Steinberg

Nachrichten

- 4 Alte Knochen und moderne Kommunikation – Communicator-Preis für Schrenk

- 5 Fußball und Magie in Afrika

- 6 Mit »Manieren« zum literarischen Erfolg – Prinz Asfa-Wossen Asserate kommentiert europäische Sitten

- 6 Im Praktischen Jahr nach Südafrika

- 8 Yaoundé aus der Sicht des Hundes – Erfolgsautor Nganang promovierte in Frankfurt

Forschung intensiv

- Wissensvermittlung** 10 Wissenschaftsvermittlung in der Wiege der Menschheit: Das Cultural & Museum Centre Karonga, Malawi

- Artenvielfalt** 16 Gemeinsam für den Erhalt der Artenvielfalt in Westafrika

- Transkulturelle Literaturen** 22 Transkulturelle Literaturen in einer globalisierten Welt: Ehemalige Kolonialsprachen im Wandel

- Archäologie** 28 Vom Weiler zur Großsiedlung – Das erste vorchristliche Jahrtausend in der Sahelzone

Forschung aktuell

- 34 Eiszeit im tropischen Regenwald: Der ewige Wald – eine Legende?

- 38 Ölpalme, Perlhirse und Banane – Wie kam die Landwirtschaft in den Regenwald?

- 42 Sammeln aus Leidenschaft, Forschen aus Passion – Geschichte der Frankfurter Afrikaforschung

- 47 Gemeinsam gegen AIDS – Klinikpartnerschaft mit Lesotho und Südafrika

Wissenschaftsvermittlung in der Wiege der Menschheit

10

Karonga, der »Fossilendistrikt« im Norden Malawis, ist reich an versteinerten Resten aus der Urzeit des Menschen. Doch wo einst die Wiege der Menschheit stand, leben Menschen heute an der Peripherie der kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung. Der Paläoanthropologe Friedemann Schrenk, der dort die raren Relikte unserer Vorfahren, Hominidenfossilien, mitentdeckte, hatte die Idee, das kulturelle und naturhistorische Erbe für die einheimische Bevölkerung in einem ungewöhnlichen Museumsprojekt erfahrbar zu machen. Stephanie Müller, die den Aufbau des Cultural & Museum Centre Karonga, Malawi, leitete, beschreibt hier die einfallsreiche Aufbereitung von 240 Millionen Jahren Erdgeschichte »From Dinosaurs to Democracy« zum Anfassen, Erkunden und Hinterfragen.



Gemeinsam für den Erhalt der Artenvielfalt in Westafrika

16

Die Bedrohung der reichen Artenvielfalt in der westafrikanischen Savannenlandschaften ist nicht nur ein ökologisches, sondern auch ein soziokulturelles Problem. In Nord-Benin werden etwa 80 Prozent aller vorkommenden Pflanzen zu medizinischen Zwecken herangezogen. Besonders die ländliche Bevölkerung versorgt sich fast ausschließlich aus der grünen Apotheke. Auch in der täglichen Ernährung, als Baumaterial und zur Herstellung von Kosmetika spielen Pflanzen eine entscheidende Rolle. Die Biologin Dr. Karen Hahn-Hadjali (Frankfurt) und die Ethnologin Annika Wieckhorst (Mainz) erklären, wie das interdisziplinäre BIOTA-Projekt die biologische Artenvielfalt und das damit verbundene lokale Wissen erforscht und die bedrohten Pflanzen in einem Medizinalpflanzengarten zu schützen versucht.



Transkulturelle Literaturen in einer globalisierten Welt

22

Zu vielfältig und vielschichtig sind die afrikanischen Gesellschaften, Sprachen und Kulturen, um von der afrikanischen Literatur sprechen zu können. Das Leben in mehreren Kulturen ist eines der Leitmotive der höchst produktiven afrikanischen Autorinnen und Autoren, von denen in den vergangenen zwanzig Jahren vier mit dem Literatur-Nobelpreis ausgezeichnet wurden. Entstanden ist eine bunte Vielfalt transkultureller Literaturen, die sich nicht nur mit dem europäischen Kolonialismus, sondern auch mit der politischen Entwicklung der nachkolonialen Gesellschaften wie autoritären Herrschaftsallüren und Korruption kritisch auseinandersetzen. Die Literaturwissenschaftler Prof. Dr. Frank Schulze-Engler und Prof. Dr. Roland Spiller beleuchten spannende Aspekte der anglo- und frankophonen Literaturen Afrikas.



Sammeln aus Leidenschaft, Forschen aus Passion 42

In Frankfurt hat die Afrikaforschung eine lange Tradition. Doch die Arbeitsweise und Einstellung der Forscher zum »Gegenstand« ihres Interesses hat sich im Laufe der Jahrhunderte gewandelt, wie der Ethnologe und Historiker Dr. Richard Kuba in seinem Artikel zeigt. Während der Diplomat Hiob Ludolf im 17. Jahrhundert noch vom Schreibtisch aus forschte, begaben sich seine Nachfolger ab dem



18. Jahrhundert auf beschwerliche Forschungsreisen. Eduard Rüppel begründete im 19. Jahrhundert mit seiner umfangreichen Sammlung von Pflanzen- und Tierpräparaten den Ruhm des Senckenberg-Museums. Ein halbes Jahrhundert später richtete sich die Sammelleidenschaft des Autodidakten Leo Frobenius auf die Kulturäußerungen schriftloser Völker. Erst nach dem zweiten Weltkrieg begann ein Umdenkprozess, in dem afrikanische Forscher zunehmend als Partner beteiligt wurden.

Gemeinsam gegen AIDS 47

In einer vernetzten Welt machen Epidemien nicht an Ländergrenzen Halt. Mit der zunehmenden Verfügbarkeit von wirksamen Therapien in Entwicklungsländern wird nun auch die klinische Erfahrung der Industrieländer für Afrika und Südost-Asien interessant. Eine verbesserte Behandlung HIV-Infizierter in den benachteiligten Regionen Afrikas ist das Ziel einer Klinikpartnerschaft des Frankfurter HIVCENTER mit der Karabong Klinik des Mafeteng Government Hospitals in Lesotho. Durch die Einbeziehung der Universitätsklinik in Stellenbosch, Südafrika, die eine Hochschulpartnerschaft mit der Universitätsklinik Frankfurt unterhält, soll zudem der Süd-Süd-Austausch zwischen den afrikanischen Partnern gestärkt werden. Dr. Tessa Lenne-



mann (Frankfurt) und Prof. Dr. Wolfgang Preiser (Stellenbosch, Südafrika) berichten über ihre gemeinsamen Projekte.

Früheisenzeitliche Nok-Kultur in Zentral-Nigeria 73

Seit Jahrzehnten beschreiben Lehrbücher die Pracht der Nok-Kunst, auf dem internationalen Kunstmarkt stehen die einzigartigen Terrakotta-Figuren hoch im Kurs. Doch erstaunlicher Weise ist die Kultur, die vermutlich von 500 vor Christus bis 200 nach Christus in Zentral-Nigeria existierte, bisher nie systematisch erforscht worden. Das will die Frankfurter Forscher-



gruppe, geleitet von dem Archäologen Prof. Dr. Peter Breunig, gemeinsam mit ihren afrikanischen Kooperationspartnern nun ändern: Nach der ersten erfolgversprechenden Pilotphase planen die Wissenschaftler, das kulturelle Umfeld der ältesten Figuralkunst im subsaharischen Afrika bis Ende 2009 zu enträtseln. Der Förderantrag bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft ist gestellt.

Forschung aktuell

Finanzdebatte auf Herero – Kommunikation zwischen Tradition und Moderne 53

Der Fernseher im Hof – Alltagsepisoden aus Bamako 58

Perspektiven

Perspektiven-Wechsel: Forschen nicht nur über, sondern mit Afrikanern 63

Von Afrikanistik bis Zoologie – Das Zentrum für interdisziplinäre Afrikaforschung (ZIAF) 67

Fragiles Erbe der deutschen Kolonialzeit – Das »Koloniale Bildarchiv« der Bibliothek Johann Christian Senckenberg 69

Nichts als Kunst – Archäologische Forschungen zur früheisenzeitlichen Nok-Kultur in Zentral-Nigeria 73

Das Gebirge der Menschwerdung – DFG fördert Forschungsgruppe 77

Gute Bücher

Deutsche Kolonialgeschichte: Noch längst nicht passé 82

Glauben fern der Heimat – Für afrikanische Christen ist Europa die Diaspora 83

Einmal zum Filmfestival nach Ouagadougou – Warum afrikanisches Kino ähnlich, aber doch anders ist 84

Wenn Menschen noch ein Herz in der Brust haben – Bernhard Grzimeks Afrika-Arbeit aus medienhistorischer Sicht 85

Lebendige Vielfalt kulturellen Schaffens – Ein facettenreiches Bild von Afrikas Literatur, Theater und Gesellschaft 87

Vorschau/Impressum/ Bildnachweis 88

Alte Knochen und moderne Kommunikation

Communicator-Preis für Prof. Dr. Friedemann Schrenk



Friedemann Schrenk im Kommunikationseinsatz: Rekonstruierte Modelle von Vor- und Frühmenschen helfen bei der Vermittlungsarbeit.

Malawi fördert. Als Vehikel für die Verständigung dienen Hominiden-Abgüsse. Wann immer eine deutsche Schule einen solchen Abguss bestellt, werden drei Exemplare hergestellt, von denen zwei in ihre Fundheimat Afrika zurückreisen. Dort ist es um Lehrmittel eher schlecht bestellt. Evolutions- und Biologieunterricht werden dadurch sowohl in Deutschland als auch in Afrika bereichert.

In Deutschland ist Friedemann Schrenk vor allem als Autor populärwissenschaftlicher Bücher bekannt. Im Verlag C. H. Beck erschienen von ihm »Die Frühzeit des Menschen«, »Adams Eltern – Expeditionen in die Welt der Frühmenschen« und »Die Neandertaler«. Die beiden letztgenannten Titel verfasste er zusammen mit der Wissenschaftsjournalistin Stephanie Müller, die ihn bei seinen Bemühungen um verständliche Wissenschaft und beim Aufbau des Museums in Karonga tatkräftig unterstützt hat. Im Herbst 2006 erscheint als nächster gemeinsamer Titel »Die 101 wichtigsten Fragen: Urzeit«. »Erfolgreiche Kommunikation hat etwas mit Faszination zu tun,« weiß Schrenk, »In wissenschaftlichen Publikationen darf man ja nicht ausdrücken, wie man sich fühlt, wenn man forscht, aber für die Öffentlichkeit ist das wichtig.«

Für sein Engagement auf dem Gebiet der Wissenschaftspopularisierung ist der Frankfurter Paläontologe Prof. Dr. Friedemann Schrenk in diesem Jahr mit dem »Communicator-Preis – Wissenschaftspreis des Stifterverbandes« ausgezeichnet worden. Schrenk nimmt den Preis, der mit 50 000 Euro dotiert ist, am 18. Juli im Nymphenburger Schloss in München entgegen. Der Professor am Fachbereich Biowissenschaft der Universität Frankfurt und Leiter der Paläoanthropologischen Abteilung des Forschungsinstituts Senckenberg genießt seit mehr als 15 Jahren internationales Renommee im Bereich der Hominidenforschung. So gelang ihm der Fund zweier Hominidenfragmente in Nord-Malawi, die eine Fundlücke zwischen den bekannten Hominidenfundstellen im südlichen und östlichen Afrika schlossen.

Die kontinuierlichen Forschungsarbeiten Schrenks in Malawi mündeten im Jahre 2000 in eine einzigartige Initiative, den Menschen am

Fundort der Knochen im Distrikt Karonga ihr naturhistorisches und kulturelles Erbe zugänglich zu machen: Das Cultural & Museum Centre präsentiert 240 Millionen Jahre Erdgeschichte »From Dinosaurs to Democracy« zum Anfassen und Erfahren [siehe Stephanie Müller »Wissenschaftsvermittlung in der Wiege der Menschheit«, Seite 10].

»Hominiden machen Schule« ist ein weiteres Projekt Schrenks, das den Dialog zwischen Schülern und Lehrern in Deutschland, Kenia und



Mehr als 4000 Besucher fanden 2005 ihren Weg in das Museum in Karonga, Malawi. Wann immer Schrenk vor Ort ist, führt er Gruppen durch die 240 Millionen Jahre alte Geschichte des Distrikts.

Fußball und Magie in Afrika

Über den Frankfurter Dokumentarfilmer Oliver Becker

Als offiziellen Beitrag des Kunst- und Kulturprogramms zur FIFA Fußballweltmeisterschaft 2006 produzierte der Frankfurter Dokumentarfilmer Oliver Becker einen ungewöhnlichen Film. In »KICK THE LION – Fußball und Magie in Afrika« geht er der Frage nach, wie und warum Fußball und der Glaube an magische Rituale in den Ländern südlich der Sahara eine enge Verbindung eingehen. Von Ghana im Westen über Südafrika und Swasiland im Süden des Kontinents bis nach Uganda und Tansania im Osten Afrikas recherchierte und dokumentierte er mit viel Fingerspitzengefühl, was nicht viele Fußballspieler, -trainer, -manager und -funktionäre der Region offiziell bestätigen: Ein Besuch beim »witchdoctor« soll helfen, die eigene Mannschaft zu stärken oder die Kräfte des Gegners zu schwächen. Manche Beteiligten versuchen, das Resultat eines Fußballmatches auf spiritueller Ebene zu beeinflussen: Da werden im Torraum vor dem Spiel heimlich Tier- oder Pflanzenteile verbrannt und vergraben, Zauberpulver gestreut, das bei Bedarf »die Linien auf dem Spielfeld verschieben kann«, oder ein zweites Paar Torwarthandschuhe als »magische Hände« ins Netz gehängt, das die Tore des Gegners abwehren soll.

Auf die magischen Rituale beim Fußball stieß er während seiner mehrjährigen intensiven Auseinandersetzung mit so genannten »Muti-« oder Medizin-Morden in Afrikas Subsahara. Die psychologische Motivation eines »Muti Mords« ist der Glaube an die Wirkung eines gewaltsam entnommenen menschlichen Körperteils, durch dessen »medizinischen« Einsatz ein Käufer zu »Kraft«, »Gesundheit«, »Macht« oder »Reichtum« zu kommen hofft. Dieser Glaube ist eine abweichende Form – ausdrücklich kein Bestandteil – der traditionellen afrikanischen Medizin, in der nicht nur der physische Zustand, beispielsweise eine Krankheit, sondern auch andere Wendungen im Leben eines Menschen auf einen spirituellen Hintergrund zurückgeführt werden können. Die weitaus

meisten traditionellen afrikanischen Heiler distanzieren sich strikt von jeder Verwendung menschlicher Körperteile als »Muti-Medizin«.

Becker kam bei seinen Recherchen dahinter, dass solche Muti-Morde in Afrika südlich der Sahara oft in Verbindung mit ökonomischem Niedergang oder politischen Unruhen in einer bestimmten Region stehen. Die Zahl der Opfer wird allein für die Republik Südafrika mit jährlich etwa 70 Menschen beziffert. Um die Aufklärung von okkulten Gewaltverbrechen voranzutreiben, richtete 1992 die südafrikanische Polizei SAPS ein »Occult related Crimes Unit« ein. Eine weitere Abteilung »Investigative Psychology Unit« schult und bildet

Ein Spieler in Darressalam, Tansania, lässt sich vor einem Spiel auf spiritueller Ebene durch eine Zeremonie von einem »Jujuman« schützen, beziehungsweise seinen eigenen Gegenspieler angreifen.



nicht nur spezielle Ermittler dieser Verbrechen aus und analysiert die psychosoziale Motivation der Täter, sondern berät auch Polizeidienste benachbarter afrikanischer Staaten.

Für Oliver Becker, der an der Universität Frankfurt sein Politologie-Studium 1996 mit einem Diplom abschloss, begann die journalistische Beschäftigung mit dem ungewöhnlichen Thema im April 2001, als er eine knappe Pressemeldung über den Mordfall »Adam« in London las. Man hatte in der Themse die Leiche eines dunkelhäutigen Jungen ohne Kopf, Arme und Beine gefunden. Scotland Yard schaltete zur Ermittlung dieses Ver-

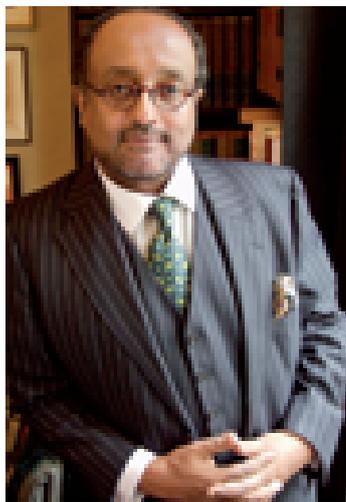
brechens die weltweit einzige Einheit für okkulte Verbrechen in Pretoria (Tschwane) ein und bat über Interpol um internationale Hilfe zur Aufklärung des Mordfalls.

Scotland Yard hatte zu dieser Zeit aus ermittlungstaktischen Gründen großes Interesse, den Londoner Mordfall »Adam« publik zu machen, da einige Spuren dieses Falls auch nach Deutschland wiesen. Commander Baker und D.C.I. O'Reilly gewährten Becker deshalb nicht nur Zugang zu relevanten Quellen, sondern halfen ihm auch bei der Kontaktaufnahme mit afrikanischen Wissenschaftlern, Strafverfolgungsbehörden und weiteren Experten. Becker hat darüber einen Film für den Sender ARTE produ-

ziert (»Muti Mord – die Schattenseite okkulten Glaubens in Afrika«), der inzwischen auch in Frankreich, Irland und den USA gezeigt wurde. Auf einer wissenschaftlichen Tagung in Hamburg hielt er zum gleichen Thema einen Vortrag, der kürzlich im Tagungsband »Hexen, Hexenverfolgung und magische Vorstellungswelten im modernen Afrika« im Hamburger Verlag Dokumentation und Buch (DOBU) erschien. Was ihn antreibt, die immer wieder auftretenden Schwierigkeiten bei seinen Recherchen zu überwinden, »ist schlichter Wissensdurst oder die simple Frage nach dem Warum«.

Mit »Manieren« zum literarischen Erfolg

Prinz Asfa-Wossen Asserate kommentiert europäische Sitten



Ein Kenner vollendeter Umgangsformen: Dr. Prinz Asfa-Wossen Asserate.

Als Prinz Asfa-Wossen Asserate in den 1970er Jahren als Doktorand nach Frankfurt kam, konnte er noch nicht ahnen, dass er 30 Jahre später zum Bestseller-Autor avancieren würde. Rezensenten stellten sein sprachlich und stilistisch brillant geschriebenes Buch »Manieren« in eine Reihe mit dem Knigge von 1788 und dem Schönfeldt

von 1991. Dennoch ist es kein herkömmliches Benimmbuch, sondern eher eine soziologische und kulturgeschichtliche Betrachtung europäischer Sitten. 2004 erhielt er dafür den Adalbert-von-Chamisso-Preis der Robert-Bosch-Stiftung. Mit diesem Preis würdigt die Bayerische Akademie der Schönen Künste in München seit 1985 herausragende literarische Leistungen deutsch schreibender Autoren nichtdeutscher Muttersprache.

Prinz Asserate wurde 1948 in Addis Abeba als Sohn des Herzogs Asserate Kassa, eines der führenden Politiker unter Kaiser Haile-Selassie, geboren. Er studierte Jura, Volkswirtschaft und Geschichte an den Universitäten Tübingen, Cambridge und Frankfurt. Am Frobenius-Institut wurde er 1978 mit einer Arbeit über »Die Geschichte von Sawa (Äthiopien) 1700–1865« zum Dr. phil. promoviert. Sein Doktorvater war der frühere Direktor des Frobenius-Instituts, Prof. Dr. Eike Haberland.

In Deutschland blieb Prinz Asserate infolge der Schicksalsschläge, die seine Familie 1974 bei der kommunistischen Revolution in Äthiopien trafen. Sein Vater wurde ohne Gerichtsverhandlung exekutiert und seine Familie jahrelang unter Hausarrest gestellt. Damit waren seine Pläne, in die Heimat zurückzukehren und in den Staatsdienst einzutreten, zunichte gemacht. Asserate arbeitete zunächst in der Presseabteilung der Frankfurter

Messegesellschaft, bis er im Jahre 1980 zum Pressechef der Düsseldorfer Messe berufen wurde. Seit 1983 ist er als Unternehmensberater für Afrika und den Mittleren Osten in Frankfurt tätig. In den Jahren 1974 bis 1991 spielte er eine große Rolle bei der Bekämpfung der marxistischen Diktatur in Äthiopien. Er ist der Begründer der ersten äthiopischen Menschenrechtsorganisation »Council for Civil Liberties in Ethiopia«. Seit dem Ende der Militärdiktatur im Jahr 1991 ist er regelmäßig in seiner Heimat und bemüht sich um ihre wirtschaftliche Förderung durch europäische Investoren. Der Universität Frankfurt ist er als Mitglied des Alumni-Rates weiterhin verbunden.

In seinem Buch »Manieren«, das nach der Vorstellung auf der Frankfurter Buchmesse 2003 schnell zu einem Bestseller wurde, zeigt Asserate sich nicht nur als ein Kenner deutscher Sitten, sondern auch auf dem internationalen Parkett bewandert. Asserate, der »in Cambridge mit Trozisten und Maoisten im Smoking debattiert hat«, lässt in »Manieren« viel von seiner Lebens-

erfahrung einfließen. Als ein Mensch, der lange in Europa gelebt, seine Sozialisation aber in einem anderen Kulturkreis erfahren hat, ist Asserate mit einer überraschend großen Vielzahl an Sitten vertraut und hat gleichzeitig die für den Beobachter notwendige Distanz. Der Historiker weiß zudem um die Abhängigkeit der Sitten von der Gesellschaftsform. So fragt er etwa, was es nach dem Niedergang der Feudalgesellschaft und dem Aufstieg des Bürgertums bedeutet, ein »Herr« zu sein. Den Feminismus interpretiert er als Versuch, das für die europäische Zivilisation wesentliche Ideal der »Dame« unter den Bedingungen der industriellen Massengesellschaft aufrecht zu erhalten. »Die besten Kapitel seines Buches«, urteilte die Neue Züricher Zeitung, »sind lesbar nicht als Benimm-Fibel, sondern als Versuch einer deutschen Sittengeschichte unter den erschwerten Bedingungen der Moderne.« Asserate, der »alltagsdienliche Gebrauchsphilosoph«, habe eine Klugheitslehre verfasst, in der die Frage nach dem Selbst in einer sich rasant verändernden sozialen Umwelt zur Sprache kommt. ◆

Im Praktischen Jahr nach Südafrika

Medizinische Kooperation zwischen Frankfurt und Stellenbosch

Auf der Grundlage eines »Agreement of Cooperation« zwischen dem Fachbereich Medizin der Johann Wolfgang Goethe-Universität und der Faculty of Health Sciences der University of Stellenbosch, Südafrika, besteht seit Dezember 2005 eine Zusammenarbeit der beiden Institutionen. Diese umfasst wissenschaftliche Aktivitäten sowie die Aus- und Weiterbildung im Bereich Medizin und verwandter Wissenschaften, inklusive eines Austauschprogramms für Studierende im praktischen Jahr (PJ) und für Famulusse. Initiiert wurde das Pro-

jekt von Prof. Dr. Wolfgang Preiser, der nach seiner Habilitation im Frankfurter Institut für Medizinische Virologie im August 2005 einem Ruf an das Universitätskrankenhaus der Universität Stellenbosch im Kapstädter Stadtteil Tygerberg folgte.

Bisher haben etwa zehn Frankfurter Studierende ein Tertial (16 Wochen) ihres praktischen Jahrs in Südafrika absolviert. Sie erhielten dort unter anderem Einblicke in die medizinische Versorgung von AIDS-Patienten. »PJ-Stellen in Südafrika sind bei deutschen Medizin-



Besuch der Fakultät Gesundheitswissenschaften der Universität Stellenbosch durch die Delegation des HIVCENTERS und den Lesothischen Partner, Dr. McPherson. Stehend: Das südafrikanische Team: Dekan Prof. Dr. Wynand van der Merwe, Vizedekan Prof. Dr. Jimmy Volmink, Prof. Dr. Helmuth Reuter (Ukwanda Centre for Rural Health), Prof. Dr. Wolfgang Preiser (Leiter der Medizinischen Virologie), Prof. Dr. Susan Engelbrecht, Dr. Gert van Zyl, Dr. Corena de Beer, Prof. Dr. Johann Schneider (Leiter der Pathologie), Dr. John Simpson. Sitzend: Die Besucher aus Frankfurt: Prof. Dr. Holger F. Rabenau, Prof. Dr. Schlomo Staszewski, Dr. Piet Johannes McPerson (aus Lesotho) und Dr. Tessa Lennemann.

studenten heiß begehrt und dementsprechend schwer zu ergattern«, weiß Preiser. Schon kurz nach Abschluss des Kooperationsvertrags konnten nicht mehr alle Bewerber einen Platz bekommen. »Auch ein Chirurgie-Tertial des Praktischen Jahrs in Südafrika ist bei den Studierenden sehr gefragt«, weiß Siegfried Barta im Dekanat des Fachbereichs Medizin, »denn man bekommt viel zu sehen und hat nach entsprechender Einweisung durch die betreuenden Ärzte und unter Aufsicht auch ausreichend Gelegenheit zu selbständiger praktischer Arbeit«.

Umgekehrt sind bisher noch keine südafrikanischen Medizinstudenten nach Frankfurt gekommen. Barta führt dies in erster Linie auf sprachliche Probleme zurück, denn Deutsch gehört nicht zu den häufig gesprochenen Fremdsprachen unter den südafrikanischen Medizinstudierenden. Sie orientieren sich daher bevorzugt in englischsprachige Länder. Ein weiteres Hindernis ist, dass alle Teilnehmer am Austauschprojekt ihre Reisekosten selbst tragen müssen.

Anders ist es bei der Ausbildung bereits approbierter Ärzte und anderer Angehöriger medizinischer Berufe aus Lesotho, die erstmalig im März 2005 zum Trainingsprogramm stART up (strategic training for AntiRetroviral Therapy university program) nach Frankfurt kamen [siehe Wolfgang Preiser und Tessa Lennemann »Gemeinsam gegen AIDS«, Seite 47]. Ihren dreimonatigen Aufenthalt in Deutschland finanzierten das Gesundheitsministerium in Lesotho (Flug/Kost) und die Deutsch Lesothische Gesellschaft (Unterkunft). Die Kosten des

Kurses übernahm der HIV-Schwerpunkt an der Frankfurter Universitätsklinik.

Aus dem stART up-Kurs wurde eine langfristig angelegte Klinikpartnerschaft des HIVCENTERS, das in Zukunft mit der virologischen Abteilung in Tygerberg einen weiteren Partner erhalten wird. Neben der optimalen klinischen Versorgung von HIV-infizierten Patienten in Lesotho geht es auch darum, die

für eine solche Therapie notwendigen Labortests zu etablieren, das Spezialgebiet Preisers.

Weitere partnerschaftliche Aktivitäten der beiden Fakultäten sind angedacht, jedoch noch im Planungsstadium. Interessenten für eine Zusammenarbeit auf wissenschaftlichem Gebiet oder im Rahmen der Aus- und Weiterbildung können sich an Prof. Preiser wenden. (preiser@sun.ac.za) ◆

Anzeige

Lernen im Slum?

Shakespeare auf dem Maisfeld?

**students
for
students**

Wir unterstützen Studenten in den sog. Entwicklungsländern Afrikas und Lateinamerikas durch Beratung und Stipendien. Mehr Infos unter
www.students-for-students.de

Diese Anzeige wurde ermöglicht durch

TENDO SAWA
Handcrafts from Africa

Schmuck und Accessoires, Korb- und Schnitzwaren, Speckstein- und Holzfiguren und vieles mehr aus fairem Handel: **www.tendo-sawa.de**

Die Universität Frankfurt auf dem Weg zur Spitze:

„Ich bin ein Sherpa für die Uni. Werden Sie es auch!“

„Ich engagiere mich für unsere Universität, um Frankfurt als Wissenschaftsstadt zu fördern und die Entfaltung-Chancen junger Menschen in der Stadt, der Region und darüber hinaus zu verbessern.“

Petra Roth
Oberbürgermeisterin von Frankfurt am Main
Mitglied des Vorstandes der Freunde der Universität

Die Johann Wolfgang Goethe-Universität hat sich auf den Weg zur Spitze gemacht. Als eine der größten Universitäten ist sie auf dem Weg, im internationalen Wettbewerb eine führende Rolle zu spielen. Interdisziplinäre Forschungsverbände wie das Center for Membrane Proteomics in den Biowissenschaften, das House of Finance in den Bereichen Recht, Finanzen, Geld und Währung oder das Frankfurt Institute for Advanced Studies zur Grundlagenforschung in theoretischen Naturwissenschaften stehen für ein hohes Niveau in Forschung und Lehre.

Die Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität sucht Gleichgesinnte, die die Universität auf dem Weg zur Spitze begleiten, ideell und finanziell. Werden Sie Mitglied der Freunde, werden Sie ein Sherpa beim Aufstieg zur Spitze, werden Sie Teil des Erfolgs der Universität!

Um mehr über die Freunde der Universität zu erfahren, rufen Sie bitte Frau Lucia Lentes (0 69) 798-2 82 85 oder Frau Petra Dinges (0 69) 910-4 78 01 an.
E-Mail: Freunde@vff.uni-frankfurt.de
www.vff.uni-frankfurt.de

Wissenschaftsvermittlung in der Wiege der Menschheit

Von Stephanie Müller



Sklavenhandel in Malawi: Was vor 150 Jahren für unzählige Menschen aus dem Karonga-Distrikt bitterer Ernst war, kann heute spielerisch im Cultural & Museum Centre erfahren werden.



Das Cultural & Museum Centre Karonga, Malawi

Karonga, der »Fossiliendistrikt« im Norden Malawis, ist reich an versteinerten Resten aus der Urzeit des Menschen. Doch wo einst die Wiege der Menschheit stand, leben Menschen heute an der Peripherie der kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung. Der Paläoanthropologe Friedemann Schrenk, der dort mit seinen amerikanischen Kollegen Timothy Bromage die raren Relikte unserer Vorfahren, Hominidenfossilien, entdeckte, hatte die Idee, das kulturelle und naturhistorische Erbe für die einheimische Bevölkerung in einem ungewöhnlichen Museumsprojekt erfahrbar zu machen. Das Cultural & Museum Centre Karonga präsentiert 240 Millionen Jahre Erdgeschichte »From Dinosaurs to Democracy« zum Anfassen, Erkunden und Hinterfragen.

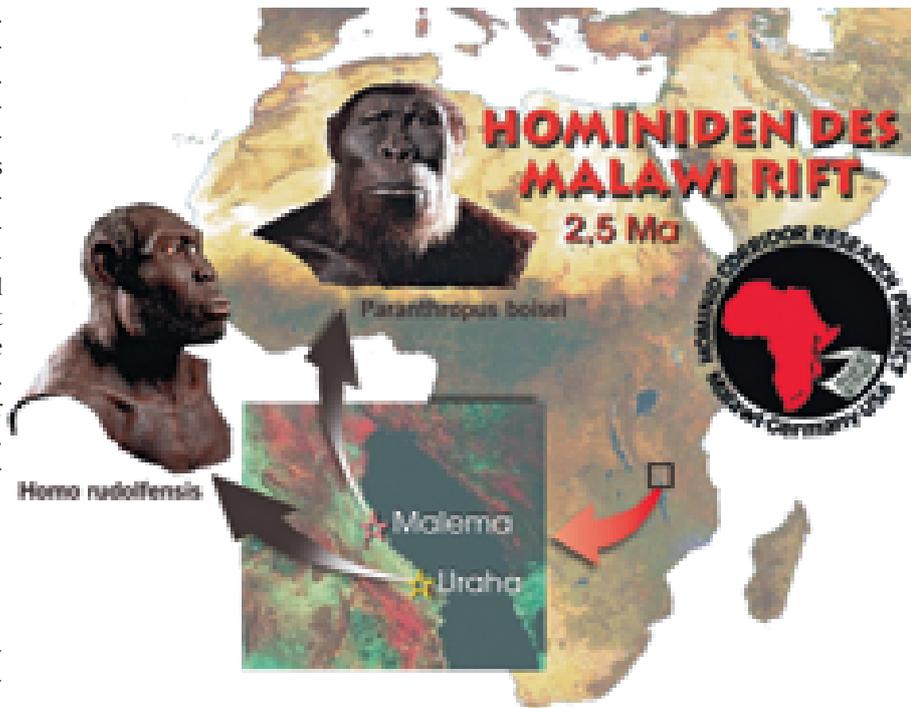
Bunt gekleidete Frauen balancieren Mais und Feuerholz auf ihren Köpfen; Kinder springen barfuß durch die Pfützen des letzten Regens, die Männer sitzen im Schatten der Schirmakazien und spielen Bawo, die Luft ist rauchgeschwängert, Vieh zieht scheinbar herrenlos über die Kassavafelder: Das ist Afrika. Afrika, die Wiege der Menschheit, unser aller Ursprung. Für den Reisenden, den weißhäutigen »mzungu«, bedeutet das ursprüngliche Afrika, jenseits der

Vier-Sterne-Hotels in Mombasa oder Kapstadt und fern jeglicher Safari- und Grashütten-Romantik, Konfrontation mit der Gegenwart. Schulen ohne Dächer, Krankenhäuser ohne Medikamente, Straßen mit Schlaglöchern und Waisenkinder, die Feldarbeit verrichten. Was als Reiserinnerung bleibt, ist ein mulmiges Gefühl. Zumindest bei sensiblen Zeitgenossen. Wissenschaftler mit eingeschlossen, denn sie besuchen ein Land oftmals über längere Zeiträume hinweg.

Paläoanthropologen wie den Frankfurter Prof. Dr. Friedemann Schrenk reizt es dennoch, den so genannten »schwarzen« Kontinent immer wieder zu bereisen. Seit mehr als zwanzig Jahren suchen er und sein internationales Team insbesondere im Ostafrikanischen Grabenbruch nach Fossilien, den versteinerten Resten aus der Urzeit des Menschen. Was sie antreibt, ist die wissenschaftliche Neugier. Ausgestattet mit ihrem Forschungsauftrag sowie Geld- und Zeitknappheit stoßen sie während ihrer Grabungsarbeiten auf Armut, Sorgen und Nöte der afrikanischen Kooperationspartner. Eine Kluft zwischen Forschungsauftrag und Forschungsalltag, die sich auf dem Antragspapier schlecht überwinden lässt. Hier zählen harte Fakten: Fossilien, die während der Grabungssaison gefunden wurden. Menschenfossilien, die von der Urzeit unserer eigenen Gattung Mensch zeugen und uns wissen lassen, dass wir alle Afrikaner sind.

Fossiles Unterkieferfragment schließt Fundlücke

Schrenk ist der Spagat zwischen wissenschaftlicher Arbeit, sozialer Verantwortung und Vermittlung von wis-



Auf Fossilienjagd: Friedemann Schrenk und sein international besetztes Hominid Corridor Research Team in den Chiwondo-Sedimenten Nordmalawis.

senschaftlichen Themen im Partnerland Malawi gegliückt. Der kleine Staat im Südosten Afrikas spielt im Puzzle der Paläoanthropologie, also der Lehre über das Leben unserer Vorfahren, der Hominiden, eine große Rolle. Dem malawisch-deutsch-amerikanischen Forschungsteam um Friedemann Schrenk und Timothy Bromage, New York University, gelang dort 1991 mit einem einzigen Fossilfund der ganz große Coup: Ein 2,5 Millionen Jahre altes Unterkieferfragment repräsentiert den bislang ältesten Vertreter der Gattung *Homo rudolfensis*. Doch damit nicht genug: Die zehn erhaltenen Zähne des Fragments schlossen die Fundlücke zwischen den bekannten Hominidenfundstellen im südlichen und östlichen Afrika.

UR 501 – so die Katalognummer des fossilen Ur-ahns – stellte die Weichen für den wissenschaftlichen Werdegang der beiden modernen Knochenjäger. Gelder für bevorstehende neue Grabungen flossen auf einmal schneller. Um eine erneute Grabungserlaubnis in Malawi zu bekommen, mussten die beiden nun nicht mehr Monate, sondern nur noch Tage warten. Der Einsatz des

Teams lohnte sich: 1996 folgte das zweite Hominidenfragment, diesmal ein Oberkieferfragment eines robusten Vormenschen – *Paranthropus boisei*, ebenfalls aus Malawi und genau so alt wie der zuvor gefundene Vertreter der Gattung Homo. Anhand der beiden kostbaren Hominidenfossilien und der seit 1982 geborgenen Faunenfossilien von Urschweinen, Giraffen und Antilopen konnten wichtige Rückschlüsse auf das Klima und somit auch auf das Habitat der Gattungen Homo und Australopithecus für die Zeit des Plio-Pleistozäns gezogen werden. Forschungsgeschichtlich ein wichtiger Schritt, denn Malawi war bis in die 1990er Jahre ein weißer Fleck auf der Fundstellenkarte der Paläoanthropologie. Heute hat sich das Dank der Funde entscheidend geändert.

Am nördlichen Ende des 600 Kilometer langen Malawisees liegen die Fundorte zweier Hominiden, *Homo rudolfensis* (links) und *Paranthropus boisei* (rechts), die sich vor etwa 2,5 Millionen Jahren das gleiche Habitat teilten.

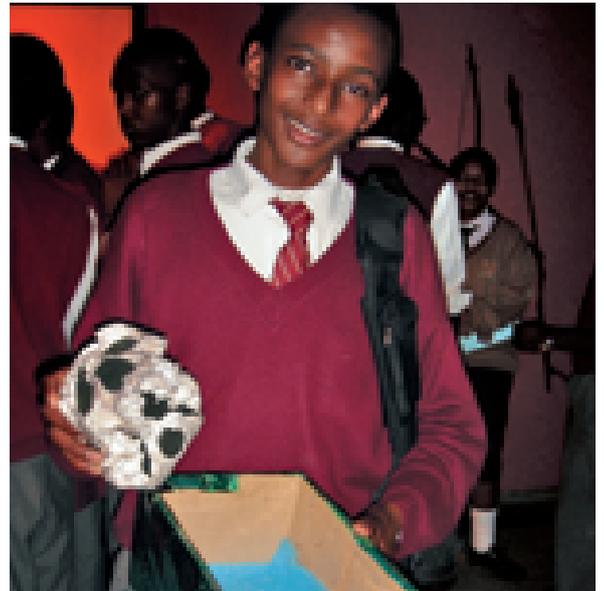


Ein Abguss des Anfang der 1990er Jahre gefundenen Malawisaurus, eines 8 Meter langen Dinosaurierskeletts, das mit der Errichtung des Cultural & Museum Centre Karonga nun erstmals im Fundland zu sehen ist.

Wissenschaftsdemokratie für die Peripherie

Den Menschen vor Ort brachte das wissenschaftliche Renommee von Schrenk und seinem Forscherteam jedoch herzlich wenig. Zwar waren die Kollegen des staatlichen malawischen Denkmalschutzes mit von der Partie – ihr Training hatte Schrenk mit Mitteln der damaligen Carl-Duisberg-Gesellschaft in Deutschland finanzieren können – doch den Grabungshelfern und Freunden in Karonga, dem 200 000 Einwohner zählenden Fossilidistrikt im Norden Malawis, half dies wenig. Die Fossilien wurden zu Präparationszwecken aus dem Land transportiert, wissenschaftlich bearbeitet und publiziert, um alsbald in den Schubladen des Denkmalschutzes der malawischen Hauptstadt Lilongwe in einen Dornröschenschlaf zu fallen. Kurz und knapp zusammengefasst bedeutete dies: kein Geld und Verdienst für lokale Präparatoren, wissenschaftlicher Erfolg des weißen Forschungsteams und Fragezeichen in den Köpfen der Menschen, denen das Wissen um ihr kulturelles Erbe als Wiege der Menschheit verschlossen blieb.

Wissenschaftsdemokratie ist ein Schlagwort, das nicht nur Schrenk beschäftigte, sondern auch Oliver Mwenifumbo, Lawrence Mwamlima und Archibald



Für 350 Euro wandert der Schädelabguss des Turkana Boys vom Museum in die Schule. Innerhalb des von der Uraha Foundation Germany initiierten Programms »Hominiden machen Schule« kann eine deutsche Schule helfen, das Wissen um Afrika als Wiege der Menschheit auch in Afrika zu verbreiten.

Mwakasungula. Alle drei – weit über 70 Jahre alt – hatten sich in den Kopf gesetzt, Karonga, ihre Heimatstadt, 45 Kilometer von der tansanischen und 110 Kilometer von der sambischen Grenze entfernt, zu entwickeln.

Die Peripherie Malawis geriet nach dem Beginn der Missionierung durch Schotten, Iren und Engländer um 1890 in Vergessenheit. Wenig bevölkert und gerade deshalb reich an Ressourcen wie fruchtbarem Ackerland, Vieh und besser gebildeten Menschen, verlor der malawische Norden an Einfluss im politischen System der 30-jährigen Diktatur des »Lifepresidents« Hastings Kamuzu Bandas. Entwicklung fand in der neu gegründeten Hauptstadt Lilongwe in der Zentralregion des Landes statt, oder, wie zu Zeiten des Kolonialregimes, im Süden des Landes.

Ng'onga für die Einheimischen, für Ornithologen eine »Crowned Hornbill«. Durch gezieltes Training sollen die Mitarbeiter des Museums in Zukunft auch Touren durch die reiche Avifauna Karongas anbieten können.



Hominiden machen Schule

Das Programm »Hominiden machen Schule« des von Friedemann Schrenk gegründeten Vereins Uraha Foundation Germany kann mit einem Betrag von 150 Euro (*Homo rudolfensis*) oder 350 Euro (Turkana Boy) unterstützt werden. Hierfür erhalten eine deutsche Schule und zwei afrikanische Schulen jeweils einen Unterkiefer oder Schädel und das zugehörige Lernmaterial. Der Verein dient der Förderung von Wissenschaft und Forschung in und über Afrika und deren objektiver Vermittlung im Partnerland und in Deutschland. Er will durch seine Tätigkeit insbesondere zum Verständnis des natürlichen und kulturellen Erbes Afrikas und des lokalen Wissens beitragen. Erster Vorsitzender ist Prof. Dr. Friedemann Schrenk, zweiter Vorsitzender ist Dr. Stefan Schmid vom Zen-

trum für interdisziplinäre Afrikaforschung (ZIAF) an der Johann Wolfgang Goethe-Universität, das die Arbeiten des Vereins aktiv unterstützt. Der Mindestbeitrag einer Mitgliedschaft liegt bei 10 Euro pro Jahr. Kontakt: Uraha Foundation Germany e. V., Paläoanthropologie, Forschungsinstitut und Naturmuseum Senckenberg, Senckenberganlage 25, 60325 Frankfurt am Main;

E-Mail: uraha@senckenberg.de

Weitere Informationen:
www.palaeo.net/cmck
www.ziaf.de/Karonga.htm
www.senckenberg.de

Fossilien als kulturelles Erbe Afrikas entdecken

Doch gerade der Norden wies Schätze auf, die es sonst nirgendwo in Malawi, dem ehemals englischen Nyasaland, gab: Fossilien. Bereits 1924, also lange vor Schrenk, beschrieb der Engländer John Dixey große säugetierartige Knochen, die sich 60 Jahre später als Dinosaurierknochen entpuppten. Die Millionen Jahre alten Fragmente wurden durch tektonische Bewegungen des Afrikanischen Grabenbruchsystems vor ungefähr einer halben Million Jahre emporgehoben. Amerikanische Forschungsteams um Louis Jacobs »ergruben« das Dinosaurier-Wissen, ergatterten die Fossilien, erforschten sie und stellten sie zur Schau. Das Ende der 1980er Jahre in Karonga gefundene Skelett des imposanten Malawisaurus wurde bis 2004 nicht im Fundland Malawi ausgestellt. Das Skelett reiste nach Japan und ins ferne Amerika; und auch die von Schrenk und seinen Mitarbeitern gefundenen Hominidenfossilien wurden in Malawi weder ausgestellt noch das Wissen darüber verbreitet. Die so genannten »großen Funde« der Anthropologie kamen, so steht es in den in Europa hergestellten Schulbüchern, aus Südafrika, Tansania, Kenia oder

Centres Karonga« (kurz CMCK) ein Zeichen zu setzen. Ein Zeichen für Bildung, Demokratie, Fortschritt und Erhalt und Stärkung des lokalen Wissens. 240 Millionen Jahre Erdgeschichte »From Dinosaurs to Democracy« zum Anfassen, Erkunden und Hinterfragen. Demokratisierung von Wissen in einem Land, in dem die Wiege der Menschheit stand.

Weitere Unterstützung fand das ambitionierte Projekt durch die Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ), den Deutschen Entwicklungsdienst (DED) und viele weitere private und öffentliche Institutionen, denen daran gelegen war, das Wissen um die Menschwerdung, Geschichte und Tradition in der jungen Demokratie Malawi zu verbreiten. Die im Jahr 2000 begonnenen Arbeiten verliefen jedoch nicht immer reibungslos. Die Bauarbeiten auf dem von der Stadtverwaltung Karonga gestifteten Grundstück wurden mehr als zwei Jahre verzögert. Erst im April 2004 konnte der Bauunternehmer den Museums- und Administrationsblock an den lokalen Partner übergeben. Das geplante Amphitheater, ein notwendiges Vehikel zur Darstellung und Kommunikation traditioneller Werte und Kultur, blieb aufgrund fehlender finanzieller Ressourcen bislang unrealisiert. Während der vierjährigen Implementie-



Äthiopien – nicht aus Malawi. Mwamlima, Mwenifumbo und Mwakasungula wollten Abhilfe schaffen. Zusammen mit Friedemann Schrenk planten sie ein Museum. Aber nicht irgendeines. Ein besonderes Museum, nicht in der Hauptstadt, nicht in der Mitte des 1100 Kilometer langen Landes, sondern dort, wo die Fossilien herkamen: in Karonga.

Vom Dinosaurier zur Demokratie

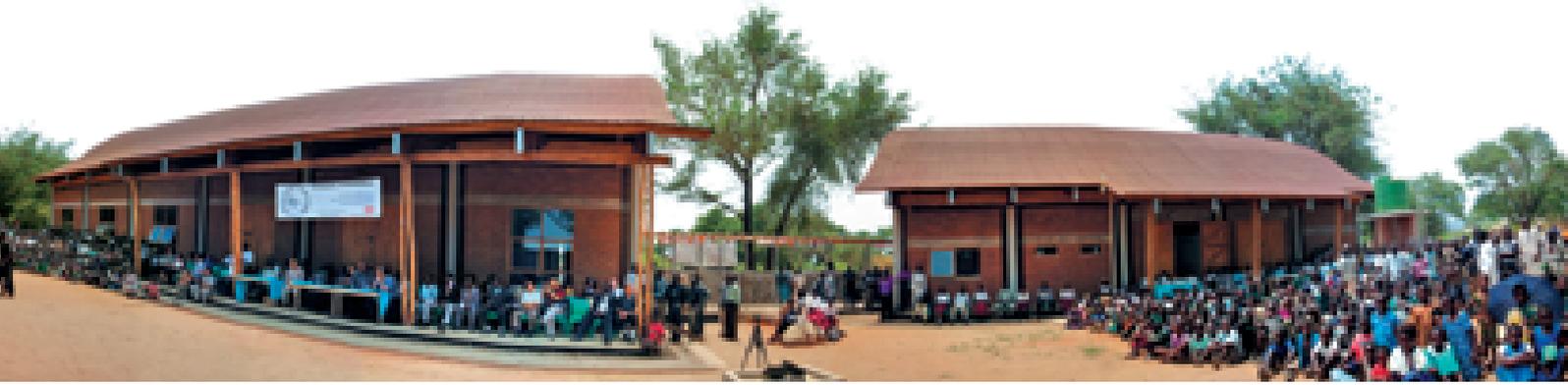
Es war keine leichte Aufgabe, vor der Schrenk als Wissenschaftler und die Ideengeber Mwamlima, Mwenifumbo und Mwakasungula standen. Als luxuriöses Unterfangen abgetan, landete der Projektvorschlag recht schnell in der Ablage »P – Papierkorb« vieler internationaler Geldgeber. Nicht so bei der Europäischen Union. Um in einem Land, das 30 Jahre diktatorisch regiert wurde, Wissen zu schaffen, eine kulturelle und historische Identität aufzubauen, hatte sich die EU zusammen mit dem von Schrenk gegründeten Verein – Uraha Foundation Malawi und Germany e. V. – vorgenommen, mit der Entstehung des »Cultural and Museum

Arbeiten des Projekts wurden jedoch umfassende Vorarbeiten für die Zukunft des CMCK geleistet. Kulturelle und historische Forschung konnte den Erhalt der bisher nur oral tradierten Geschichte der Ngonde, der vorherrschenden Ethnie, in Publikationen weitgehend sicherstellen. Ein umfangreiches Aufklärungsprogramm mit lokalen Theatergruppen setzte Bildungsinhalte wie Evolution, Geologie und kulturelle Geschichte spielerisch in Lehrstücken um und erreichte beinahe jeden Winkel des 200 000-Mann und -Frau starken Karonga-Distrikts.

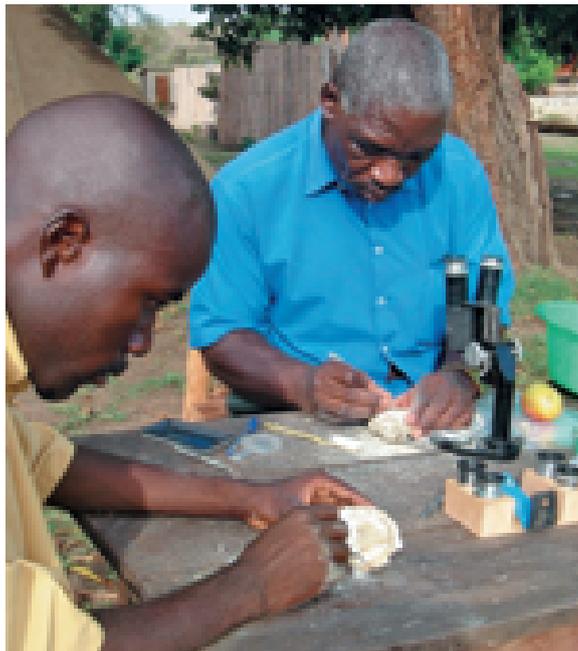
Hominiden machen Schule

Ein weiterer Schwerpunkt der Arbeit des Vereins Uraha Foundation ist die Kooperation mit ortsansässigen Schulen: Das Programm »Hominiden machen Schule« oder »Hominids for Schools« fördert den afrikanisch-deutschen Dialog zwischen Schülern und Lehrern. Mit diesem Programm wurde im Februar 2006 der Startschuss zum Austausch zwischen jeweils einer deutschen und zwei afrikanischen Partnerschulen – in Kenia und

Besucherführung durch ein Steinmosaik in Form einer Schlange: 240 Millionen Jahre Natur- und Kulturgeschichte zum Anfassen im Cultural & Museum Centre Karonga.



Publikumsmagnet: Die Infrastruktur des Museums und angegliederter Arbeitsräume bietet Chancen für lokale Wissenschaftler, internationale Kooperationsprojekte, aber auch lokale Kulturdarbietungen.



Der Präparator und Kurator des Cultural and Museum Centres Karonga, Harrison Simfukwe (rechts), der in langjähriger Kooperation mit Schrenks Grabungsteam und der ehemaligen Carl-Duisberg Gesellschaft in Deutschland ausgebildet wurde, gibt heute sein Wissen an junge Volontäre des Museums weiter.

Das Engagement der ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Uraha Foundation Malawi und Deutschland zielt jedoch nicht nur auf die wissenschaftliche Vermittlung von fossilem Knochenwissen. Das kulturelle Erbe der Ngonde lässt sich auch zwei Millionen Jahre nach dem Fund des ersten Bewohners des Karonga-Distrikts weiterverfolgen. Die Geschichte Karongas geht weiter: Mit der Besiedlung des Mbande Hills, eines Bergs, der 20 Kilometer südöstlich des Museumsprojekts liegt, fängt die moderne Geschichte Karongas an. Bereits früh wurde das Idyll am fruchtbaren Rukuru-Fluss durch Sklavenhandel und kriegerische Auseinandersetzungen zerstört. Missionierung, Kolonialmacht, Erster Weltkrieg folgten, und erst 1964 schien das Land und damit auch Karonga wieder in die »eigenen« Hände zu fallen. Doch der Schein trügt. Während der Ära des ersten Präsidenten war Malawi ein autokratischer Einparteiensstaat. Erst nach 30 Regierungsjahren wurde Unmut laut, und dies führte zur Umwandlung des Regimes in eine dezentrale Demokratie. Um diese Einschnitte in das Leben der Menschen auch außerhalb des Museums zu erklären, bietet das Projekt Lehrpfade an. Historische Ereignisse werden am Ort ihres Geschehens erfahrbar gemacht. Neben geschichtlichen Schauplätzen sollen in Zukunft auch Exkursionen in die einmalige Vogelwelt Nord-Malawis angeboten werden.

Malawi – gegeben. Als Verständigungsvehikel dienen Hominidenfossilien: zum einen der in Karonga gefundene fossile Unterkiefer des ältesten Vertreters der Gattung Mensch, UR 501, zum anderen das Schädeldach des am Turkana-Sees gefundenen *Homo erectus* Fossils »Turkana Boy«. Abgüsse der bekannten Fossilien wurden von einer deutschen Schule gekauft; ein Abguss geht an den Käufer, und zwei reisen zurück in ihre Fundheimat Afrika, wo es um Lehrmittel in örtlichen Schulen eher schlecht als recht bestellt ist. Die Kunststoffabgüsse stehen den Schulen vor allem für Unterrichtszwecke zur Verfügung. Evolutions- und Biologieunterricht sollen so – sowohl in Deutschland als auch in Afrika – bereichert werden. Darüber hinaus soll natürlich das Herkunftsland des Funds eine Rolle spielen bei der Auseinandersetzung mit dem Kiefer: Wie leben die Menschen in Afrika, was lernen Kinder in der Schule, welche Traditionen machen dort das Zusammenleben aus? Diesen Fragen wird individuell sogar in Brief freundschaften nachgegangen.

Herpetologisches Training: Rephter Sapao (links) und Danny Simbeye beim Fixieren von Schlangen. Angelernt wurden die beiden Museumsführer durch den Doktoranden Vincenzo Mercurio.



Johannes Ferdinand, Kaufmännischer Leiter des Forschungsinstituts und Naturmuseums Senckenberg, investierte das Preisgeld des an ihn verliehenen Steinbacher-Preises für Ornithologie in Ferngläser und Vogelbestimmungsbücher. Nun können Jugendliche in Karonga die Vogelbeobachtung lernen. Dieses Engagement zieht derweil seine Kreise: Eine Zusammenarbeit mit dem Museum König ist anvisiert. Die Initiative zwischen Museums- und Vogelwelt in Deutschland und Malawi kann so nicht nur der Wissenschaft, sondern auch der Zukunft junger Malawier und Studierender aus Deutschland förderlich sein.

Ein Ort der Begegnung und des Lernens

Der Zulauf der malawischen Schulen zu den Lehrprogrammen ist immens, doch fehlt es nach wie vor an Mitteln zur Umsetzung von didaktischen Inhalten in Lehrmittel und Erklärungstafeln. Transporte zum Museum werden unter großen Mühen von den Schulen selbst organisiert und finanziert – ein außerordentlicher Beitrag zum Projekterfolg, da Schulen keinen Etat für »Lehrexperimente« wie den Besuch eines Museums



Dinosaurier-Bar in Karonga: Die fossile Echse aus dem Museum inspiriert nicht nur Schulkinder, sondern auch Geschäftsleute.

haben. Mit der Eröffnung des Museums wurde für die nationalen und internationalen Besucher ein Ort der Begegnung und des Lernens geschaffen, der auch für die wissenschaftliche Vermittlungsarbeit im Partnerland beispiellos in Südostafrika ist. Dem Museum sind Ausbildungsräumlichkeiten für Schreiner und Präparatoren



angegliedert. Es existieren Bildungseinrichtungen wie der Evolutions- und Geschichtslehrpfad sowie ein Grabungscamp in Malema, einem der Hominiden-Fundorte. Die Forschungsstation Malema dient der Durchführung von »field schools«, Seminaren und Workshops. Träger des Zentrums sind die malawisch-deutsche Nichtregierungsorganisation Uraha Foundation und das malawische Ministerium für Jugend, Kultur und Sport. Wissenschaftliche Hauptpartner sind die Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt am Main, das Forschungsinstitut und Naturmuseum Senckenberg, das Hessische Landesmuseum Darmstadt, das Kenya National Museum in Nairobi und die New York University.

Das interdisziplinäre Training vor Ort durch Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der Johann Wolfgang Goethe-Universität sowie des Forschungsinstituts Senckenberg, ehrenamtliche Mitarbeiter wie Sebastian Mühlhäuser (Verantwortlicher für das Ausstellungsdesign und dessen Umsetzung) und viele andere mehr, ermöglichte es, eine personelle Infrastruktur aufzubauen, die langfristig wirksame Kooperationen schaffen kann und bei vergleichsweise geringem Mitteleinsatz die Durchführung von vielfältigen Forschungsprojekten ermöglicht.

Die Umsetzung der Ausstellung wurde unterstützt durch die Sparkassenstiftung Darmstadt sowie die Firmen Egger, Würth, Festool und Röhm. Die Bereitstellung und der Transport eines Containers für Hilfsgüter wurde durch die Firma Mühlhäuser ermöglicht. ◆

Schaufenster in die Urzeit: Das Cultural and Museum Centre Karonga.

Literatur

Schrenk, F.; Bromage, T.: Adams Eltern – Expedition in die Welt der Frühmenschen. Aufgezeichnet von S. Müller. München: C. H. Beck, 2002.

Die Autorin

Stephanie Müller, 33, studierte Germanistik, Rechtswissenschaften und Neuere Geschichte an der Technischen Universität Darmstadt (Abschluss Magister). 1998 bis 2001 arbeitete sie bei der BASF Aktiengesellschaft Ludwigshafen in der Unternehmenskommunikation. Anschließend war sie freie Kommunikationsberaterin für Projekte in Malawi, Afrika, die von verschiedenen Projektträgern gefördert wurden (Kreditanstalt für Wiederaufbau (KfW), Europäische Union, Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ)). Gleichzeitig leitete sie den Aufbau des Cultural & Museum Centre Karonga (bis 2004). Seit 2005 betreut sie die Kommunikation der Paläoanthropologischen Abteilung im Forschungsin-

stitut Senckenberg. Während dieser Zeit entstanden mehrere Publikationen, unter anderem: »Adams Eltern« (mit Timothy Bromage und Friedemann Schrenk); »Die Neandertaler« (mit Friedemann Schrenk); »Die Fossilienjäger« (GEOkompakt), und »Wir sind alle Afrikaner, Afrika – Ursprung der Menschheit« (mit Friedemann Schrenk). Afrika fasziniert sie: kulturell, politisch und geographisch. Doch den Kontinent über einen Kamm zu scheren, hat ihr schon immer widerstrebt: »Afrika braucht Bildung und keine Almosen und allwissenden Planer. Ich habe gelernt zuzuhören und Entscheidungen abzuwarten, denn nur so können wir als Ausländer erfahren, was lokal für wichtig empfunden wird.«



Gemeinsam für den Erhalt der Artenvielfalt in Westafrika

Deutsche und afrikanische Wissenschaftler setzen sich für die Biodiversität ein

Von Karen Hahn-Hadjali und Annika Wieckhorst



Obwohl die reiche Artenvielfalt der westafrikanischen Savannenlandschaften erst in Ansätzen erforscht und dokumentiert ist, geht aus Beobachtungen der ansässigen Bevölkerung hervor, dass viele Pflanzenarten bedroht sind. Dies ist nicht nur ein ökologisches, sondern auch ein soziokulturelles Problem. So werden beispielsweise in Nord-Benin etwa 80 Prozent aller vorkommenden Pflanzen zu medizinischen Zwecken herangezogen und stellen damit die Basisgesundheitsversorgung besonders für die ländliche Bevölkerung dar. Neben der Verwendung der Pflanzen in der traditionellen Medizin kommt ihnen auch in der täglichen Ernährung, als Baumaterial und zur Herstellung von Kosmetika eine entscheidende Rolle zu. Das interdisziplinäre BIOTA-Projekt der Universitäten Frankfurt und Mainz, des Forschungsinstituts Senckenberg und der Universitäten Ouagadougou (Burkina Faso) und Abomey-Calavi (Benin) hat es sich zur Aufgabe gemacht, die biologische Artenvielfalt und das damit verbundene lokale Wissen zu erforschen, zu schützen und zu erhalten. Erste Erfolge konnten bereits durch die Anpflanzung besonders bedrohter Arten und die Einrichtung eines Medizinalpflanzengartens, gemeinsam mit lokalen Heilkundigen in Nord-Benin, erzielt werden.



In der Baumschule des Dorfs Papatia in Nord-Benin wird die Anpflanzung von bedrohten Baumarten getestet, die zu vielfältigen Zwecken von der lokalen Bevölkerung genutzt werden. Die Baumschule ist Teil eines Botanischen Gartens, der von der Dorfbevölkerung gemeinsam mit Wissenschaftlern eingerichtet wurde, um die Artenvielfalt der Region zu schützen und nachhaltig zu nutzen.

Eine Wanderung durch die westafrikanische Savannenlandschaft mit ihrem üppigen grünen Grastepich und einer bunten Vielfalt an Bäumen und Sträuchern **■** macht es deutlich: Die verbreitete Vorstellung, Westafrika bestehe nur aus kargen, von Dürren und Katastrophen gebeutelten Landschaften, stimmt so nicht. Vielmehr stößt man auf eine Fülle verschiedener Lebensräume, die eine reiche, jeweils an sie angepasste Pflanzen- und Tierwelt beherbergen. Zusammen mit den südlich angrenzenden Regenwäldern bildet das vielfältige Mosaik der westafrikanischen Savannenlandschaften eine Region, die einen hohen Artenreichtum aufweist. Inzwischen ist die Vielfalt, wie

auch in vielen anderen Regionen der Welt, zunehmend bedroht. Wodurch? Das starke Bevölkerungswachstum, die sich wandelnden, immer mehr Flächen erfordern den Landnutzungspraktiken, aber auch die globale Klimaveränderung, die zu immer häufigeren extremen Klimaereignissen führt, gelten als wichtigste Ursachen für den Artenschwund.

Wie kann diese bedrohte Vielfalt heute geschützt werden?

Diese Frage ist umso wichtiger, als viele der Pflanzen im täglichen Leben der ländlichen Bevölkerung eine große

Rolle spielen. Kaum ein Baum, Strauch und Kraut, das nicht im Alltag verwendet wird, so zum Beispiel als Nahrungsmittel für Mensch und Tier, als Bau- und Brennholz, zu medizinischen Zwecken oder für Kosmetikprodukte. Angesichts der rapiden Veränderungen gilt es hier, gemeinsam mit der Bevölkerung neue Wege und Ansätze zum Schutz und zur nachhaltigen Nutzung der noch vorhandenen pflanzlichen Ressourcen zu entwickeln.

Diese Aufgabe haben sich deutsche und afrikanische Wissenschaftler des BIOTA W11-Projekts gestellt, das seit 2001 vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) als Teil eines afrikaweiten Forschungsnetzwerks gefördert wird. Es geht auf die internationale UN-Konvention von Rio (1992) zum Schutz und Erhalt der Arten-

vielfalt zurück. Gemeinsam erforschen Botaniker, Ethnologen und Geographen der Universitäten Frankfurt und Mainz, des Forschungsinstituts Senckenberg und der Universitäten Ouagadougou (Burkina Faso) und Abomey-Calavi (Benin) den Wandel der Artenvielfalt und die Faktoren, die diesen beeinflussen. Dabei wird besonders der Frage nachgegangen, wie die ansässige Bevölkerung diese Veränderungen wahrnimmt und wie sich ihre Lebensumstände dadurch verändern. Durch die Verknüpfung von wissenschaftlichem Fachwissen mit den Kenntnissen und Bedürfnissen der Bevölkerung lassen sich neue Ansätze für Artenschutzmaßnahmen entwickeln, die auch realistisch umsetzbar sind: Denn nur, wenn die betroffene Bevölkerungsgruppe einen Sinn in solchen Maßnahmen sieht und sich aktiv beteiligt, kann ein nachhaltiger Erfolg möglich sein.

In diesem Zusammenhang ist auch die Verbesserung der Ausbildung afrikanischer Studenten und lokaler Assistenten ein zentrales Anliegen des BIOTA-Teams **2**. Denn gut geschulte Fachleute sind immer noch rar in diesen ärmsten Ländern der Welt, und das, obwohl Fachwissen eine Grundvoraussetzung für eine verbesserte Umweltpolitik und deren praktische Umsetzung



1 Die Savannen Westafrikas bestehen aus einem Mosaik aus dichten Grastepichen mit eingestreuten Bäumen und Sträuchern. Sie beherbergen eine sehr reiche Pflanzen- und Tierwelt.

ist. Aber auch die deutschen Wissenschaftler und Studenten profitieren von dieser fruchtbaren Kooperation: Sie erhalten vertiefte Kenntnisse über landes- und kulturspezifische Gegebenheiten, die das Verständnis der Zusammenhänge zwischen Veränderungen der Artenvielfalt und menschlichen Einflüssen verbessern.

Wie viele Pflanzenarten gibt es, und wo kommen sie vor?

Um zu beurteilen, ob Arten verschwinden, muss man zunächst wissen, welche vorkommen. Für Burkina Faso und Benin fehlen noch viele grundlegende Daten. In einem ersten Schritt galt es deshalb, durch gezielte Samedelxkursionen **3** und die Zusammenführung vorhandener botanischer Daten in Datenbanken eine bessere Grundlage zu schaffen. In relativ kurzer Zeit hat BIOTA gute Fortschritte gemacht: Für Burkina Faso sind heute 1630 Arten nachgewiesen – eine Zahl, die um 35 Prozent höher liegt als zu Beginn des Projekts.

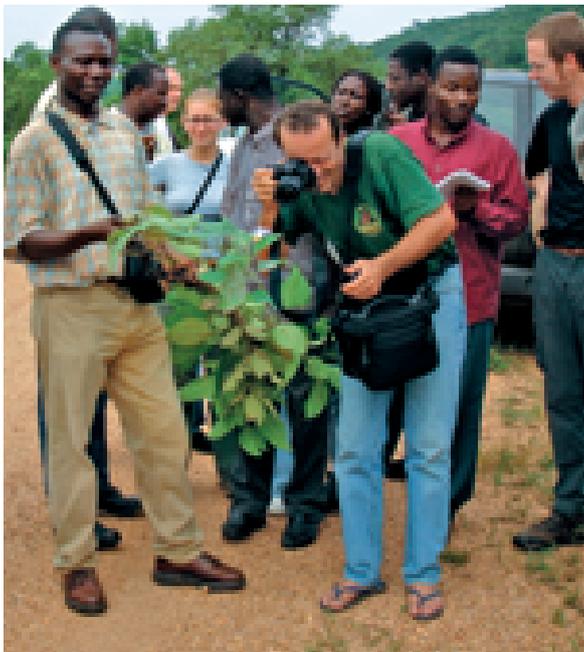
Dennoch sind die Daten immer noch spärlich. Deshalb zieht man für die Darstellung der Artenvielfalt auf Karten auch Modelle heran. Die bekannten Vorkommen einer Art werden zu den allge-

meinen Daten über Klima, Relief und Boden in Bezug gesetzt, um daraus die mögliche Gesamtverbreitung einer jeden Art zu errechnen. Verknüpft man solche Verbreitungsmodelle, so kommt man zu Karten der Artenvielfalt **4**. Für Burkina Faso lässt sich so eine deutliche Zunahme der Artenvielfalt von Nord nach Süd erkennen, die parallel zu den ebenfalls von Nord

2 Die Zusammenarbeit afrikanischer und deutscher Wissenschaftler ist für beide Seiten sehr fruchtbar. Hier wird vermittelt, wie mit Hilfe eines Satellitennavigationsgeräts die genaue Position von Dauerflächen im Gelände bestimmt werden kann. Die deutschen Partner profitieren von den landes- und kulturspezifischen Kenntnissen ihrer Kollegen, eine wichtige Voraussetzung für die Interpretation der botanischen Daten.

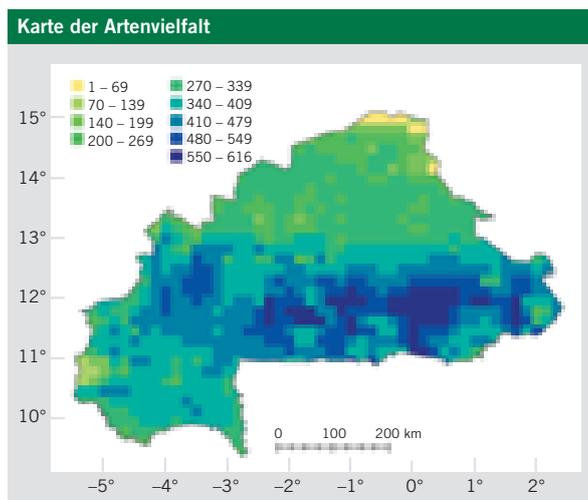


3 Gemeinsame Sammelexpeditionen schaffen eine bessere Grundlage der Kenntnisse, wo welche Pflanzen vorkommen. Der beninische Pflanzenspezialist Pierre Agbani hat eine sehr seltene Waldart gefunden.



nach Süd ansteigenden Niederschlägen verläuft. Mehr Regen bedeutet also eine Zunahme der Artenvielfalt. Auf der Basis dieser Karten können auch Konzepte zum Erhalt der Artenvielfalt weiterentwickelt werden, indem zum Beispiel analysiert wird, wie viele Arten bereits in bestehenden Schutzgebieten geschützt sind und wo Zentren der Artenvielfalt liegen, die unter Schutz gestellt werden müssten.

In einem der tierreichsten Nationalparks in Westafrika, dem Pendjari-Park in Nord-Benin, kommen solche Karten sowie die von BIOTA mit Hilfe von Satellitenbildern erstellten Vegetationskarten bereits zum Einsatz. Sie geben Auskunft über die räumliche Verteilung und die Häufigkeit beziehungsweise Seltenheit von Savannen und Wäldern und den darin vorkommenden Pflanzen und sind eine wichtige Voraussetzung für ein verbessertes Parkmanagement, das auf die langfristige Erhaltung der Tier- und Pflanzenbestände abzielt.



4 Wie viele Pflanzenarten gibt es, und wo kommen sie vor? Da die Daten spärlich sind, werden Verbreitungsmodelle errechnet, mit denen man Karten des Artenreichtums – hier für Burkina Faso – erstellt. Dunklere Rasterzellen stehen für eine höhere Vorkommenswahrscheinlichkeit. Diese Karten sind eine wichtige Grundlage für Konzepte zur Erhaltung der Artenvielfalt, indem sie beispielsweise Anhaltspunkte dafür geben, wo die Errichtung von Schutzgebieten sinnvoll ist.

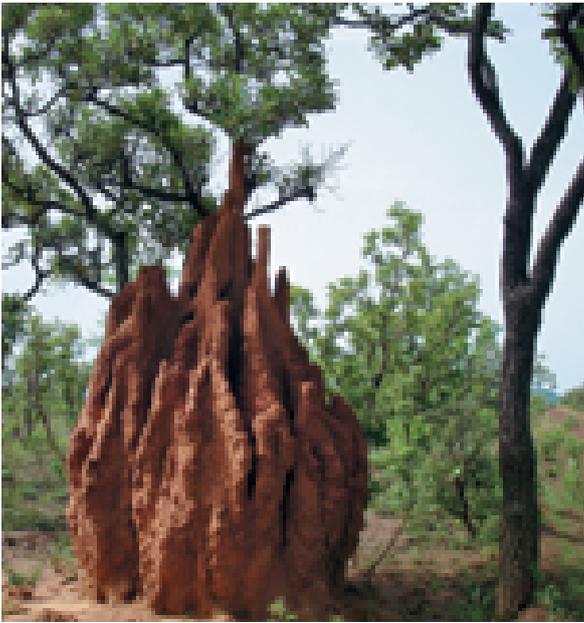
Wie verändert sich die Artenvielfalt, und welchen Einfluss hat der Mensch?

Wie kann man feststellen, welche Arten tatsächlich ab beziehungsweise zunehmen, wenn unbekannt ist, welche es früher gab? Über den Vergleich von Satellitenbildern aus verschiedenen Jahren lässt sich grob abschätzen, wie sich die Anteile von Savannen und Wäldern im Laufe der letzten Jahrzehnte verändert haben, nicht aber, wie es um einzelne Pflanzenarten steht. Über dieses Wissen verfügen nur die Menschen, die diese Veränderungen miterlebt haben. Deshalb ist die enge Zusammenarbeit mit der ansässigen Bevölkerung ein weiterer Ansatz der BIOTA-Forschung. Befragungen zur lokalen Wahrnehmung von Umweltveränderungen und zum Rückgang von Arten zeigen, dass selbst in Gebieten, die augenscheinlich noch große Bereiche mit dichten Baum- und Waldsavannen besitzen, bereits eine Reihe von Arten als zurückgehend angesehen werden. Oftmals sind dies gerade solche Pflanzen, die eine wichtige ökonomische oder kulturelle Bedeutung besitzen. Warum aber sind besonders diese Arten gefährdet? Untersuchungen zu ihrer Ökologie und Regeneration zeigen verschiedenste Einflüsse auf: Während bei einigen Arten eine selektive Übernutzung und der Verlust ihrer Lebensräume ausschlaggebend zu sein scheinen, zeigen andere selbst in Schutzgebieten eine gestörte Verjüngung. Dies ist ein deutlicher Hinweis darauf, dass die Nutzung nicht der alleinige Faktor sein kann. Um diese Arten wieder anzupflanzen zu können, führt BIOTA Keimungs- und Aufzuchtsexperimente durch. Alle bisher getesteten Arten zeigen viel versprechende Ergebnisse, und die Chancen stehen gut, sie wieder vermehrt anzusiedeln – nicht zuletzt aufgrund des großen Interesses der lokalen Bevölkerung.

Wechselbeziehungen zwischen Pflanzen und Tieren

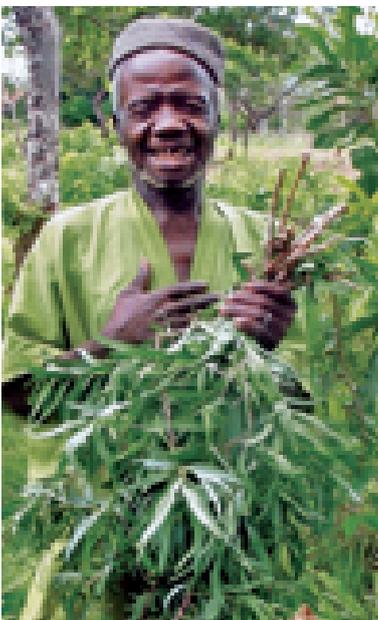
Um bedrohte Pflanzenarten erhalten zu können, bedarf es aber auch genauer Kenntnisse der ökosystemaren Zusammenhänge. Gemeinsam mit Zoologen des BIOTA-Afrika-Netzwerks werden deshalb die Wechselbeziehungen zwischen Schlüssel-Tiergruppen und Pflanzenvorkommen untersucht. Termiten der hügelbauenden Gattung *Macrotermis* spielen in den Savannen eine besondere Rolle. Sie gelten als »Ökosystem-Ingenieure«, da sie durch ihre Tätigkeit Stoffflüsse verändern und damit Artenspektren und räumliche Verteilungsmuster tiefgreifend beeinflussen. Die meterhohen Hügel 5 werden nach Verlassen der Termitenkolonie wieder von Pflanzen bewachsen, und oft bildet sich dadurch eine spezifische Verteilung von Bäumen und Sträuchern in den Savannen aus. In Gebieten, die während der Regenzeit lange unter Wasser stehen, können sich Gehölze beispielsweise nur auf den Termitenhügeln halten, die über den Überschwemmungsbereich herausragen. So entstehen ausgedehnte Grassavannen, die immer dort von kleinen Gehölzinseln durchsetzt sind, wo eine Termitenkolonie ihren Hügel gebaut hatte. 6

Untersuchungen der Artenzusammensetzung auf den alten Hügeln haben noch mehr Verblüffendes zutage gebracht. Unabhängig von den umgebenden Savannen siedeln sich auf den Hügeln nur bestimmte Arten an, die sonst sehr selten zu finden sind. Weil die Ter-



5 Die Hügelbauten der Termitengattung *Macrothermis* können über drei Meter hoch werden. Termiten gelten als Ökosystem-Ingenieure, da sie durch ihre Tätigkeit Stoffflüsse in den Savannen tiefgreifend verändern. Die Hügel werden erst dann wieder von Pflanzen bewachsen, wenn die Termitenkolonie sie verlassen hat.

miten im Laufe ihrer Bautätigkeit das Bodenmaterial verändern, finden die Gehölze auf den Hügeln beste Wuchsbedingungen. Die Tamarinde (*Tamarindus indica*) ist ein solcher Baum, der fast ausschließlich auf alten Termitenhügeln wächst und dessen räumliche Verbreitung damit direkt von der Tätigkeit der Termitenkolonien abhängt. Diese Tatsache ist unter anderem auch den traditionellen Heilkundigen in Nord-Benin bekannt, die den Tamarindenbaum (Vernakulärname »mososo«) gegen Krankheitssymptome wie Bauchschmerzen verwenden. Trotz der Wertschätzung durch die Bevölkerung nimmt die Koloniedichte der Termiten in besiedelten Gebieten immer mehr ab. Die lokalen Heiler begründen diese Tatsache mit dem zunehmenden Baumwollanbau in der Region – ob dies jedoch tatsächlich so ist, muss noch genauer untersucht werden.



7 Der Heiler Gémbia sammelt eine seltene *Tapinanthus*-Art, die als Heilpflanze besonders gegen Infektionen auf der Haut und in den Augen eingesetzt wird. Hierzu werden die Blätter in Wasser gekocht und der Absud anschließend auf die betroffenen Stellen aufgetragen.

Wie kann der Erhalt von Heilpflanzen praktisch realisiert werden?

In der traditionellen Medizin besitzen Pflanzen einen besonderen Stellenwert. Angaben lokaler Heiler der in Nord-Benin lebenden Bariba zufolge werden zirka 80 Prozent aller in der Untersuchungsregion vorkommenden Pflanzen zu medizinischen Zwecken herangezogen. Industriell hergestellte Arzneimittel aus der Apotheke sind für die Mehrheit der Bevölkerung unerschwinglich, der Arzt im Krankenhaus zudem schwer erreichbar. Für zirka 60 bis 90 Prozent der Bevölkerung Benins basiert die primäre Gesundheitsversorgung auf traditionellem medizinischem Wissen (WHO 2002). Nach Schätzungen der Weltgesundheitsorganisation sind solche Heilpflanzenkenntnisse weltweit außerdem die Basis für 25 Prozent der modernen pharmazeutischen Produkte, die aus traditionellem Heilwissen heraus entwickelt werden.

Da lokale Heilkundige 7 ein sehr detailliertes Wissen über Medizinalpflanzen besitzen, das neben der medi-



6 Nur dort, wo alte Termitenhügel vorkommen, können sich Gehölze in den Überschwemmungssavannen behaupten. Auf den alten Hügeln siedeln sich jedoch nur bestimmte Arten an, die sonst selten zu finden sind.

zischen Anwendung auch Beobachtungen über Veränderungen der Vorkommen dieser Arten beinhaltet, konzentriert sich die BIOTA-Forschung besonders auf diesen Bereich. Bisher wurden, zusammen mit den Heilkundigen, über 350 verschiedene Heilpflanzenarten gesammelt, die regelmäßig in der traditionellen Medizin verwendet werden. Sie wurden in einem Herbarium dokumentiert und ihre Anwendungsbereiche detailliert beschrieben. Und dies ist erst der Anfang. Viele weitere Arten sind in der Phytotherapie Benins bekannt, allerdings schwer oder nur zu bestimmten Zeiten zu finden. Den lokalen Heilern zufolge hat es sich gezeigt, dass Artenreichtum eine Grundvoraussetzung für die Durchführung der traditionellen Heilpraktiken ist. Doch nicht nur viele verschiedene Heilpflanzen sind essenziell, auch der Sammelzeitpunkt und das Sammelgebiet sind für die Heilwirkung von großer Bedeutung. Mehr als zwanzig verschiedene Typen von Sammelgebieten, die sich überwiegend nach der Bodenqualität richten, werden von den Heilern unterschieden.



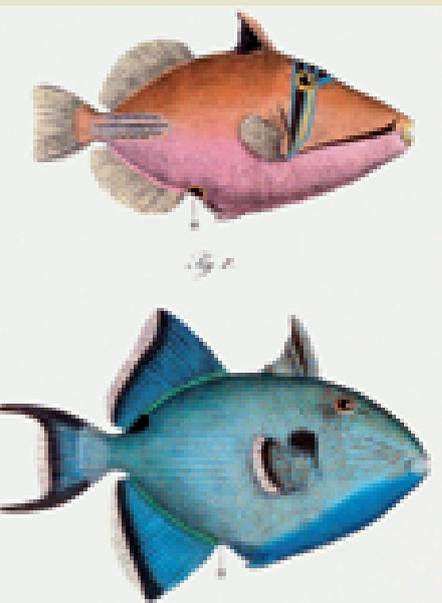
■ Im November 2004 konnte der erste Medizinalpflanzengarten in der Region Peahunco in Nord-Benin eröffnet werden. Guson war geboren! An der Eröffnung nahmen BIOTA-Forscher sowie alle Mitglieder der lokalen Heilervereinigung Tim Gberu teil.

Die Beobachtungen der Heilkundigen

Im Weltbild der Bariba Nord-Benins existieren Geister und Ahnen, die in diesen Gebieten, vor allem aber in den dort wachsenden Bäumen beherbergt sind. Dementsprechend wird den Heilpflanzen eine unterschiedliche medizinische Wirksamkeit zugesprochen, je nachdem, wie die übernatürliche Welt in den Heilprozess integriert wird. Spezielle Gebete zu festgesetzten Zeitpunkten, die beispielsweise dem Mondzyklus folgen, sollen die Wirksamkeit einer Pflanze erhöhen ebenso wie ein spezifisches Habitat. So wird je nach Krankheit und Schweregrad an unterschiedlichen Plätzen gesammelt, wobei Wälder, Hügel und besonders Termitenhügel als Standorte für medizinisch außerordentlich effektive Pflanzen gelten.

Jedoch nimmt in der Wahrnehmung der Heilkundigen genau in diesen Gebieten die Artenvielfalt in den letzten zwanzig Jahren stetig ab, primär begründet durch steigende Bevölkerungszahlen in der Region.

Afrikaforschung bei Senckenberg



Diese Tafel zur Fischfauna des Roten Meers stammt aus einem Werk, das der Afrikaforschende Eduard Rüppell (1828–1830) nach seiner Reise im nördlichen Afrika herausgab.

Die Autoren

Georg Zizka ist Professor an der Universität Frankfurt und Abteilungsleiter am Forschungsinstitut Senckenberg (FIS), **Markus Schmidt** ist wissenschaftlicher Mitarbeiter in seiner Gruppe, **Stefan Dressler** Kurator am FIS.

Seit ihrer Gründung im Jahr 1817 haben sich die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft (SNG) und das von ihr getragene Forschungsinstitut Senckenberg (FIS) der Dokumentation und Erforschung der Artenvielfalt und ihrer Entstehung gewidmet. Dass gewissermaßen »von Anfang an« Afrika ein Schwerpunkt senckenbergischer Forschung war, liegt vor allem an Eduard Rüppell (1794–1884). Seine Forschungsreisen nach Nordostafrika in den Jahren 1822–1827, 1830–1833 und 1849–1850 erbrachten reiche wissenschaftliche Ernte. Die einzigartigen zoologischen und botanischen Sammlungen und deren Bearbeitung verschafften der jungen SNG und ihrem 1821 eröffneten Senckenberg-Museum internationale Reputation. In fast allen Abteilungen des FIS bestehen auch aktuell Forschungs Kooperationen mit Schwerpunkt Afrika. Entsprechend der senckenbergischen Tradition handelt es sich um Forschung zu rezenter oder erdgeschichtlicher

Bio- und Geodiversität, die eng mit wissenschaftlichen Sammlungen und Geländearbeit verknüpft ist. So begründeten Rüppells Aufsammlungen zur Fauna des Roten Meers einen bis heute bestehenden marinen Forschungsschwerpunkt.

Das Forschungsinstitut hat in der Region des Roten Meers verschiedene eigene Projekte und koordiniert auch internationale Kooperationen. In Nordafrika, insbesondere in Marokko, untersuchen die Senckenbergischen Paläontologen und Geologen die Entstehung devonischer Riffe. Die Projekte der Zoologen und Botaniker am Forschungsinstitut Senckenberg haben häufig einen besonderen Anwendungsbezug;

sie untersuchten beispielsweise die Fauna von Stauseen oder entwickelten Methoden zur Webervogelbekämpfung in Westafrika. Federführend war das Forschungsinstitut Senckenberg bei den Untersuchungen zu Flora, Fauna und Biogeographie der Kapverden, an denen sich zahlreiche Wissenschaftler verschiedener Institutionen beteiligten. In den 1980er und 1990er Jahren fanden fünf internationale Symposien zu diesem Thema statt, neun umfangreiche Berichtsbände erschienen in den Senckenbergischen Reihen.

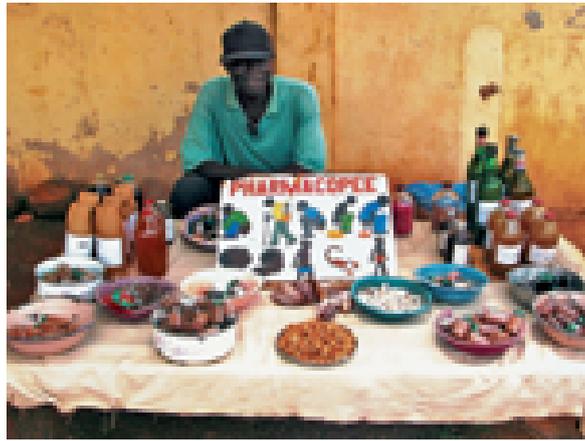
Mit der Etablierung des Sonderforschungsbereichs 268 »Westafrikanische Savanne« an der Universität Frankfurt entwickelte sich Westafrika, insbesondere Burkina Faso, zu einem Schwerpunkt universitärer Afrikaforschung. Die dabei angelegten botanischen Aufsammlungen gelangten im Rahmen eines Kooperationsvertrags in das Herbarium Senckenbergianum und bilden den Grundstock des international bedeutenden Westafrika-Herbars, von dem bisher rund 12 000 Belege digitalisiert sind. Auf der Grundlage der vorhandenen Sammlungen und Forschungen des Sonderforschungsbereichs baut das interdisziplinäre BIOTA-Projekt auf, dessen dritte Phase (2007–2009) zurzeit beantragt wird. In diesem Rahmen arbeiten universitäre und Senckenbergische Botaniker mit Kollegen aus Burkina Faso und Benin schon seit Jahren eng zusammen. Ein Schwerpunkt des senckenbergischen Beitrags besteht darin, auf der Basis von Sammlungs- und Geländedaten die Pflanzenvielfalt und ihren Wandel zu analysieren. Senckenberg beteiligt sich zudem an einem weltweiten Projekt, das von der amerikanischen Mellon-Foundation finanziert wird. Für die Digitalisierung werden die Typus-Belege afrikanischer Pflanzenarten fotografiert und die Abbildungen über ein Internet-Portal für wissenschaftliche Fragestellungen zugänglich gemacht. Im Herbarium Senckenbergianum sind das über 1000 Belege, zu denen auch von Rüppell gesammeltes, wissenschaftlich unverändert aktuelles Material gehört.

Dabei sind aus Sicht der Heiler vor allem intensivierte landwirtschaftliche Aktivitäten wie der Anbau von Baumwolle Grund für den Rückgang und die veränderte Artenzusammensetzung. Die Schere zwischen einer steigenden Nachfrage nach pflanzlicher Medizin und dem Rückgang von Heilpflanzen öffnet sich immer weiter. Lokale Schutzmechanismen zur Bewahrung dieser wertvollen Ressourcen, aber auch des damit verbundenen Wissens, sind vor allem für diejenigen wichtig, deren Lebensunterhalt von den Pflanzen abhängt.

Schutzgebiete für bedrohte Heilpflanzen

So gründeten im Jahr 2002 traditionelle Heiler und Heilerinnen in der Gemeinde Pehunco im Norden Benins eine Vereinigung, die sich für den Schutz jener wichtigen Heilpflanzen einsetzt. Zwei Jahre später richteten deutsche und afrikanische BIOTA-Wissenschaftler gemeinsam mit diesen Heilkundigen einen Medizinalpflanzengarten ein, der in einem weiteren Schritt zu einem offiziellen Schutzgebiet umgewandelt werden konnte. Guson, eine Wortschöpfung aus den lokalen Begriffen für Hügel (»guru«) und Wald (»son«), war geboren! Diese dicht bewaldeten Hügel sind wegen ihrer Artenvielfalt, aber auch wegen ihrer kulturellen Bedeutung als Fundort medizinisch besonders wirksamer Heilpflanzen schon seit jeher ein wichtiges Sammelgebiet für Pehuncos Heiler.

Mit finanzieller Unterstützung der Deutschen Botschaft in Cotonou und der Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) konnten zudem Hinweis- und Informationsschilder aufgestellt, ein Feuerschutzstreifen eingerichtet und eine Brücke über den angrenzenden Fluss gebaut werden. Aber auch erste Erfolge bei der Anpflanzung besonders bedrohter und in der traditionellen Medizin häufig verwendeter Arten konnten bereits gemeinsam mit dem BIOTA-Team erzielt werden. Mehr als 3000 Setzlinge wurden schon aus Samen herangezogen und in den Garten gepflanzt. In den Genuss der botanischen Vielfalt sollen aber nicht nur die Heiler und ihre Patienten kommen, sondern auch Schulklas-



Im Norden Benins wird die traditionelle Medizin direkt an der Straße verkauft und stellt somit für den Großteil der Bevölkerung eine Alternative zu schulmedizinischen Medikamenten aus der Apotheke dar.

sen und andere Interessierte. Ein Umweltbildungs- und Informationszentrum nahe dem Garten soll ab 2007 den Schülern der Region, aber auch Studenten und Wissenschaftlern die Möglichkeit geben, sich über die Heilpflanzen zu informieren. Der Garten bietet somit auch eine Plattform, das lokale ökologische und medizinische Wissen der Heiler zu bewahren und an nachfolgende Generationen weiter zu geben. Dazu dient zudem eine eigene Radiosendung in Pehunco, in der die Heiler zweimal wöchentlich über Garten-Neuigkeiten und Rezepturen gegen alltägliche Erkrankungen informieren. Die Sendung wird von der lokalen Bevölkerung sehr gut angenommen und sensibilisiert gleichermaßen für Umweltschutz und Krankheiten.

Die Idee der Heilpflanzengärten stößt in der Region auf so viel Begeisterung, dass inzwischen mit Unterstützung von BIOTA vier weitere Schutzgebiete entstanden sind. Dabei stehen nicht immer nur die Heilpflanzen im Vordergrund, denn geschützt werden auch heilige und mystische Wälder, Kommunalwälder oder historisch bedeutende Gebiete. So ist ein sehr viel versprechender Ansatz entstanden: In den nächsten Jahren soll ein regelrechtes Netzwerk lokaler Schutzgebiete aufgebaut werden – von der ansässigen Bevölkerung und Forschern gemeinsam und sogar über die Ländergrenzen hinweg.

Literatur
 Weltgesundheitsorganisation (2002) WHO Traditional Medicine Strategy 2002–2005, Genf: World Health Organization
www.biota-africa.org

Die Autorinnen

Dr. Karen Hahn-Hadjali, 43, studierte Biologie mit den Schwerpunkten Botanik, Zoologie und Geographie an den Universitäten in Mainz und Frankfurt. Sie promovierte und war zehn Jahre in dem interdisziplinären Sonderforschungsbereich 268 »Kulturentwicklung und Sprachgeschichte im Naturraum Westafrikanische Savanne« an der Universität Frankfurt tätig. Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Ökologie, Evolution und Diversität der Universität Frankfurt. Seit 2001 koordiniert und leitet sie das Forschungsprojekt BIOTAW11 und weitere Forschungsprojekte über die Vegetation Westafrikas, die in Kooperation mit afrikanischen Partnern durchgeführt werden. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich Geobotanik und Ökologie sowie deren Schnittstellen zu den Nachbardisziplinen Fernerkundung, Geographie und Ethnologie. Ein weiteres Interesse besteht in der Kooperation mit afrikanischen Kollegen und der Verbesserung der Ausbildung afrikanischer Studenten. Die im Artikel vorgestellten Ansätze und Ergebnisse basieren auf den Arbeiten aller am Projekt beteiligten Partner.

Annika Wieckhorst, 28, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Ethnologie und Afrikastudien der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Derzeit schreibt sie ihre Doktorarbeit über traditionelle Heilpraktiken und lokale Strategien zum Schutz indigenen Wissens und pflanzlicher Vielfalt bei den Baatombu (Bariba) Nord-Benins. Ein Jahr lang (von 2004 bis 2005) lebte und arbeitete Annika Wieckhorst in dem Bariba-Dorf Pehunco im Norden Benins und konnte zusammen mit BIOTA-Kollegen und den dortigen Heilern den Medizinalpflanzengarten »Guson« einrichten. Ihr liegt vor allem anwendungsorientierte Forschung am Herzen, bei der Projekte zusammen mit der lokalen Bevölkerung entwickelt und auf lange Sicht hin ausgelegt werden. Ihr besonderes Forschungsinteresse konzentriert sich auf die ethnologische Relevanz in der Biodiversitätsforschung, auf Ansätze zu lokalem Wissen und zur Medizinethnologie.



Transkulturelle Literaturen in einer globalisierten Welt



Ehemalige Kolonialsprachen im Wandel:
Afrikanische Identitätsfindung jenseits
des »geheimnisvollen Anderen«

Von Frank Schulze-Engler
und Roland Spiller

Die afrikanische Literatur existiert genau so wenig wie die europäische, zu vielfältig und vielschichtig sind die beteiligten Gesellschaften, Sprachen, Kulturen und Nationen. Afrika als einheitlicher Kulturraum wurde historisch von Europa erfinden: als Inspirationsquelle zivilisationsmüder Avantgarde-Bewegungen und als Projektionsfläche europäischer Phantasien und Exotismen. Tatsächlich sind auf dem Boden wirtschaftlicher Ausbeutung, religiöser Missionierung und politischer Allmachtsvorstellungen überall in Afrika höchst unterschiedliche postkoloniale Kulturen und Literaturen entstanden, die »afrikanische Identität« permanent überdenken und auf neue Weise zum Ausdruck bringen. Die Konturen dieser afrikanischen Vielfalt werden vor dem Hintergrund der Einbindung und Vernetzung der afrikanischen Literatur in der globalisierten Welt besonders deutlich.

In den letzten zwanzig Jahren gingen vier Literatur-Nobelpreise nach Afrika, drei in den subsaharischen Teil – 1986: Wole Soyinka (Nigeria), 1991: Nadine Gordimer (Südafrika), 2003: John Maxwell Coetzee (Südafrika) – und einer nach Ägypten (1988: Naguib Mahfouz). Afrikanische Literatur wird heute in vielen Sprachen geschrieben und gelesen: neben den ehemaligen Kolonialsprachen Englisch, Französisch, Portugiesisch und Spanisch auch in Afrikaans (Südafrika) sowie einer Vielzahl indigener afrikanischer Sprachen wie Hausa in West-, Suaheli in Ost- und Xhosa in Südafrika. Afrikanische Autorinnen und Autoren leben und schreiben nicht nur in Afrika: Afrikanische Literatur entsteht heute auch in Frankreich und in Großbritannien, in den USA, in Kanada, in Deutschland, Italien und den Niederlanden. Moses Isegawa, einer der bekanntesten Autoren Ugandas, lebt in Amsterdam und hat zwei (ins Deutsche übersetzte Romane) auf Holländisch verfasst – einer Sprache, die nirgendwo in Afrika gesprochen wird. Die am weitesten verbreiteten afrikanischen Literatursprachen sind nach wie vor Französisch, Englisch und Portugiesisch: Chinua Achebe, Mariama Bâ, Mongo Béti, Mia Couto, José Craveirinha, Buchi Emecheta, Nuruddin Farah, Nadine Gordimer, Camara Laye, Ngugi wa

Thiong'o, Pepetela, Ousmane Sembène, Léopold Sédar Senghor, Aminata Sow Fall und Wole Soyinka sind Teil einer neu entstehenden Weltliteratur, die sich auch außerhalb Afrikas großer Beliebtheit erfreut.

Zweitsprachen-Literaturen im Kontinent der 1000 Muttersprachen

Die weltweit zunehmende Verbreitung zeigt, dass ehemalige Kolonialsprachen wie Englisch und Französisch nach wie vor als »Fenster zur Welt« fungieren, wenn auch unter veränderten historischen Vorzeichen. Französisch und Englisch erfüllen als überregionale, innerafrikanische Verkehrs- und Amtssprachen die Anforderung moderner vernetzter Kommunikation, wobei das Englische als die Sprache der Globalisierung auch in Afrika verstärkten Druck auf andere Sprachen ausübt. Allein im frankophonen Teil des afrikanischen Kontinents werden über 1000 weitere Sprachen gesprochen, die das Alltagsleben bestimmen.

Englisch und Französisch sind für nahezu alle afrikanischen Autoren nicht Mutter-, sondern Zweitsprachen, die sie meist an Schulen und Universitäten erlernt haben. Die frankophone und anglophone Literatur

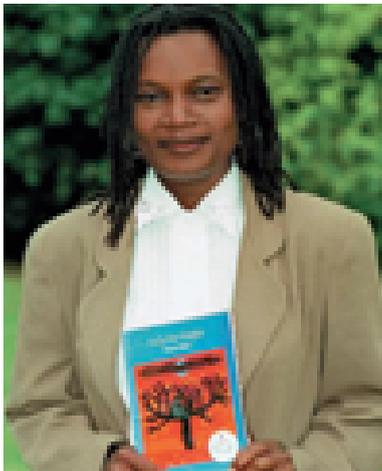
Afrikas war daher mit dem Vorwurf konfrontiert, sie sei »inauthentisch« oder ein Symptom fortgesetzter »neokolonialer« Abhängigkeiten von Europa. Chinua Achebe, einer der Begründer der modernen englischsprachigen Literatur Westafrikas, beantwortete in den frühen 1960er Jahren die rhetorische Frage, ob es denn »Verrat« sei, in einer anderen Sprache als seiner Muttersprache zu schreiben, mit einem selbstbewussten Plädoyer für ein afrikanisiertes Englisch: Eine Weltsprache müsse damit rechnen, von verschiedensten Menschen in verschiedensten Kontexten benutzt zu werden, und das Englische eigne sich durchaus dazu, »das Gewicht der afrikanischen Erfahrung« zu tragen ... (Achebe 1977, 62).

In den letzten Jahrzehnten haben zahlreiche afrikanische Autoren auf höchst unterschiedliche Weise gezeigt, wie sich die ehemaligen Kolonialsprachen für die kulturellen und politischen Belange des zeitgenössischen Afrika nutzbar machen lassen. Damit hat die anglo- und frankophone afrikanische Literatur einen Beitrag zur »Entkolonisierung« der englischen und französischen Sprache geleistet. So ist die anglophone Literatur Afrikas inzwischen Teil einer englischsprachigen Weltliteratur, die nicht länger monozentrisch auf

Wunsch nach einer eigenen Sprache, der Ruf nach den jeweiligen Stammessprachen diskutiert. Hierbei ist zu bedenken, dass die nationalen Eliten zwar auf dem Bildungswert des Englischen und vor allem des Französischen insistieren, aber die alltäglichen Kommunikationsräume weitgehend von den autochthonen Sprachen erfüllt sind.

Das Leben in mehreren Kulturen, eines der Leitmotive der afrikanischen Literatur, ist aus ästhetischer Sicht höchst produktiv. Aus der Übersetzung der oftmals mündlich tradierten Muttersprachen ins Französische oder Englische entstehen Poetiken der Sub-

Wole Soyinka – Dramatiker, Romanautor, Dichter und Essayist: Der nigerianische Literaturnobelpreisträger – hier bei der Verleihung des Literatur-Nobelpreises am 10. Dezember 1986 in Stockholm – entwirft in seinen zahlreichen Werken ein synkretistisches Bild des modernen Afrika und gehört zu den einflussreichsten Kritikern von Menschenrechtsverletzungen und Militärdiktaturen im nachkolonialen Afrika.



In ihren Romanen und Kurzgeschichten setzte sich **Yvonne Vera** vor allem mit der Kluft zwischen traditionellen Rollenbildern und neuen Lebenswirklichkeiten im kolonialen Rhodesien und im nachkolonialen Simbabwe auseinander. Yvonne Vera starb 2005 in Kanada.

version, die den ehemaligen Kolonialsprachen neues Leben einhauchen. Heute dominiert nicht mehr die Reinheitsnorm, sondern eine bunte Vielfalt transkultureller Literaturen.

Politische Einmischung und literarische Innovation

Die Literatur Afrikas hat sich nicht nur mit dem europäischen Kolonialismus, sondern auch mit der politischen Entwicklung der nachkolonialen Gesellschaften kritisch auseinandergesetzt. Bereits in den 1960er Jahren kritisierten Autoren wie Mongo Beti in Kamerun oder Wole Soyinka in Nigeria autoritäre Herrschaftsallüren der nachkolonialen Eliten, prangerten die rasch um

Großbritannien als dem historischen Ursprungsort des Englischen bezogen ist, die »bipolare« Phase einer ausschließlichen Orientierung auf Großbritannien und die USA überwunden hat und als multipolares literarisches Kommunikationssystem Gesellschaften und Kulturen in den unterschiedlichsten Teilen der Welt miteinander verbindet. Auch in der frankophonen Welt wächst das Bewusstsein der zunehmenden Vernetzung. Die Literatur, die in Frankreich entsteht, ist kulturell heterogen, und selbst literarische Institutionen wie die altherwürdige Académie Française sind dazu übergegangen, Autoren aus anderen Ländern und Kontinenten aufzunehmen. Die veränderte Beziehung zwischen Frankreich und seinen ehemaligen Kolonien veränderte auch deren Verhältnis untereinander.

Dennoch steht der Weg in die afrikanische Unabhängigkeit mit und in den ehemaligen Kolonialsprachen im Zeichen eines unaufhebbaren Zwiespalts. Die frankophonen und anglophonen Literaturen dienen als identitätsstiftendes Moment des »Nation building«: Von Angola bis Zimbabwe bezeugen diverse nationale Literaturgeschichten den Prozess der kulturellen Selbstfindung im Medium der englisch- und französischsprachigen Literatur. Gleichzeitig wird dort aber auch der

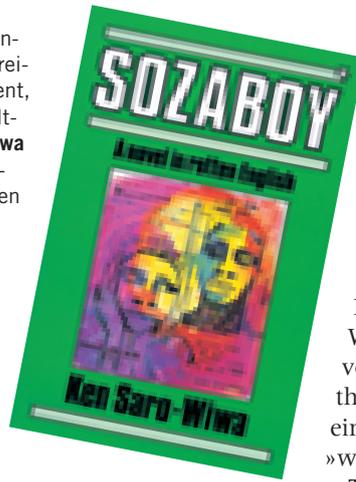
Die bekannte ghanaische Autorin **Ama Ata Aidoo** erzählt in ihrem Roman *Changes: A Love Story* die Geschichte einer ungewöhnlichen Liebe: Esi, die gut ausgebildete Karrierefrau, verliebt sich in Ali, den erfolgreichen muslimischen Geschäftsmann, und wird dessen Zweitfrau. Im Spannungsfeld von patriarchalen Machtansprüchen, traditionellen Rollenbildern und dem bedingungslosen Wunsch nach Liebe entsteht ein komplexes Bild zeitgenössischer afrikanischer »gender troubles«.



sich greifende Korruption an und beklagten den Verrat an den Idealen der antikolonialen Bewegungen. Der populäre Schriftsteller, Fernsehproduzent und Umweltaktivist Ken Saro-Wiwa schrieb lange Jahre gegen die »Kultur des Betrugs« in seinem Heimatland Nigeria an, bis ihm schließlich sein Engagement gegen die Umwelterstörung in den Erdölfördergebieten des Niger-Delta zum Verhängnis wurde: Die Militärmachthaber des Landes ließen ihn 1995 nach einer offensichtlich fingierten Mordanklage trotz weltweiter Proteste hinrichten (Na'Allah, 1998). Auch in Südafrika stand die Literatur während der langen Jahre der Apartheid vor allem im Zeichen einer politischen Widerstandskultur,



Der bekannte Romanautor, Drehbuchschreiber, Fernsehproduzent, Verleger und Umweltaktivist **Ken Saro-Wiwa** wurde 1995 auf Betreiben der damaligen nigerianischen Militärregierung hingerichtet. In vielen seiner Werke setzt sich Saro-Wiwa satirisch-ironisch mit der »Kultur des Betrugs« in seinem Heimatland auseinander.



Sozaboy ist in »Rotten English«, einer Art literarischem »Pidgin-Englisch« geschrieben, Ken Saro-Wiwa erzählt darin die Geschichte eines jungen Manns, der als Kriegsheld wider Willen im Biafra-Krieg zwischen alle Fronten gerät.

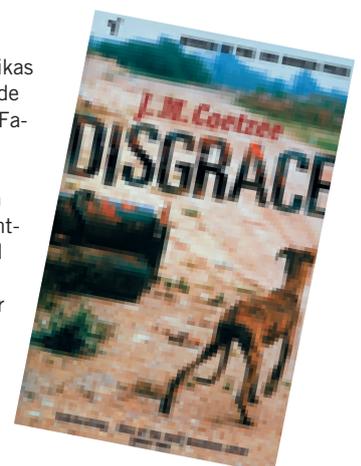
rische missverstanden worden; im Zuge der europäischen Verklärung Afrikas als geheimnisvollem »Anderen« Europas, aber auch der Begeisterung für die Befreiung der »Dritten Welt« erhoffte man sich gerade in Deutschland von afrikanischer Literatur oft eine möglichst authentische Wiedergabe »fremder Kulturen« oder eine besonders kämpferische Verurteilung des »westlichen Imperialismus«.

Tatsächlich geht es vielen afrikanischen Autoren darum, angesichts neuer, unübersichtlicher Lebenswirklichkeiten, die durch die Unabhängigkeit entstanden sind, neue sprachliche Formen und literarische Mittel zu entwickeln, um der spezifischen Modernität zeitgenössischer afrikanischer Gesellschaften und Kulturen Ausdruck zu verleihen. Wo weder traditionelle kulturelle Normen und Werte noch politische Befreiungsideologien eindeutige Orientierung und Identitätsmuster vorgeben vermögen, steht gerade die Literatur vor der Herausforderung, Gesellschaft und Kultur nicht einfach »abzubilden«, sondern sie mit ihren eigenen Mitteln zu »erforschen«, neue Sichtweisen zu erproben und mit neuen Ausdrucksformen zu experimentieren. So übersetzen beispielsweise die »mythopoetischen« Romane und Theaterstücke Wole Soyinkas die Mythologie der Yoruba in die Gesellschaftswirklichkeit des zeitgenössischen Afrika, verwandeln Ogun, den traditionellen Gott des Weges und des Eisens, in einen ambivalenten Schutzpatron des chaotischen Straßenverkehrs in Nigeria und eröffnen einen selbstbewussten Dialog mit kulturellen Traditionen und Einflüssen aus den verschiedensten Teilen der Welt, während sich der magische Realismus der Romane des britisch-nigerianischen Erfolgsautors Ben Okri der Perspektive von Ahnengeistern bedient, um seiner Kritik an Armut und Unterdrückung im zeitgenössischen Afrika Ausdruck zu verleihen.

Afrikanische Blickwechsel und Transkulturalität

Die frankophone liefert ebenso wie die anglophone Literatur Afrikas hervorragende Beispiele für interkulturelle Kompetenz und transkulturelle Prozesse. Das Abschotten der Grenzen und die

Die »weiße« Literatur Südafrikas bildet nicht erst seit dem Ende des Apartheid-Regimes eine Facette der modernen afrikanischen Literatur. **John Maxwell Coetzee**s umstrittener Roman *Disgrace* (*Schande*, 1999) entwirft ein schonungsloses Bild von »schwarzer« und »weißer« Schuld im Südafrika der Nach-Apartheid-Ära. Der Literaturprofessor aus Kapstadt wurde 2003 mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet.



die sowohl »weiße« Autorinnen wie Nadine Gordimer als auch »schwarze« Literaten wie Alex la Guma, Dennis Brutus oder Bessie Head umfasste. Gerade Schriftstellerinnen haben eindrucksvoll gezeigt, dass sich afrikanische Literatur nicht nur im Hinblick auf »öffentliche« Diskurse über Demokratie, Diktatur und soziale Gerechtigkeit, sondern auch in Bezug auf die vermeintlich »private« Sphäre von Familien- und Geschlechterbeziehungen wirkungsvoll einzumischen vermag: Romane wie *The Joys of Motherhood* *Nnu Ego* – (deutsch *Zwanzig Säcke Muschelgeld*) von Buchi Emecheta (Nigeria) oder *Nervous Conditions* – (deutsch *Der Preis der Freiheit*) von Tsitsi Dangarembga (Simbabwe) setzen sich offensiv mit traditionellen patriarchalen Normen und Werten auseinander, die auch im nachkolonialen Afrika wirkungsmächtig geblieben sind und Frauen oft eine »doppelte Bürde« auferlegen.

Die in Paris lebende Calixthe Beyala (Kamerun) repräsentiert eine populäre, in viele europäische Sprachen übersetzte Literatur. In *Le petit prince de Belleville* (1992) verknüpft sie das Thema des Kulturkonflikts mit dem der Polygamie. Einerseits übt sie damit Kritik an der patriarchalischen Tradition in Afrika, andererseits demaskiert sie die moralische Überlegenheit Europas als scheinbare: Die Polygamie existiert auch in der französischen Gesellschaft, sie tritt dort nur weniger offen zutage. Der kleine afrikanische Prinz überträgt Antoine de Saint-Exupérys poetisches Plädoyer für Spiritualität und Solidarität auf das Verhältnis zwischen Frankreich und seine früheren Kolonien: »Vous avez besoin des choses extérieures pour exister. Nous, on apprend à profiter des petites choses comme le simple fait d'être en vie« (*Le petit prince de Belleville*, Paris 1992, S. 93, »Ihr benötigt äußerliche Dinge, um zu leben. Wir haben gelernt, die kleinen Dinge zu nutzen, wie die schlichte Tatsache am Leben zu sein.«) Beyalas letzter Roman *Femme nue femme noire* (2003) ist eine bissige Replik auf »Femme noire«, ein berühmtes Gedicht Senghors. Ein ganz anderes Frauenbild als das Senghors vermittelt auch Mariama Bâ in *Une si longue lettre* (1979), (deutsch *Ein so langer Brief*). Ihre erschütternde Beschreibung kritisiert die Situation der Frauen im Senegal als Gefangene im System der Polygamie, zerrissen zwischen Tradition und Moderne.

Dieses gesellschaftliche Engagement der modernen afrikanischen Literatur ist in der Literaturkritik gelegentlich als einseitige Ausrichtung auf das Dokumenta-



Der senegalesische Autor **Cheikh Hamidou Kane** lässt seinen Protagonisten Samba Diallo den Zwiespalt der Bildungssysteme und der Kulturen in der Zeit vor und nach der Unabhängigkeit durchleben. Das Dilemma des Schulbetrugs – koloniale versus westliche Schule – ist ein Leitmotiv der afrikanischen Literaturen in europäischen Sprachen.

grenzenlose Enttäuschung der Immigranten in den europäischen Gesellschaften sind Folgen der kolonialen Politik. So könnte die Diskrepanz zwischen dem in den früheren Kolonien verbreiteten Bild Frankreichs und der sozialen Wirklichkeit kaum größer sein. Frankreich wird gegenwärtig mit Problemen der Migration konfrontiert, die durch den Kolonialismus entstanden sind. Während sich auf afrikanischer Seite eine unterschwellige Unterwanderung des französischen Standards vollzog, entfaltete sich auf französischer Seite eine illustre Tradition des pro-afrikanischen Engagements. Neben dem Nobelpreisträger André Gide sind Michel Leiris und Jean-Paul Sartre hervorzuheben. Aus heutiger Sicht sind bei Gide und Sartre Eurozentrismus, implizite rassistische Vorstellungen und Essentialismus leicht nachzuweisen. Nichtsdestotrotz setzten ihre teils paternalistischen Emanzipationsversuche historische Impulse auf dem Weg zur Unabhängigkeit. 1943 erschien die von Léopold Sédar Senghor herausgegebene *Anthologie de la nouvelle poésie nègre et malgache de langue française*. Sartres Vorwort »Orphée noir« feiert den Einzug der schwarzen Dichtung in die weiße Weltliteratur. Sartre überträgt darin den in sich ausgesprochen vieldeutigen Orpheus-Mythos auf die

Um die eigene, als schwarz definierte Kultur aufzuwerten und mit sich selbst zu versöhnen, führt **Senghors Anthologie** die Lyrik der verschiedenen afrikanischen Kulturen auf eine gemeinsame »Mutter Afrika« zurück. Sartres Vorwort *Schwarzer Orpheus* sorgte für die Verbreitung der Négritude-Bewegung in Europa und der Welt.

Suche der Négritude-Bewegung nach eigenen Ausdrucksformen. Die Übertragung der Suche afrikanischer und afrokaribischer Dichter nach einer Ästhetik für ihre »schwarze« Identität auf Orpheus' Abstieg in die Unterwelt erwies sich trotz eurozentristischer und essentialistischer Vorstellungen als Erfolgsrezept. Empathisch, pathetisch und höchst poetisch proklamiert Sartre die Be-

freiung der Schwarzen: »Der Weiße hat dreitausend Jahre das Privileg genossen, zu sehen, ohne dass man ihn selbst sieht. (...) Heute blicken uns die schwarzen Menschen an, und unser Blick kehrt in unsere Augen zurück; jetzt beleuchten schwarze Fackeln die Welt, und unsere weißen Köpfe sind nur noch kleine Lampions, die im Winde schaukeln.«

Sartres Blickmetaphorik beinhaltet einen blinden Fleck: Im guten Glauben des Befreiers instrumentalisierte er die Emanzipation der Schwarzen im Rahmen einer marxistischen Befreiungstheorie, die vor Paternalismus nur so strotzt. Sartres Blindheit schloss indessen zukunftsweisende Entwicklungen keineswegs aus. Insbesondere das Bild des schwarzen Orpheus breitete sich trotz und sicher auch wegen seiner rassistischen und es-



Leopold Sédar Senghor, dessen hundertsten Geburtstags man dieses Jahr gedenkt, war als erster Präsident des demokratischen Senegal politisch umstritten. Als Dichter räumte er der Umsetzung der Négritude Priorität ein. Für sein schriftstellerisches Werk und sein politisches Engagement wurde Senghor im September 1968 mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ausgezeichnet; auf dem Foto übergibt Friedrich Georgi, damals Vorsteher des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels, Senghor die Urkunde.



sentialistischen Elemente medienübergreifend aus: 1957 gründete Janheinz Jahn mit Ulli Beier die Zeitschrift *Black Orpheus: A Journal of African and Afro-American Literature*, deren erklärtes Ziel es war, die afrikanischen Literaturen – einschließlich der karibischen und amerikanischen Diaspora – sowie deren transregionale Vernetzung untereinander zu fördern; 1959 drehte Marcel Camus den in Cannes mit der

Heimat, Exil und Transkulturalität – Ein EU-Projekt untersucht afro-europäische Migrationsliteratur

Wie unterscheiden sich afrikanische Migrationserfahrungen in verschiedenen Ländern der Europäischen Union? Wie verorten sich afrikanische Migranten und Migrantinnen im Spannungsfeld zwischen ehemaliger und neuer Heimat? Entstehen durch die Präsenz afrikanischer Migranten in Europa neue soziale und kulturelle Beziehungen zwischen Afrika und Europa? Gibt es eine afro-europäische Identität? Und schließlich: Gibt es eine afro-europäische Literatur? Diese Fragen stehen im Mittelpunkt eines von der Europäischen Kommission geförderten Marie-Curie-Forschungsprojekts, das seit Oktober 2005 in der Abteilung Neue Englischsprachige Literaturen und Kulturen (NELK) am Institut für England- und Amerikastudien (IEAS) der Universität Frankfurt angesiedelt ist. Dr. Sabrina Brancato befasst sich mit afrikanischer Migrationsliteratur in Großbritannien, Italien und Spanien und untersucht unterschiedliche Migrationserfahrungen, die Entstehung neuer Hei-

matbegriffe im Exil, unterschiedliche Wahrnehmungen der jeweiligen Gastländer, Prozesse der Anpassung an und der Auseinandersetzung mit der Kultur dieser Gastländer sowie die transnationalen und transkulturellen Dimensionen afrikanischer Migrationsliteratur.

Untersucht werden dabei autobiografische Werke und Romane afrikanischer Autorinnen und Autoren in englischer, italienischer und spanischer Sprache. Der comparative Zuschnitt des Projekts ermöglicht einen Blick auf afrikanische Migrationsliteratur über nationale und Sprachgrenzen hinweg und soll so die Frage beantworten, ob sich in den letzten Jahrzehnten neue Formen einer afro-europäischen Identität herausgebildet haben. Die transnationale und transkulturelle Fragestellung soll Prozesse der kulturellen Interaktion sichtbar machen und jenseits stereotyper Bilder vom »Kampf der Kulturen« Prozesse der wechselseitigen Durchlässigkeit von Kulturen dokumentieren.



Die Kameruner Autorin **Calixthe Beyala** lebt in Paris. Sie hat sich mit ihrem literarisch umstrittenen Werk ein internationales Lesepublikum erobert. Ihre Themen sind der Kulturkonflikt und die Polygamie. Sie kritisiert die Unterdrückung der Frau in Afrika ebenso wie die scheinbare moralische Überlegenheit Europas. Als erste Afrikanerin erhielt sie 1996 den renommierten »Großen Roman-Preis der Academie Francaise«.



Amours sauvages (deutsch *Wilde Liebschaften*, 2004) von Calixthe Beyala revidiert den mit dem Kolonialismus erstarkten Mythos Paris, aus der Sicht einer Frau die gegen die Marginalisierung im Einwanderermilieu kämpft. Provokierend und frech mit einer rhythmisch-vibrirenden Sprache führt Orpheus zurück zu seiner Bestimmung, der Musik und dem Klang. Diese zeichnete bereits die Lyrik Senghors aus, und sie ist, wie der Blick bei Sartre, angewiesen auf Wechselseitigkeit, das heißt auf offene Ohren.

Goldenen Palme ausgezeichneten Film *Orfeu Negro*, der auf dem Theaterstück *Orfeu da Conceição* (1942) des brasilianischen Dichters Vinícius de Moraes beruht; 2003 betitelt der nigerianische Reggae-Musiker Keziah Jones sein neuestes Album *Black Orpheus*. Diese Fortsetzung einer aus der Befreiungsideologie entstandenen Tradition verdeutlicht die neuen Formen intermedialer und transkultureller Vernetzung. Nach der ersten Generation frankophoner Autoren – Amadou Hampaté Bâ, Mariama Bâ, Mongo Beti, Cheikh Hamidou Kane, Ahmadou Kourouma, Camara Laye und L. S. Senghor – verändern und verfeinern die nachfolgenden Generationen die Blickwinkel. Insbesondere Senghors Auffassung der Négritude, die bereits von Ousmane Sembène (Senegal) und Mongo Beti (Kamerun) als Produkt der kolonialen Assimilationspolitik kritisiert wurde, ist Gegenstand per-

manenter Erneuerung. Calixthe Beyala (Kamerun), Sony Labou Tansi (Kongo), Tierno Monenembo (Guinea) oder Aminata Sow Fall (Senegal) schreiben im Kontext einer sich neu formierenden Weltliteratur, die im Zeichen von Migration und ästhetischer Veränderung steht.

Auch die englischsprachige Literatur Afrikas weist von jeher transkulturelle Dimensionen auf, die sich nicht nur auf das Verhältnis zur ehemaligen Kolonialmacht Großbritannien, deren Sprache und Kultur erstrecken, sondern die auch die unterschiedlichen afrikanischen Traditionen untereinander in eine produktive Beziehung setzen. Wole Soyinkas »synkretistisches« Theater bezieht sich nicht nur auf William Shakespeare und Bert Brecht, sondern auch auf eine Vielzahl indigener Theater-Traditionen in Westafrika. »Transkulturali-

Die Autoren



Prof. Dr. Frank Schulze-Engler, 49, leitet seit 2002 die Abteilung Neue Englischsprachige Literaturen und Kulturen am Institut für England- und Amerikastudien der Universität Frankfurt. Er promovierte über moderne ostafrikanische Literatur (*Intellektuelle wider Willen: Schriftsteller, Literatur und Gesellschaft in Ostafrika 1960–1980*, Essen: Blaue Eule, 1990) und habilitierte sich mit einer Studie über Modernitätserfahrungen in

der afrikanischen, karibischen und südasiatischen Literatur (*Shared Worlds: Experiences of Globalized Modernity in African, Caribbean and South Asian Literatures in English*, Liverpool: Liverpool University Press [im Druck]). Prof. Schulze-Engler ist Mitherausgeber der Zeitschrift *Matatu: Journal for African Culture and Society* und Vorsitzender der Gesellschaft für die Neuen Englischsprachigen Literaturen. Zu seinen Forschungsgebieten gehören postkoloniale Theorie, kulturelle Globalisierung, Transkulturalität und komparative Modernitätsforschung; zurzeit bereitet er ein Forschungsprojekt über Autokulturen und Automobilität in Afrika, Südasien sowie Kanada, Australien und Neuseeland vor. Seine Publikationen befassen sich mit afrikanischer, karibischer und südasiatischer Literatur sowie den indigenen Literaturen Australiens, Kanadas und Neuseelands. Im Mittelpunkt steht dabei die Frage nach der kulturellen und literarischen Ausprägung von Modernität in nicht-westlichen Gesellschaften sowie nach den transkulturellen Dynamiken, die zeitgenössische Literaturen überall in der Welt prägen und uns mit der Auf-

gabe konfrontieren, ein neues Verständnis von Literatur und Kultur in einer globalisierten Welt zu entwickeln.

Prof. Dr. Roland Spiller (links), 46, wurde 2004 auf eine Professur für Romanische Philologie mit den Schwerpunkten Lateinamerika und Frankophonie am Institut für Romanische Sprachen und Literaturen nach Frankfurt berufen. Nach der Dissertation über die Darstellung von Identitäten in der argentinischen Gegenwartsliteratur habilitierte er als Stipendiat der Alexander von Humboldt-Stiftung mit einer Arbeit über die französischsprachige Literatur Nordafrikas: *Tahar Ben Jelloun. Schreiben zwischen den Kulturen* (Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2000). Zahlreiche Reisen und Forschungsaufenthalte im Maghreb und in Frankreich weckten sein Interesse an afrikanischer Literatur. Für Spiller hat Philologie als Wissenschaft vom Leben im Fadenkreuz des Wissens die Möglichkeit und die Aufgabe, sich mit den globalen Begegnungen, Verschiebungen, Migrationen und dem damit einhergehenden historischen, sozialen und ästhetischen Wandel von Identitäten zu beschäftigen. Afrika ist dafür ein ideales Forschungsgebiet. Zu seinen jüngsten Buchpublikationen zählen: *Kultbücher* (Würzburg: Königshausen & Neumann 2004) und *La poética de la mirada* (Madrid: Visor 2004). In Vorbereitung befinden sich ein Buch zur Veranstaltungsreihe »Tango und Text« vom letzten Wintersemester, ein Dossier für die Zeitschrift »Grenzgänge« zum Thema »Musik und Literatur«, mit dem Arbeitskreis Lateinamerika der Universität Mainz leitete er am 7. und 8. Juli 2006 die Tagung »Diskurse rund um den Fußball in Lateinamerika«.

Lusophones Afrika

An dieser Stelle hatte der Krieg der Strasse das Leben genommen. Nur die Hyänen schlichen über die Wege, schnüffelten in Asche und Staub. Die Landschaft hatte sich mit einer nie gekannten Freudlosigkeit vermengt, in Farben, die sich an den Mund hefteten. /.../ Hier war kein Himmel mehr möglich. So beginnt einer der großartigsten Romane aus Mosambik, *Terra sonâmbula*, von Mia Couto.^{1/} Nach den Verwüstungen jahrzehntelanger Kriege war kein Himmel mehr möglich. So ist auch die Literatur, wie könnte es anders sein, geprägt von den politischen und sozialen Verhältnissen, von den äußeren und inneren Verheerungen.

Lusophones Afrika? Schon bei dem Wort lusophon trifft man auf fragende Blicke. Wer verbindet damit *países africanos de expressão portuguesa*, also Angola, Mosambik, São Tomé und Príncipe, Guiné-Bissau oder die Capverden? Portugiesisch ist in diesen Ländern die offizielle Sprache, Mittel der Verständigung, neben den afrikanischen Sprachen. Nur zögerlich wird die Literatur dieser Länder bekannt. Da gäbe es vieles aufzuholen und nachzutragen.^{2/}

Seit der Unabhängigkeit von Portugal 1975 arbeiten in Luanda und Maputo zwar kleine Verlage, doch die Verbreitung und Rezeption der lusophonen Literaturen findet über Lissabon statt, wo Verlage wie *Edições 70*, *Publicações Dom Quixote* und besonders *Editorial Caminho* sich um afrikanische Autoren verdient gemacht haben. Zur ersten Generation der Autoren der Unabhängigkeit gehört der legendäre, fast in Ver-

gessenheit geratene Luandino Vieira, der zurückgezogen in Portugal lebt. Viele seiner Bücher entstanden während jahrelanger Gefangenschaft unter Salazar. Er schildert die Menschen in den *musseques*, den Armenvierteln von Luanda. Er verschmilzt Elemente aus der Umgangssprache und den afrikanischen Sprachen Angolas auf kunstvolle Weise zu einer Bildhaftigkeit, die Autoren wie Mia Couto entscheidend beeinflusst hat. Pepetela, ebenfalls im Unabhängigkeitskampf engagiert, hat sich, wie Vieira, längst aus der Politik zurückgezogen, enttäuscht über die Entwicklungen in seinem Land. Berühmt wurde er durch seinen ersten, mitten im Krieg gegen die Portugiesen geschriebenen Roman *Mayombe*. In seinem Werk werden Vergangenheit und Gegenwart ineinander geblendet. Seine letzten Bücher sind ein schonungsloses Porträt der heutigen Gesellschaft in Angola.

Die jüngere Generation, mit Autoren wie José Eduardo Agualusa (Angola), Mia Couto oder Paulina Chiziane (Mosambik), meldet sich selbstbewusst zu Wort, noch geprägt vom Krieg registriert sie die tiefgreifenden Veränderungen in der Gesellschaft wie z.B. Paulina Chiziane in ihrem letzten Roman *Niketche*. *Ondjaki*, Jahrgang 1977, greift unbekümmert die sprachlichen Neuerungen eines Luandino Vieira oder Mia Couto auf, erzählt aus der Gegenwart heraus, Kind der jungen *República Popular de Angola*, aufgewachsen in der schmalen Mittelschicht Luandas: *Bom dia, camaradas*.



Kämpfer für die Unabhängigkeit Angolas: **Luandino Vieira**, der inzwischen zurückgezogen in Portugal lebt, setzte sich Jahrzehnte lang für die Befreiung von der kolonialen Herrschaft ein.

Lektürehinweise:

^{1/} <i>Terra sonâmbula</i> , Mia Couto. Lissabon: Editorial Caminho, 1992; deutsch in der herausragenden Übersetzung von Karin von Schwe-	der-Schreiner: Das schlafwandelnde Land, Frankfurt: dipa, 1994 .	nen Afrika gewidmet, zusammengestellt und ausgezeichnet kommentiert von Ilse Pollock, einer der besten Kennerinnen dieser Literaturen.
	^{2/} Sterz, Heft Nr. 71/72 (1996), ist dem lusopho-	

Die Autorin

Prof. Dr. Ray-Güde Mertin, 63, ist eine ausgewiesene Kennerin der portugiesisch- und spanischsprachigen Literatur. 1996 wurde sie zur Honorarprofessorin an der Universität Frankfurt ernannt, an der sie seit 1984 Lehrbeauftragte ist. Seit Jahrzehnten engagiert sie sich als Literaturagentin, Übersetzerin und Herausgeberin moderner brasilianischer und portugiesischer Literatur.

tät« kann somit keinesfalls als beschönigendes Synonym für den fortdauernden Einfluss Europas in Afrika verstanden werden, sondern verweist auf Veränderungen, denen Kulturen im Zuge intensiver Globalisierungsprozesse überall in der Welt unterliegen.

Die Lektüre von Schriftstellern der neuen Weltliteratur wie Salman Rushdie, V.S. Naipaul, Derek Walcott, Michael Ondaatje, Toni Morrison, Tahar Ben Jelloun oder Mahmoud Darwich erfordert nicht unbedingt profunde Vorkenntnisse der jeweiligen Kultur, eine Voraus-

setzung ist jedoch unabdingbar: die Bereitschaft, die Kontingenz der eigenen Position und damit der eigenen Subjektivität zu hinterfragen. Dann kann die Lektüre die ästhetische Wahrnehmungsfähigkeit erweitern und damit die für die globalisierte Welt grundlegende Fähigkeit der Wahrnehmung kultureller Vielschichtigkeit fördern. Dieser Perspektivenwechsel ist vielleicht keine großartige »Revolution des Blicks«, wie die einst von Sartre geforderte, doch er stellt ein Leitmotiv der afrikanischen Gegenwartsliteratur dar. ◆

Literatur

Achebe, Chinua: <i>Morning Yet on Creation Day</i> . London: Heinemann, 1977.	Garscha, Karsten (2002): <i>Négritude/ Black Aesthetics/ Créolité</i> . In: K. Barck, M. Fontius, D. Schlenstedt, F. Wolfzettel (Hrsg.): <i>Ästhetische Grundbegriffe</i> . Band 4. Metzler:	Stuttgart/Weimar, S. 498 – 537.	Na'Allah, Abdul Rasheed (ed.): <i>Ogoni's Agonies: Ken Saro-Wiwa and the Crisis in Nigeria</i> . Trenton, N. J./Asmara: Africa World Press, 1998.	ka südlich der Sahara«, Kolboom, I., Kotschi, T., Reichel, E. (Hrsg.): <i>Handbuch Französisch: Sprache – Literatur – Kultur – Gesellschaft</i> . Berlin: Erich Schmidt, 2002: 445 – 451.	Soyinka, Wole: <i>Art, Dialogue and Outrage: Essays on Literature and Culture</i> . Ed. Biodun Jeyifo. Ibadan: New Horn Pr., 1988.	chen: <i>Afrika-Literaturwissenschaft als Herausforderung</i> . Trier: WVT – Wissenschaftlicher Verlag Trier, 2003.
Erfurt, Jürgen: <i>Frankophonie. Sprache, Diskurs, Politik</i> . Tübingen/ Basel: UTB 2005.		Gikandi, Simon: <i>Reading the African Novel</i> . London/ Nairobi: James Currey and Heinemann Kenya, 1987.	Riesz, János: »Das frankophone Afri-	Veit-Wild, Flora (Hrsg.): <i>Nicht nur Mythen und Mär-</i>		

Vom Weiler zur Großsiedlung

Das erste vorchristliche Jahrtausend in der Sahelzone von Nigeria

Von Peter Breunig



Europäer, die zum ersten Mal ein Dorf in der Sahelzone Westafrikas betreten, kommen sich manchmal wie Zeitreisende vor. Als stünde die Zeit seit Jahrtausenden still, so wirken die aus Lehm gebauten Häuser und mit Muskelkraft bestellten Felder. Doch der Eindruck täuscht. In Wirklichkeit durchlief gerade die Sahelzone Entwicklungen mit einer Dynamik, für die es nur wenige Parallelen in der frühen Geschichte der Menschheit gibt. Mit einer solchen Entwicklung beschäftigten sich Frankfurter Wissenschaftler in der DFG-Forschergruppe »Ökologischer Wandel und kulturelle Umbrüche in West- und Zentralafrika«.

Magnetische Prospektion in der Sahelzone Westafrikas. Mit Hightech wird der Boden wie bei einem Röntgenbild durchleuchtet, um die verborgenen Reste ehemaliger Besiedlung aufzuspüren.

tausend vor Christus über blühte ihre Kultur. In manchen gut untersuchten Gegenden reiht sich ein Fundplatz an den anderen, was von der Produktivität der neuen Wirtschaftsweise zeugt. Sie bauten Perlhirse an und hatten Haustiere, vor allem Rinder, Schafe und Ziegen. Ferner wurde gejagt, gefischt und der reiche Bestand an Wildpflanzen als zusätzliche Nahrungsquelle genutzt.

Aber nach wenigen Jahrhunderten, im frühen ersten Jahrtausend vor Christus, gerieten sie in eine Krise. Vermutlich entzog ihnen ein großräumiger Trockenheits-einbruch, der sich auch auf den tropischen Regenwald auswirkte [siehe Katharina Neumann »Ölpalme, Perlhirse und Banane«, Seite 38], die gewohnte Lebensgrundlage und regte Alternativen an. Die Auswirkungen im archäologischen Fundbild sind vielfältig. In den meisten Fällen verschwinden einfach die Spuren der Siedler. Nomadisierende Hirten sind archäologisch immer ein Problem, weil sie wenig hinterlassen. Auch von den ehemals sesshaften Bauern finden wir kaum archäologische Zeugnisse. In manchen westafrikanischen Regionen fehlt sogar fast jede Spur menschlicher Existenz im ersten Jahrtausend vor Christus. Erhöhte Mobilität als Folge knapper Ressourcen, die ihrerseits auf Trockenheit zurückzuführen sind, könnte dies erklären. Dafür spricht auch, dass neue Gebiete, die zuvor wegen Überflutungen unzugänglich waren, genau in der Zeit kolonisiert wurden.



Im Mittelpunkt stehen die letzten beiden Jahrtausende vor der Zeitenwende. In Westafrika prägt diesen Abschnitt eine tiefe Zäsur: Zu Ende geht die in Afrika 2,5 Millionen Jahre dauernde Epoche der Jäger und Sammler, und eine neue Epoche mit steinzeitlichen Bauern und Hirten beginnt. Bauern und Hirten produzieren, was sie essen – eine ökonomische Revolution im Vergleich zu Jägern und Sammlern, die nur essen, was sie vorfinden. Aber der Einschnitt ist nicht nur ökonomischer Natur, sondern erfasste auch viele andere Lebensbereiche. Die neue Zeit heißt Neolithikum, und der Prozess ihrer Entstehung ist die Neolithisierung. Es herrscht weitgehend Übereinstimmung, dass es Einwanderer aus der Sahara waren, die wegen zunehmender Trockenheit im frühen zweiten Jahrtausend vor Christus in den Süden nach Westafrika geflüchtet sind und die Neuerungen dorthin mitbrachten oder auslösten.

In den Savannen Westafrikas fanden die Bauern und Hirten ein gutes Auskommen. Das ganze zweite Jahr-

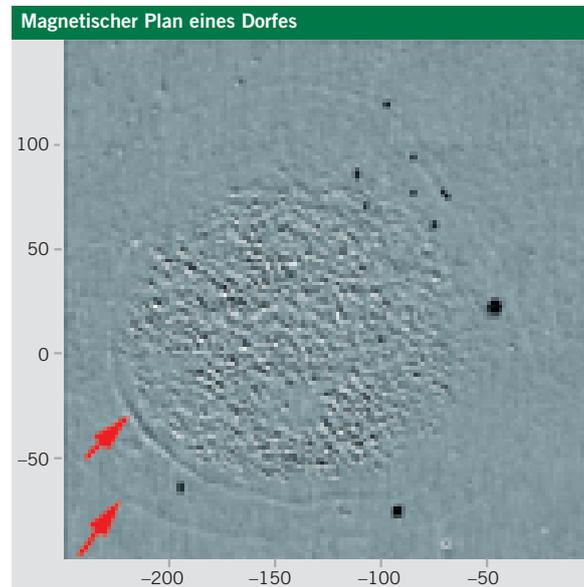
Ein Pflaster aus Scherben und so viele Menschen wie nie zuvor

Eine der westafrikanischen Varianten frühen bäuerlichen Daseins erforscht seit Jahren das Frankfurter Archäologenteam im Tschadbecken von Nordost-Nigeria. Dabei bestätigten jüngste Entdeckungen eine alte Archäologen-Weisheit: Je mehr man sucht, desto mehr findet man, auch wenn man nicht das findet, wonach man sucht. Wir suchten im Dunkeln des ersten vorchristlichen Jahrtausends die kärglichen Spuren der vermeintlich gescheiterten Neolithisierung und fanden stattdessen die ältesten Großsiedlungen im subsaharischen Afrika. Sie treten um 500 vor Christus auf. Die größten umfassen etwa 30 Hektar. Zu erkennen sind sie in erster Linie an einem sich über Hunderte von Metern erstreckenden Pflaster aus Scherben zerbrochener Keramikgefäße. Dazwischen liegen Knochen und hier und da Steingeräte. Dass wir solche ins Auge springenden Fundberge erst nach Jahren intensiver Feldarbeit finden, ist ein anschauliches Beispiel dafür, wie gering erschlossen und voll von Überraschungen die archäologische Landschaft in weiten Teilen Afrikas noch ist.

In der Zeit der Großsiedlungen muss sich das Leben für die Menschen genauso drastisch wie beim Wechsel vom Jäger und Sammler zum Bauern und Hirten geändert haben. Am deutlichsten wird dies, wenn es um die neue Form des sozialen Zusammenlebens geht. Die Weiler der ersten Bauern beherbergten wohl kaum mehr als ein paar Dutzend Personen. Wahrscheinlich waren sie alle miteinander verwandt. In den Großsiedlungen

ein Plan magnetischer Strukturen, deren Bedeutung Ausgrabungen klären müssen. Ohne solche Pläne bleibt die Wahl, wo und was man ausgräbt, dem reinen Zufall überlassen. In Europa gehört die Methode daher längst zum Standard archäologischer Feldarbeit. In Afrika hingegen ist sie ein abenteuerliches Novum, das in unserem Fall, insbesondere bei einer 12 Hektar großen Siedlung namens Zilum, verblüffende Resultate lieferte.

Anders als bei magnetischen Plänen der kleinen Siedlungen aus der Zeit davor zeichnet sich in Zilum



Der magnetische Plan eines kleinen Dorfs aus der Zeit der Großsiedlungen (um 500 vor Christus). So wie die großen Siedlungen sind auch ihre dörflichen Trabanten von tiefen und breiten Gräben umgeben. Hier sind es sogar gleich zwei konzentrisch angeordnete Gräben. Dahinter steht wohl ein Schutzbedürfnis, das auf unruhige Zeiten hinweist.



2500 Jahre alt sind diese weitläufig verteilten Reste der Großsiedlung Zilum im Tschadbecken von Nordost-Nigeria. Der ehemals besiedelte Raum ist von einem dichten Pflaster an Keramikscherven bedeckt. Wahrscheinlich haben hier mehrere Tausend Menschen gelebt – so viele wie zuvor kaum irgendwo im subsaharischen Afrika.

aus der Mitte des ersten Jahrtausends vor Christus hingegen lebten vermutlich mehrere Tausend Menschen. Die Dichte der Bebauung, die Anzahl ausgegrabener Bestattungen und einfach die Größe der Fundstelle untermauern eine solche Hochrechnung. Zu keiner Zeit davor hatten im subsaharischen Afrika jemals so viele Menschen an einem Ort zusammengelebt.

Unruhige Zeiten

Es steht außer Frage, dass die Großsiedlungen anders organisiert waren als die Weiler. Um dies zu erfassen, sind moderne siedlungsarchäologische Prospektionsmethoden nötig. Hierzu gehört die magnetische Prospektion. Vieles von dem, was Menschen in einer Siedlung insbesondere an Bautätigkeiten unternommen haben, hinterlässt im Boden magnetische Spuren, die mit empfindlichen Detektoren aufgezeichnet werden können. Das Ergebnis ist



Ein Reibstein aus Granit – einige Gramm von hochgerechnet 185 Tonnen Gestein, das die Bewohner der Siedlung aus mindestens 70 Kilometern Entfernung hergeschafft haben. Um 500 vor Christus waren solche Versorgungswege gut organisiert.



eine Vielzahl an Befunden ab. Pauschal kann man daraus schließen, dass die Einwohner der Großsiedlungen den Boden, auf dem sie lebten, massiv umgestalteten. Am intensivsten und für die Forschung geradezu spektakulär haben sie dies durch einen bis drei Meter tiefen und sechs Meter breiten Graben getan, der die gesamte Siedlung mit einer Länge von etwa einem Kilometer umgibt. Es ist denkbar, dass der Aushub zum Bau einer imposanten Lehmmauer, die parallel zum Graben verlief, verwendet wurde. Allerdings ist von der Mauer nichts erhalten. Ob mit oder ohne Mauer: Die Anlage ist die früheste ihrer Art im subsaharischen Afrika. Gemeinschaftsleistungen solcher Dimension waren zuvor unbekannt.

Die Toten wurden in der Siedlung bestattet, nicht beisammen in Friedhöfen, sondern bei den Häusern der Lebenden.

Nicht alle Siedlungen jener Zeit waren so groß wie Zilum. Andere waren sogar noch größer, aber einige waren auch sehr viel kleiner. Zwischen den Orten sind räumliche Beziehungen erkennbar. So umgeben mehrere kleine Orte das im Zentrum liegende Zilum kreisförmig im Abstand von wenigen Kilometern. Dass ein System an Niederlassungen unterschiedlicher Größe und wahrscheinlich auch unterschiedlicher Funktion existierte, ist ein weiteres Novum jener Zeit. Untersuchungen an einer der kleinsten Siedlungen dieses Systems haben zu einem unerwarteten Ergebnis geführt: Selbst die Dörfchen waren von Grä-



Staubige Arbeit: Tonnen der staubtrockenen Siedlungsschichten werden gesiebt, um auch kleinste Funde zu bergen.

ben, so breit und so tief wie in Zilum, umgeben; in diesem Fall sogar zwei Gräben hintereinander. Da solche Anlagen weder Heiligtümer noch astronomische Observatorien, sondern gewöhnliche Siedlungen waren, bleibt nur eine Schlussfolgerung: Die Mitte des ersten vorchristlichen Jahrtausends war eine unruhige Zeit, und die Menschen hatten ein hohes Schutzbedürfnis. Vielleicht taten sie sich in vielköpfigen Gemeinschaften zusammen, um so effektiver lebenswichtige, aber zunehmend knappere Ressourcen zu nutzen und vor allem zu schützen. Jedoch scheinen die Zeiten nicht überall so unruhig gewesen zu sein, dass man sich hinter Gräben und Mauern verschanzen musste. 100 Kilometer von Zilum entfernt, in einer anderen Forschungsregion des Teams, haben zur selben Zeit und auch noch danach ähnlich große Siedlungen bestanden, die nicht von Gräben geschützt waren.

Reiche Ernten

Magnetisch lokalisiert ist auch eine Vielzahl anderer, durch Ausgrabungen näher untersuchter Befunde. Hierzu gehören in erster Linie Gruben, die als Speicher- und Abfallgruben gedeutet werden. Unterirdische Speichergruben legt man in der Region auch heute noch an, um die Ernte einzulagern. Dass die Bewohner in Zilum dies in vielen hundert Fällen machten und die Siedlung damit regelrecht durchlöcherten, ist ein Hinweis auf große Mengen produzierter Nahrung. Vorratswirtschaft vergleichbarer Dimension ist aus vorangehenden Zeiten unbekannt. Vielleicht sind die großen, bauchigen Keramikgefäße von fast einem Meter Höhe, die plötzlich zum ersten Mal auftreten, ebenfalls damit in Verbindung zu bringen.

Das pflanzliche Grundnahrungsmittel war die Perlhirse (*Pennisetum glaucum*), ergänzt durch Früchte von Wildgehölzen und Samen krautiger Wildpflanzen. Wirtschaftlichen Fortschritt brachte eine neue Kulturpflan-



Nur ein Stück Lehm? Im steinharten Lehm haben sich Abdrücke von Grasstängeln erhalten. Dies ist ein Hinweis darauf, dass die Wände der Hütten und vielleicht auch der Zäune, die die Gehöfte umgaben, aus lehmverschmierten Stängeln bestanden. Die Stängel von Hirse, der wichtigsten Kulturpflanze um 500 vor Christus, können zwei Meter und höher werden.

ze, nämlich die Kuh- oder Augenbohne (*Vigna unguiculata*), die in den Großsiedlungen um 500 vor Christus erstmals auftritt. Die kleine Bohne hat viel bewirkt. Mit ihr entwickelte sich ein neues landwirtschaftliches Anbausystem, das sich bis heute bewährt hat. In der Region pflanzen die Bauern heute Mischkulturen aus Perlhirse und Augenbohnen im Regenfeldbau an. Eine Vielzahl an Verbesserungen ist damit verbunden. Mischkulturen reduzieren den Bodenabtrag und erlauben, die Produktivität erheblich zu steigern. Weil Hülsenfrüchte atmosphärischen Stickstoff binden, kann man mit ihnen neue, zuvor weniger geeignete Anbauflächen erschließen und die Bodenfruchtbarkeit länger erhalten. Daneben sind eiweißreiche Hülsenfrüchte auch ernährungsphysiologisch wertvoll, denn so lassen sich tierische Proteine in der menschlichen Ernährung ersetzen. Tatsächlich geben die Tierreste, die bei Ausgrabungen in Zilum geborgen wurden, Hinweise darauf, dass die Menschen sich deutlich weniger von Fleisch und Fisch ernährten; der Verzehr von Rindern, die sie als Haustiere hielten, und Fischen ging merklich zurück.

Viel Neues: Handwerk, Eisen und Kunst

Der Nahrungsüberschuss ermöglichte es, viel Arbeitskraft in andere Bereiche zu investieren. Wie sonst hätte man den einen Kilometer langen Graben anlegen kön-

nen? Auch die Anfänge handwerklicher Spezialisierung, die sich in Zilum durch die räumliche Konzentration von Beiprodukten der Keramikherstellung oder Gerberei belegen lassen, sind wohl aus dieser Perspektive zu betrachten. Vielleicht erklärt die zunehmende Spezialisierung auch die enormen Mengen an Fundmaterial, die sich in den Großsiedlungen in relativ kurzer Zeit anhäuferten. In der Siedlung Maibe, die genauso alt und etwa so groß wie Zilum ist, aber 100 Kilometer entfernt liegt, sind dies zum Beispiel hochgerechnet 1500 Tonnen Keramikscherben. Hinzu kommen 185 Tonnen



Ein Stück Holzkohle. Experten bestimmen die Art, von der das Holz stammt. Daher weiß man, dass um 500 vor Christus noch viele Bäume in Galeriewäldern wuchsen. Heute sind diese Bäume fast völlig verschwunden. Es gibt Hinweise darauf, dass hierzu vielleicht bereits die Großsiedlungen beigetragen haben.

Stein, den man in Form von Mahlgerätschaften und Beilen aus größerer Entfernung heranschaffte. Die Versorgung mit Stein ist eine lokale Besonderheit, weil es im gesamten Tschadbecken Nigerias keinerlei Gestein gibt – ein schweres Los für Menschen der Steinzeit. Stein besorgten sie sich aus mindestens 70 Kilometern, teilweise sogar über 200 Kilometern Entfernung durch Handel oder Tausch.



Das hat eine lange Tradition. Doch in der Zeit der Großsiedlungen muss die Verteilung der wichtigen Steinarten ganz neu organisiert worden sein: Während es zuvor lokale Prioritäten gab – hier Sandstein, dort Granit, je nach Entfernung zu den Lagerstätten – sind nun alle Gesteine überall vertreten. Es kommen sogar neue Materialien aus dem Osten hinzu. Offenbar hat sich das Kommunikations- und Verteilungsnetz schlagartig verbessert. In jener Zeit kann man die Wurzeln des organisierten Handels vermuten, der in Westafrika nur wenige Jahrhunderte später transkontinentale Ausmaße annahm.

Steingeräte waren für die Bewohner der Großsiedlungen und ihrer Trabanten unverzichtbar. Noch gab es nämlich keinerlei Alternativen aus Metall. Letzteres tritt in Form von Eisen erstmals zwischen 200 und 300 vor Christus in einer der Großsiedlungen der zweiten Generation auf. Die Eisenfunde sind spärlich, der Epochenwechsel von der Stein- zur Eisenzeit hätte nicht kümmerlicher ausfallen können. Gefunden wurde nur ein kleines, arg verrostetes Eisenteilchen. Das neue, wertvolle Material wurde offensichtlich so intensiv recycelt, dass es archäologisch unterrepräsentiert bleibt. Die Me-

Im Inneren eines mit Sediment verfüllten Keramiktopfs wird nach pflanzlichen Resten gesucht. Archäobotanische Untersuchungen dieser Reste geben wichtige Hinweise zur Umwelt und Wirtschaft jener Zeit.

Archäologie in Afrika

Die Archäologen haben in Afrika viel zu tun: Nirgendwo reicht die Geschichte der Menschheit weiter zurück, denn hier fängt sie an, und nirgendwo ist sie in ihrer Zuständigkeit für schriftlose Zeiten dichter bis an die Gegenwart heran tätig, denn der größte Teil Afrikas hat keine eigene Schriftsprache entwickelt. Beschreibungen von außen, wie sie arabische Reisende und Gelehrte beispielsweise über das mittelalterliche Westafrika hinterließen, und mündlich weitergereichte Überlieferungen verblassen nach wenigen Jahrhunderten des Rückblicks. Verglichen mit unseren Breiten ist es für weite Gebiete Afrikas so, als würde direkt vor Martin Luther die dunkle, schriftlose Vorgeschichte beginnen.

Fragen der kulturellen und sogar der nationalen Identität sind daher in Afrika oft mit archäologischen Inhalten verwurzelt. So ist wohl zu erklären, dass manche Staaten wie Ghana, Mali oder Benin sich nach frühgeschichtlichen Reichen benennen, die ganz woanders lagen, oder, wie im Falle von Simbabwe, eine archäologische Siedlungsform zur Namensgebung verwendet wurde. Die Afrikaner sind sehr geschichtsbewusst. Archäologische Forschung steht des-

halb in hohem Ansehen und wird von gebildeten Städtern ebenso aufmerksam verfolgt wie von der ländlichen Bevölkerung, die nicht selten tatkräftig an den Ausgrabungen beteiligt ist.

Die Frankfurter Archäologen haben das tiefe Interesse an der Vergangenheit besonders intensiv bei der 1998 erfolgten Bergung des 8000 Jahre alten Boots von Dufuna in Nigeria gespürt. Hunderte Menschen sind von weither angereist, um beizuwohnen, wie die Spuren ihrer Ahnen aus dem Boden geholt wurden. Das Boot kennt heute fast jedes Kind in Nigeria. Erste Dörfer, frühe Kulturpflanzen und Haustiere, der Beginn des Handwerks, der Kunst und des Handels mit Rohstoffen oder kulturelle Komplexität – Themen, mit denen sich die DFG-Forschergruppe »Ökologischer Wandel und kulturelle Umbrüche« beschäftigt – sind abstrakter als das älteste Boot Afrikas. Aber das Interesse ist dennoch hoch und verpflichtet die forschenden Europäer zur Weitergabe ihrer Erkenntnisse. Aus dem Grund wird beispielsweise im Moment ein Programm entwickelt, mit dem die Forschergruppe zusammen mit dem Zentrum für Interdisziplinäre Afrikaforschung (ZIAF) nigerianische Museen unterstützen will.

DFG-Forschergruppe 510 »Ökologischer Wandel und kulturelle Umbrüche in West- und Zentralafrika«

Seit Anfang 2004 besteht die DFG-Forschergruppe 510 an der Universität Frankfurt. Beteiligt sind die Fächer Archäologie, Archäobotanik und Physische Geografie. Zentrales Thema ist der Zusammenhang zwischen Siedlungsgeschichte, Klima- und Landschaftswandel in einem Transekt vom semi-ariden Sahel über die feuchte Sudan- und Guineasavanne bis zum tropischen Regenwald. Arbeitsgebiete sind das Tschadbecken von Nordost-Nigeria, das Verbreitungsgebiet der Nok-Kultur (Zentral-Nigeria) und Süd-Kamerun.

Der zeitliche Schwerpunkt liegt im ersten Jahrtausend vor Christus, einer Periode großer kultureller Veränderungen. Als Folge eines Trockenheitseinbruchs geraten westafrikanische neolithische Bauern und Viehzüchter zu Beginn des ersten Jahrtausends in eine schwere Krise. Einige Jahrhunderte später jedoch gibt es bereits viele ökonomische und gesellschaftliche Neuerungen, darunter Großsiedlungen, Eisentechnologie und eine hochdifferenzierte Kunst. Darauf konzentrieren sich die Untersuchungen in Nigeria. Gleichzeitig mit den Umbrüchen in Westafrika besiedeln Bevölkerungsgruppen mit Keramik, Eisentechnologie und Kulturpflanzen den zentralafrikanischen Regenwald. Dies ist Schwerpunkt der in Kamerun arbeitenden Teilprojekte.

Parallel mit den kulturellen Umbrüchen verändert sich auch das Klima im ersten Jahrtausend vor Chris-

tus. Die meisten permanenten Gewässer in der Sahara und im Sahel verschwinden, und das Regenwald-Ökosystem bricht zusammen. Ziel der Forschergruppe ist es, Landschaftsänderungen zu rekonstruieren, die gravierende Auswirkungen auf menschliche Gemeinschaften gehabt haben müssen. Flussablagerungen sind wichtige Paläoumwelt-Archive, die Informationen über frühere Savannen und Regenwald-Ökosysteme liefern. Die beprobten Archive gehen teilweise deutlich über den zeitlich festgelegten Rahmen der Forschergruppe hinaus, was neue Perspektiven eröffnet.

Die Forschergruppe 510 besteht aus vier Teilprojekten, davon drei an unserer Universität (Leitung: Prof. Dr. Peter Breunig, Privatdozentin Dr. Katharina Neumann, Prof. Dr. Jürgen Runge) und eines an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen (Leitung: Prof. Manfred Eggert). Weitere Beiträge aus der DFG-Forschergruppe in dieser Ausgabe: Jürgen Runge et al. »Eiszeit im tropischen Regenwald: Der ewige Wald – eine Legende? Festgehalten über Jahrtausende: Umweltarchive in Süd-Kamerun«, Seite 34; Katharina Neumann »Ölpalme, Perlhirse und Banane – Wie kam die Landwirtschaft in den Regenwald Zentralafrikas?«, Seite 38; Peter Breunig »Nichts als Kunst – Archäologische Forschungen zur früheisenzeitlichen Nok-Kultur in Zentral-Nigeria«, Seite 73.

Verkohlte Körner der Kuh- oder Augenbohne (*Vigna unguiculata*) belegen die Existenz eines neuen landwirtschaftlichen Anbausystems. Um 500 vor Christus besaßen die Bewohner der Großsiedlungen zwei Kulturpflanzen: Perlhirse (*Pennisetum glaucum*) und die Bohne. Zusammen angebaut ergaben sich Produktivitätssteigerungen, die einen Nahrungsüberschuss zur Folge hatten.



tallurgie brachte bald einen technologischen Innovationsschub mit vielfältigen Folgen. Alleine ihre rasante Ausbreitung von einem bis heute unbekanntem Ursprungsgebiet über das gesamte subsaharische Afrika innerhalb weniger Jahrhunderte lässt darauf schließen. Fast sieht es so aus, als hätte Eisen wie ein Katalysator auf andere Entwicklungen gewirkt. So fällt gerade in Nigeria auf, dass zusammen mit Eisen die Kunst in Erscheinung tritt.

Im Tschadbecken, wo es schon seit weit über einem Jahrtausend wie Spielzeug aussehende Tonfigürchen gab, wurden in der Zeit der früheisenzeitlichen Großsiedlungen nun größere Tonplastiken mit Attributen, bei denen man erstmals von Kunst sprechen kann, hergestellt. Etwas weiter im Süden, in Zentral-Nigeria, entstehen zur selben Zeit und ebenfalls im früheisenzeitlichen Kontext die weltberühmten Terrakotten der Nok-Kultur [siehe Peter Breunig und Nicole Rupp, »Nichts als Kunst«, Seite 73].

Experiment gescheitert?

Die vielen Neuerungen in der Mitte des ersten Jahrtausends vor Christus sind nicht das Resultat einer kontinuierlichen Entwicklung, sondern treten unvermittelt auf. Während die Archäologie Methoden besitzt, solche Neuerungen zu erkennen, ist sie bei der Frage nach den Ursachen auf Vermutungen und Hypothesen angewiesen. Deshalb stehen noch viele unbeantwortete Fragen im Raum. Warum bilden Menschen schlagartig eine Sozialgemeinschaft mit mehreren Tausend Personen? Waren Trockenheit und damit verbundene ökonomische Probleme der Auslöser? Die Beziehung zwischen



Eine Vielzahl an Innovationen stellt sich um 500 vor Christus ein. Zum Beispiel produzieren die Menschen erstmals sehr große Keramikgefäße wie jenes im Bild, das gerade aus seiner 2500-jährigen Lage gehoben wird. Vermutlich hat man solche Gefäße gebraucht, weil hohe landwirtschaftliche Produktivität neue Formen der Vorratswirtschaft erforderte.



Rundliche Strukturen wie diese werden als Überbleibsel von Hütten gedeutet. Nach Abschluss der Ausgrabung zeigte sich, dass an der Stelle mindestens sieben Hütten nacheinander errichtet worden waren. Sie waren aus Lehm gebaut und haben deshalb jeweils nur einige Jahre bestanden.

Experiment sozialer Großgemeinschaften schon nach kurzer Zeit durch Umweltzerstörung als Folge intensiver Besiedlung und Ausbeutung der natürlichen Ressourcen gescheitert sein? Dafür spricht, dass die Großsiedlungen genauso schlagartig verschwanden, wie sie aufgetreten waren. Etwa von 200 vor Christus bis fast zur Mitte des ersten nachchristlichen Jahrtausends fehlen bislang jegliche Hinweise menschlicher Besiedlung in der Region. Aber wie schon festgestellt: Afrika ist noch voller archäologischer Überraschungen. Im Moment

ökologischem Wandel und kulturellen Umbrüchen ist das übergeordnete Thema der in West- und Zentralafrika tätigen Forschergruppe. Den ökologischen Wandel untersuchen die Archäobotanikerinnen des Teams anhand verkohlter Pflanzenreste. Die Menschen haben aus ihrer Umwelt Pflanzen als Nahrung, Feuerholz und Baumaterial in die Siedlung geschafft und damit ein Abbild der damaligen Vegetation hinterlassen. Diese war keineswegs so karg wie heute. Eher das Gegenteil scheint der Fall gewesen zu sein. In einer Siedlung stammt ein Großteil des Holzes aus flussbegleitenden Galeriewäldern mit der Mahagoni-ähnlichen Baumart *Khaya senegalensis*. Solche Galeriewälder existieren in der Region heute kaum noch. Auch andere Holzarten in den Proben deuten auf feuchtere Savannen und damit auf höhere Niederschläge hin. Ausgegrabene Tierreste, die fast ausnahmslos von Wassertieren stammen, unterstützen in Zilum diese Annahme.

Wahrscheinlich hat das »städtische« Dasein dazu geführt, dass die anspruchsvolleren Baumarten bald verschwanden. In den Großsiedlungen um 200 bis 300 vor Christus ist *Khaya senegalensis* durch Brache-Arten ersetzt, die darauf hinweisen, dass die landwirtschaftlichen Nutzflächen sich stark ausweiteten. Sollte das erste



stellt es sich so dar, dass Großsiedlungen den Weg für die folgenden wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen vorgezeichnet haben. Hierzu gehören beispielsweise politisch komplexe Gebilde wie das Reich Bornu, das wenige Jahrhunderte später entsteht. Vom ersten Bauern bis zu den Wurzeln eines Großreichs, mit dem noch der deutsche Kaiser Wilhelm verkehrte, vergehen weniger als zweieinhalb Jahrtausende. Europa hat für so etwas länger gebraucht – was der Weiße dem Dorf, das er heute im Sahel besucht, aber nicht unbedingt ansieht. ♦

Wie die Suche nach der Nadel im Heuhaufen ist es, wenn Ausgrabungen auf vielen Hektar großen Siedlungen etwas von der damaligen Organisation menschlichen Zusammenlebens aufdecken sollen. In Zusammenarbeit mit geowissenschaftlichen Nachbardisziplinen hat die Archäologie daher effiziente Prospektionsmethoden wie die magnetische Erkundung entwickelt.

Der Autor

Prof. Dr. Peter Breunig, 54, nahm 1992 den Ruf nach Frankfurt auf die in Deutschland und weit darüber hinaus einzige Professur für Vor- und Frühgeschichte Afrikas an. Archäologische Forschung in Afrika hat für Breunig bis heute ihre Faszination nicht verloren; auch zunehmende administrative Aufgaben haben ihn nie davon abgehalten, mindestens einmal pro Jahr zur Feldforschung nach Afrika zu reisen. »Die Forschung steht dort bis heute an so vielen Stellen noch am Anfang, dass man die Lust am Forschen und Entdecken in ganz anderer Weise als in Mitteleuropa ausleben kann. Natürlich spielt dabei auch eine Spur an Abenteuerlust und Risikobereitschaft eine Rolle«, so Breunig. Zunächst befasste sich Breunig, der in Frankfurt studiert und in Köln promoviert hat, rein theoretisch mit Afrika: Er gehörte zu einem Redaktionsteam, das Bücher zu den Felsbildern herausgab. In seiner Habilitation ging Breunig der Frage nach, welche Verbindungen es zwischen der Felsbildkunst und der allgemeinen Besiedlungsgeschichte gibt. »Hierzu habe ich über drei Jahre verteilt mehrere Monate – von der Außenwelt abgeschnitten – im höchsten Gebirge Namibias gelebt und gearbeitet – eine prägende Zeit!« Anschließend

war Breunig wissenschaftlicher Mitarbeiter im Frankfurter Sonderforschungsbereich »Kulturentwicklung und Sprachgeschichte im Naturraum der westafrikanischen Savanne«. Ein Höhepunkt war die Bergung des ältesten bekannten Boots Afrikas. Heute forscht Breunig weiterhin in Westafrika, insbesondere in Nigeria. Ihn interessiert die Zeit des Übergangs von Jäger- und Sammlergemeinschaften zu sesshaften bäuerlichen Gemeinschaften, ebenso die Metallurgisierung – das in Afrika abrupte Auftreten der Eisentechnologie. Zudem erforscht er die Erscheinungsformen kultureller Komplexität, die sich in Westafrika im ersten Jahrtausend vor Christus einstellte. Hierzu gehören soziale und ökonomische Umbrüche, aber auch die Kunst, wie sie beispielsweise in der Nok-Kultur entstanden ist. Die persönlichen Bindungen – inzwischen sind einige seiner ehemaligen westafrikanischen Studenten in ihren Heimatländern in hohen Positionen – sind dem Projekt sehr förderlich: »Dies ist auch einer der Gründe, warum unserer Forschergruppe die Genehmigung für das Nok-Projekt und den temporären Export der kostbaren Funde nach Deutschland erteilt wurde.«



Eiszeit im tropischen Regenwald: Der ewige Wald – eine Legende?

Festgehalten über Jahrtausende: Umweltarchive in Süd-Kamerun



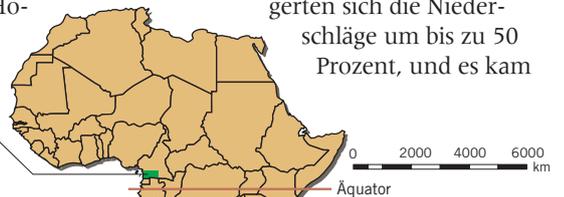
Im Regenwald von Süd-Kamerun: Ein mit Hilfe von Satellitenbildern ausgewähltes Binnendelta war Ziel einer mehrmonatigen Expedition, die ein Team von Geographen der Universität Frankfurt durchführte. Die Aufnahme zeigt die bei Niedrigwasser des Flusses Ntem anstehenden Grundgebirgsbereiche (Katarakte), die in diesem Gebiet aufgrund neotektonischer Prozesse häufig vertikal gehoben, örtlich aber auch abgesenkt wurden. Die abgesenkten Bereiche nennen die Geomorphologen »Sedimentfallen«.



In jüngster Zeit verdichten sich Vermutungen, dass in den Regenwäldern Äquatorialafrikas während des Höhepunkts der letzten Eiszeit vor etwa 18000 Jahren und auch in der Nacheiszeit vor etwa 3000 Jahren einschneidende Umweltveränderungen stattgefunden haben. Dieser Klima- und Landschaftswandel in den Tropen, der erst seit zwei

Jahrzehnten als wissenschaftlich akzeptiert gilt, erfolgte ähnlich dramatisch wie in den Ökosystemen der gemäßigten Breiten auf der Nordhalbkugel. Zum Höhepunkt der letzten Eiszeit sind die Tem-

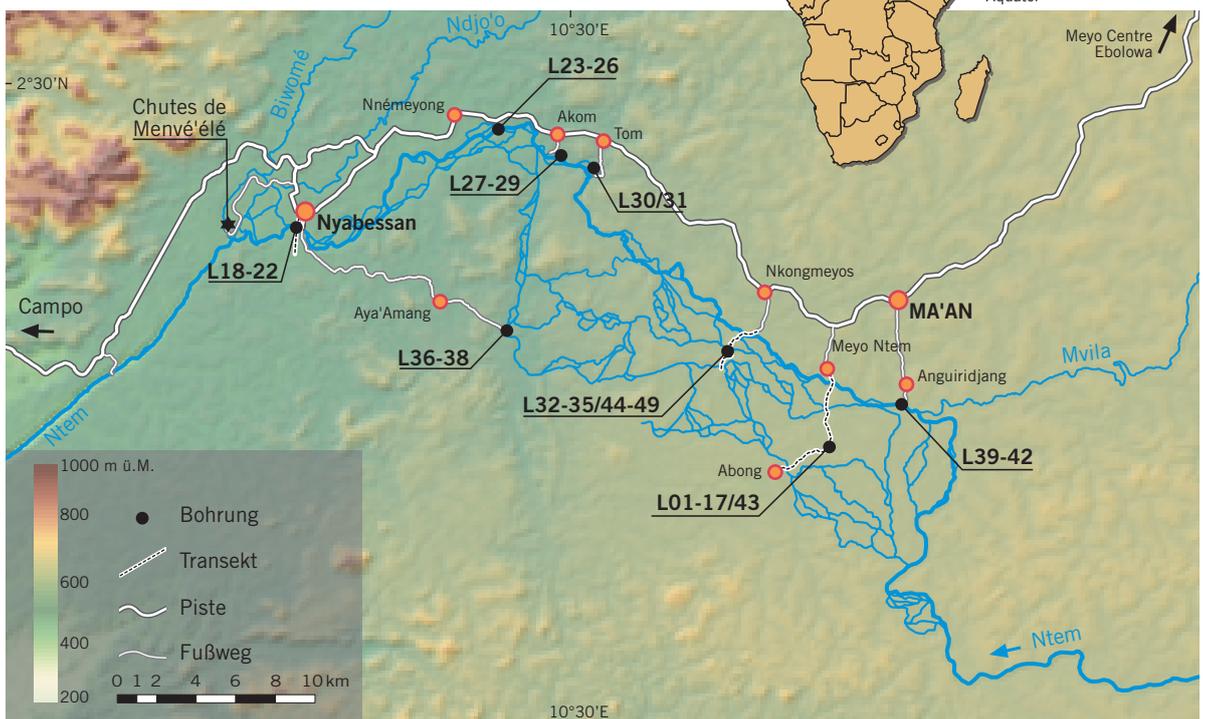
peraturen in den afrikanischen Regenwaldtiefländern vermutlich im Mittel um knapp 5 Grad Celsius zurückgegangen, gleichzeitig verringerten sich die Niederschläge um bis zu 50 Prozent, und es kam



Südwest-Kamerun Untersuchungsgebiet

1 Lage des Untersuchungsgebiets in Süd-Kamerun.

2 Topographische Karte nach Daten des amerikanischen Space Shuttles Endeavour (2000) im Zuge der Shuttle Radar Topographic Mission (SRTM) vom Ntem-Binnendelta bei Ma'an in Süd-Kamerun mit Lage der Bohrpunkte und Geländeprofile sowie den Wasserfällen Chutes de Menvé'élé am Ausgang des Deltas.



zu einem jahreszeitlichen Wechsel von deutlich kürzeren Regen- und längeren Trockenzeiten.

Das blieb nicht ohne Auswirkungen auf die Zusammensetzung der Arten und das Erscheinungsbild der Ökosysteme: Als Folge der Trockenheit verschwanden die bis dahin dichten und evolutionsgeschichtlich alten Wälder großräumig, und offene Savannenlandschaften breiteten sich aus. Botanische und zoologische Studien belegen, dass Reste des Regenwalds in einzelnen ökologisch begünstigten Refugien diese trockeneren und kühleren Phasen überlebten. Aus den Rückzugsräumen konnten sich zum Ende der Eiszeit vor etwa 14 000 Jahren und in der Nacheiszeit (Holozän, ab 10 000 Jahren vor heute) wieder dichte Urwälder in den offenen Baumsavannen ausbreiten. Vor 8000 bis 6000 Jahren erreichte der Wald seine maximale Ausdehnung. Im Spätholozän vor etwa 3000 Jahren verringerte sich nach einer neuerlichen Periode der Austrocknung erneut die Waldfläche.

Interessanterweise geht dieser letzte Klimawandel einher mit wichtigen kulturellen Entwicklungen in Afrika: So sollen in dieser Zeit auch bantusprachige, Keramik herstellende Gruppen von Nigeria und Nord-Kamerun ausgehend in den Süden und Osten Afrikas gewandert sein. Hierbei handelt es sich allerdings bislang um eine Hypothese, für die ein Nachweis aussteht. Ferner entwickelte sich vor 2600 Jahren auch die afrikanische Metallurgie, was zusätzlich zum natürlichen Klimawandel eine vom Menschen ausgelöste Waldzerstörung nahe legt, da für den Prozess der Eisenverhüttung große Mengen an Feuerholz und Holzkohle benötigt wurden.

Ablagerungen der Flüsse – Umweltarchive im landschaftlichen Kontinuum

Erkenntnisse über die früheren Klimaverhältnisse jenseits der sehr kurzen, von Wetterstationen innerhalb der letzten 100 Jahre gemessenen Datenreihen gewinnen Klimaforscher aus Tiefseesedimenten und aus dem Gletschereis Grönlands und der Antarktis. Damit ist es möglich, weit in die Vergangenheit – mehr als 100 000 Jahre – zurückzuschauen. Systematische Bohrungen in den küstennahen Berei-

chen von West- und Zentralafrika – hier vor allem in den Schwemmfächern der großen Flüsse Niger und Kongo – erlaubten anhand der von den Strömen aus dem innerafrikanischen Raum mitgebrachten Sedimente indirekte Rückschlüsse auf die früheren Umweltbedingungen. Gleichfalls wurde an großen Seen wie dem Tschad-See über fossile Uferterrassen und Pollenanalysen rekonstruiert, wie der Wasserspiegel während der letzten 20 000 Jahre geschwankt hat. Solche nur indirekt auf das Klima zu interpretierenden Datensätze werden als Proxydaten bezeichnet.

Da die Übertragbarkeit der Erkenntnisse aus Ozeanbohrkernen auf das heterogen zusammengesetzte Festland nicht grundsätzlich gegeben ist, müssen weitere Proxydaten-Archive zur Lösung des Problems herangezogen werden. Terrestrische Sedimentablagerungen (Alluvionen) tropischer Flüsse können eine solche zusätzliche Datenquelle sein, um frühere Klimawandel räumlich und zeitlich besser aufzulösen. Aus dem Aufbau, der Zusammensetzung und Dicke (Mächtigkeit) der Alluvionen können Rückschlüsse auf die vorzeitlichen Umweltbedingungen im Einzugsgebiet gezogen werden.

In dem Teilprojekt »Regenwald-Savannen-Kontakt« wird in Süd-Kamerun **1** innerhalb der DFG-Forschergruppe »Ökologischer Wandel und kulturelle Umbrüche in West- und Zentralafrika« dieser innovative Ansatz verfolgt. Mit geomorphologischen, sedimentstratigraphischen und bodenkundlichen Methoden wird seit 2004 im Binnendelta des Ntem systematisch nach Spuren für klimagesteuerte Landschaftsveränderungen gesucht.

Satellitenbildgestützte Vorerkundungen mit amerikanischen LANDSAT-Daten, die mit Fernerkundungsprogrammen in Frankfurt bearbeitet wurden, führten zur Entdeckung eines rund 60 Kilometer von der Atlantikküste entfernten, 210 Quadratkilometer großen Binnendeltas inmitten des tropischen Regenwalds. Es befindet sich in der Grenzregion zwischen Kamerun, Äquatorial-Guinea und Gabun. Das stark verzweigte Binnendelta, das als Sedimentfalle – ein Reliefabschnitt, in dem die Ablagerungen weitgehend vor Erosion geschützt sind – eingestuft wird, liegt

vor einer markanten, zum Atlantik hin überleitenden Geländestufe, die zwei Flächenniveaus voneinander trennt **2**. Diese geologisch alten, flachwelligen Einebnungsflächen sind meist durch Rotlehmdecken gekennzeichnet, die über zehn Meter mächtig sein können; sie zeugen von einer lang andauernden tropischen Gesteinsverwitterung.

Ein Ozean entsteht

Das für die Landschaftsgeschichte Süd-Kameruns dramatischste Ereignis war die plattentektonische Öffnung des Südatlantiks vor 95 Millionen Jahren, als der Gondwana-Kontinent auseinander brach und sich Südamerika von Afrika trennte. Die Erdkruste begann sich zu heben und zu senken, Brüche bildeten sich, und dabei entstand ein völlig neuartiger Kontinentrand mit gravierenden Folgen für die Wasserläufe: Die bestehenden Flüsse mussten sich in Richtung der jetzt existierenden Atlantikküste umorientieren.

3 Landschaftsbild mit den Chutes de Menvé élé am westlichen Ende des Ntem-Binnendeltas. Durch neotektonische Hebungprozesse und vorzeitlichen Klimawandel konnte der Ntem zumindest zeitweise diese Geländestufe nicht überqueren, was die Akkumulation der Schotter im Stufenbereich und die Ablagerung sehr feinkörniger Sedimente im Delta erklärt.



Es ist davon auszugehen, dass die Hebungs- und Senkungsbewegungen bis in das Pliozän (7 Millionen Jahre) in Süd-Kamerun ange-dauert haben; eine solche Dynamik der Erdkruste wird als Neotektonik bezeichnet. Das Ntem-Binnendelta hat sich daher vermutlich erst in jüngerer geologischer Vergangen-heit (Quartär, 2 Millionen Jahre) entwickelt und ist als Proxydaten-Archiv einzustufen.

Kennzeichen der Ntem-Ablagerungen

Unterhalb und oberhalb der Was-serfälle Chutes de Menvé' élé am Ende des Ntem-Binnendeltas **3** entdeckte das Team des Instituts für Physische Geographie 2004 mächtige, von Eisen- und Mangan-Lösun-gen verbackene Schotterkörper. Sie kündigen einerseits von neotektoni-scher Aktivität, die zeitweise zur Aufstauung eines Ntem-Sees ge-

führt haben könnte. Andererseits zeugen diese Funde davon, dass sich die Umwelt aufgrund von kli-matisch gesteuerten Faktoren stark veränderte und so auch das Verwite-rungsgeschehen im Einzugsgebiet des Ntem und die Abflussprozesse modifiziert wurden. Die heterogene Schichtung der Schotterlagen deut-et auf ganz unterschiedliche Bil-dungsumstände hin. Grobe, kantige Gemengepartikel in der Matrix ent-standen durch verstärkte Material-schüttungen von den Hängen, die vermutlich instabil wurden, weil sich die Vegetation infolge größerer Trockenheit auflockerte. In den Fluss- und Seeablagerungen finden sich feinsandige bis tonige Korngrö-ßen, was auf eine ruhige Strömung und episodische Stillwasserbedin-gungen (Seen) hinweist.

Die mehrere Meter mächtigen Alluvialsedimente sind im Binnen-delta über ein schachbrettartiges

Kluftmuster verteilt. Sie bilden ein natürliches Archiv, um der Land-schaftsgeschichte auf die Spur zu kommen. Die Kartierung und Aus-wertung von tektonischen Struktu-ren (Lineamenten) nach Satelliten-bildern und im Gelände ergab, dass das Binnendelta in mehrere kleine Teilbecken untergliedert ist. Dies ist für die spätere Korrelation der Sedi-mentsequenzen von Bedeutung. Mehrere 2005 angelegte geolo-gisch-bodenkundliche Gelände-profile (Transekte) und zahlreiche Boh-rungen **4** in den Alluvionen ver-folgt das Ziel, die räumliche Verteilung und den Altersaufbau der Flussablagerungen zu erfassen.

Zum Alter der Flussablagerungen

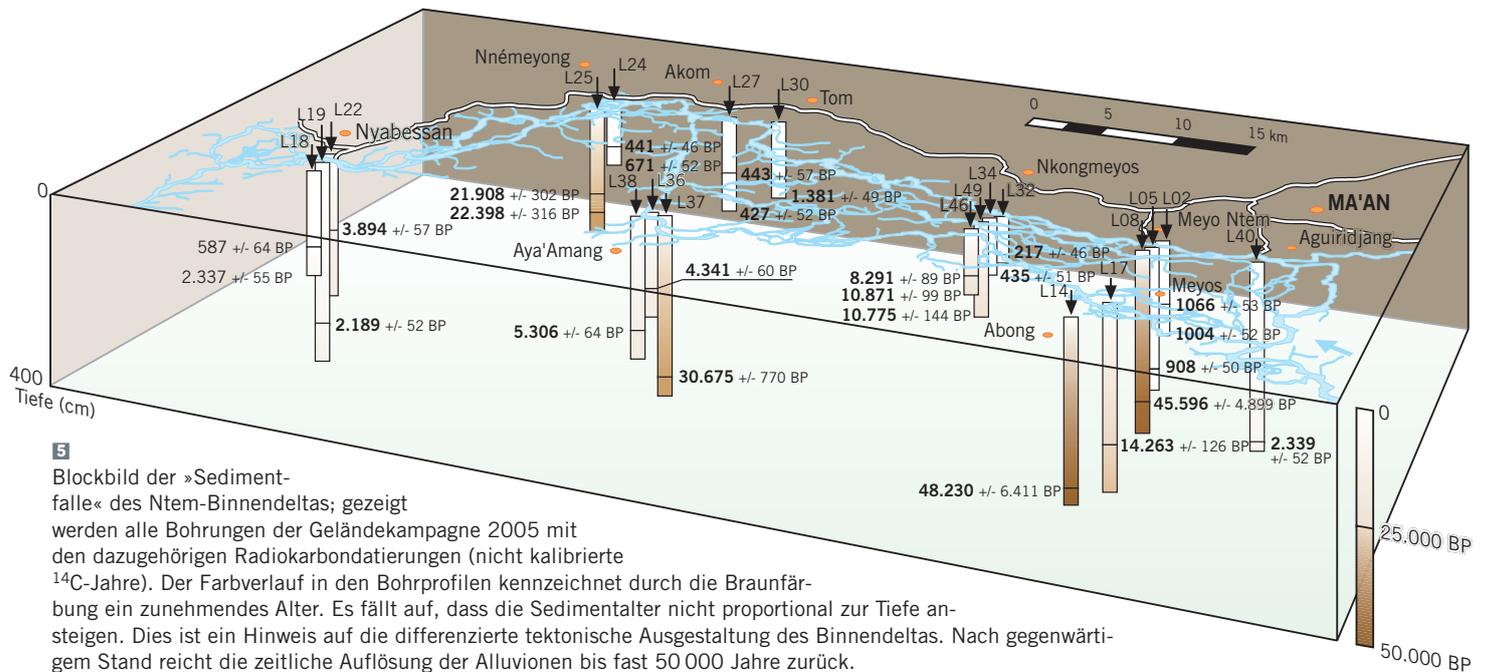
Ursprünglich wurde nur mit mittel-bis jungholozänen Ablagerungen im Ntem-Binnendelta gerechnet, doch zahlreiche Datierungen mit Hilfe der ¹⁴C-Radiokarbonmethode ergaben, dass die Sedimente teil-weise wesentlich älter sind. Die nicht kalibrierten Radiokarbonda-ten der Alluvionen und vermutlich auch der Seesedimente des Ntem ergaben Alter von bis zu 48 230 Jahren vor heute. Solche für die feuchten Tropen beeindruckenden ¹⁴C-Alter konnten neben 25 weite-ren Altersbestimmungen an organi-schen Pflanzenresten und Sediment nachgewiesen werden **5**, die sich im Laufe der eiszeitlichen und nacheiszeitlichen Landschaftsge-schichte in verschiedenen Tiefen der Ntem-Sedimente erhalten haben. Von jüngerem Sediment überdeckte fossile Humushorizonte (ehemalige Bodenoberflächen) könnten durch abrupte Umwäl-zungen im Landschaftshaushalt entstanden sein, die entweder auf Klimaveränderungen oder auf epi-sodische Extremereignisse wie Hochwässer zurückzuführen sind. Einige Funde konnten in die Zeit vor und während der letzten Eiszeit vor 20 000 bis 14 000 Jahren ge-stellt werden. Andere, jüngere Pro-ben stammen aus der holozänen Feuchtphase der »African Humid Period« vor 8000 bis 6000 Jahren, als der tropische Regenwald seine maximale Ausdehnung erreichte. Andere Datierungen zeugen von der im Fokus der Forschergruppe stehenden Frage einer durch starke Trockenheit gekennzeichneten Ökosystemveränderung, die sich an



4 Bohrungen mit dem Edelman-Handbohrer in den Flussablagerungen (Alluvionen) des Ntem. In drei bis vier Metern Sediment können landschafts-geschichtliche Informationen enthalten sein, die bis vor die letzte Eiszeit zurückreichen.

Literatur:

<p>Servant, M. & Servant-Vildary, S. (Hrsg.) (2000), <i>Dynamique à long terme des écosystèmes forestiers intertropicaux</i>. Publications issues du Symposium international »Dynamique à long terme</p>	<p>des écosystèmes forestiers intertropicaux«, Paris, 20–22 mars 1996, UNESCO, S. 1–434.</p> <p>Summerfield, M. A. (1985), <i>Tectonic background to</i></p>	<p>long-term land-form development in tropical Africa, in: Douglas, I. & Spencer, T. (Hrsg.), <i>Environmental Change and Tropical Geomorphology</i>, George Allen & Unwin, London, S. 281–294.</p>	<p>Thomas, M. F. (2004), <i>Landscape sensitivity to rapid environmental change – a Quaternary perspective with examples from tropical areas</i>, Catena, 55, S. 107–124.</p>
--	--	---	---



5 Blockbild der »Sedimentfalle« des Ntem-Binnendeltas; gezeigt werden alle Bohrungen der Geländekampagne 2005 mit den dazugehörigen Radiokarbonatierungen (nicht kalibrierte ¹⁴C-Jahre). Der Farbverlauf in den Bohrprofilen kennzeichnet durch die Braunfärbung ein zunehmendes Alter. Es fällt auf, dass die Sedimentalter nicht proportional zur Tiefe ansteigen. Dies ist ein Hinweis auf die differenzierte tektonische Ausgestaltung des Binnendeltas. Nach gegenwärtigem Stand reicht die zeitliche Auflösung der Alluvionen bis fast 50 000 Jahre zurück.

diese ausgeprägte Feuchtphase vor etwa 4000 bis 2500 Jahren anschloss. Die laufenden interdisziplinären Auswertungen werden zeigen, inwieweit die vorliegende Sedimentchronologie der Ntem-Alluvionen mit Konzepten der Bantu-Migration, kultureller Umbrüche und Vegetationsveränderungen [siehe Katharina Neumann »Ölpalme, Perlhirse und Banane«, Seite 38] in Verbindung gebracht werden kann.

Rückzugsräume des Regenwalds

Spannend sind die Erkenntnisse, welche die $\delta^{13}\text{C}$ -Werte der fossilen Pflanzenreste und der organischen Substanz liefern. Das Verhältnis der stabilen Kohlenstoffisotope ($^{13}\text{C}/^{12}\text{C}$) gibt einen Hinweis darauf, wie und durch welche physiologischen Pflanzentypen (C_3 oder C_4) die organische Substanz über Photosynthese gebildet wurde. Zu den C_3 -Pflanzen zählen die meisten tropischen Waldbäume, zu den C_4 -Pflanzen dagegen zahlreiche Gräser der Savannen. So lassen sich indirekt Rückschlüsse auf das Erscheinungsbild der ehemaligen Vegetation ziehen. In den Delta-Alluvionen des Ntem wurden ausschließlich $\delta^{13}\text{C}$ -Werte ermittelt, die eine Zuordnung zu C_3 -dominierten Pflanzengesellschaften, also zum Regenwald, erlauben, und zwar zu allen datierten Zeiten.

Aufgrund dieser Tatsache ist zu vermuten, dass es im Binnendelta des Ntem wohl über den gesamten

Zeitraum von rund 50 000 Jahren tropischen Regenwald gegeben hat. Ob dieser eine gleiche Artenzusammensetzung wie heute hatte, ist noch nicht bekannt. Da das Ntem-Delta aufgrund seiner geomorphologischen Form zu keiner Zeit ein Gebiet mit dramatischem Wassermangel gewesen sein dürfte, wird angenommen, dass es sich vor allem um Galerie- und Sumpfwald gehandelt haben mag. Die Pollenanalysen, die helfen werden, dies aufzuklären, sind noch in Arbeit. Das Konzept einer Persistenz des

Regenwalds im Ntem-Binnendelta, auch über Trockenperioden hinweg, ergänzt die Ergebnisse früherer Forschungen im äquatorialen Afrika, denn damit ließe sich jetzt belegen, dass es ein weiteres Tieflandrefugium des Regenwalds in Süd-Kamerun gab. Ein anderes Ergebnis ist die Feststellung, dass das Ntem-Binnendelta seit mindestens 50 000 Jahren besteht. Dieses außergewöhnliche Landschaftsarchiv im Regenwald birgt sicher noch weitere Geheimnisse, die es in Zukunft zu lüften gilt. ◆

Die Autoren

Prof. Dr. Jürgen Runge, 44, ist seit mehr als 20 Jahren im Rahmen von Forschungs- und Entwicklungsprojekten im subsaharischen Afrika aktiv. 2000 übernahm er die Professur für Physische Geographie und Geoökologie mit dem regionalen Schwerpunkt Afrika an der Universität Frankfurt. Seine Arbeitsgruppe beteiligt sich an verschiedenen interdisziplinären Forschungsvorhaben in zahlreichen afrikanischen Ländern; zum Beispiel in Burkina Faso und Benin im Rahmen des vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderten BIOTA West Forscherverbunds zur Biodiversität in Westafrika [siehe auch Karen Hahn-Hadjali und Annika Wieckhorst »Gemeinsam für den Erhalt der Artenvielfalt in Westafrika«, Seite 16], in Namibia über die Nachwuchsgruppe des Bundesministeriums für Bildung und Forschung und das Frankfurter Institut für Sozialökologische Forschung (ISOE) über die Versorgung der Bevölkerung (Problemkreis »Wasser«). Runge hat das Frankfurter Zentrum für interdisziplinäre Afrikaforschung (ZIAF) mit aufgebaut und ist derzeit Vize-Direktor dieser Einrichtung.

Joachim Eisenberg, M.A., 33, bearbeitet in seiner Doktorarbeit die geomorphologische und neotektonische Entwicklung des Ntem-Binnendeltas und seine Eignung als Proxydaten-Archiv. Er studierte Geographie und Medienwissenschaften an der Universität Paderborn; seine Masterarbeit befasste sich mit der Verbreitung und Entwicklung von jahreszeitlich überschwemmten Grasländern in Sambia. Nach einer beruflichen Tätigkeit in einem geographischen Verlag kam er an die Universität Frankfurt.

Mark Sangen, 35, untersucht in seiner Doktorarbeit die Alluvionen des Ntem-Deltas hinsichtlich ihres umweltgeschichtlichen Aussagegewerts. Der Diplom-Geograph hat in Frankfurt Geographie, Meteorologie und Hydrologie studiert. Über eine Projektstätigkeit bei der Deutschen Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) kam er nach Südafrika und arbeitete an hydrologischen Datenbanken und der Modellierung von Wassereinzugsgebieten in KwaZulu-Natal; dies war auch Gegenstand seiner Abschlussarbeit.

Ölpalme, Perlhirse und Banane

Wie kam die Landwirtschaft in den Regenwald Zentralafrikas?



Wie kam die Banane nach Afrika? Die Kochbanane stammt aus Neu-Guinea, wie sie zur wichtigsten Kulturpflanzen im zentralafrikanischen Regenwald wurde, gibt immer noch Rätsel auf.

sehr wenige archäologische Spuren hinterlassen. Ab der Mitte des ersten Jahrtausends vor Christus ändert sich das archäologische Bild sehr deutlich. Der vorherrschende Fundplatztyp aus dieser Zeit sind 1,5 bis 3 Meter tiefe Gruben, oft mehrere in unmittelbarer Nachbarschaft. In den Gruben findet man Keramik, bisweilen Eisen und Tierknochen sowie große Mengen pflanzlicher Reste. Bis jetzt ist ungeklärt, wozu die Gruben gedient haben, aber sie werden mit einer von außen eingewanderten, sesshaft lebenden Bevölkerung in Verbindung gebracht. Wer waren diese Menschen, woher kamen sie, wie war ihre Wirtschaftsweise, und in welcher Umwelt lebten sie?

Mit diesen Fragen beschäftigen sich Archäologen, Archäobotaniker und Geographen in der von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Forschergruppe 510 [siehe Peter Breunig »Vom Weiler zur Großsiedlung«, Seite 28, siehe Jürgen Runge et. al. »Eiszeit im tropischen Regenwald: Der ewige Wald – eine Legende?«, Seite 34]. Sie suchen nach Zusammenhängen zwischen Klima- und Landschaftsveränderungen und kulturellen Umbrüchen in West- und Zentralafrika. Ein besonderer Schwerpunkt liegt auf dem ersten Jahrtausend vor Christus, einer turbulenten Zeit kultureller Neuerungen in Westafrika, die zeitlich zusammenfällt mit der Neubesiedlung des Regenwaldes in Zentralafrika. Ob es zwischen diesen beiden Entwicklungen Zusammenhänge gibt und welcher Art diese sein könnten, ist eine der großen Fragen der Forschergruppe.

Das »Bantu«-Problem

Wie der zentralafrikanische Regenwald von Gruppen, die Keramik und Eisen produzierten, besiedelt wurde, ist nicht nur für Archäologen interessant; es berührt auch ei-

Kein Ökosystem der Welt hat keinen derart hohen Reichtum an Tier- und Pflanzenarten wie der tropische Regenwald. Die grandiose Üppigkeit täuscht leicht darüber hinweg, dass dieser Lebensraum für den Menschen ein schwieriges Terrain ist. Es gibt nur wenige nutzbare Wildpflanzen; Tierkrankheiten behindern die Viehzucht; und nährstoffarme Böden erschweren den intensiven Ackerbau. Auch die zahlreichen Tropenkrankheiten sind für das Überleben in der »Grünen Hölle« nicht eben förderlich. Für die in den Tropen arbeitenden Archäologen und Ökologen ist es daher eine spannende Frage, unter welchen Umständen Menschen den

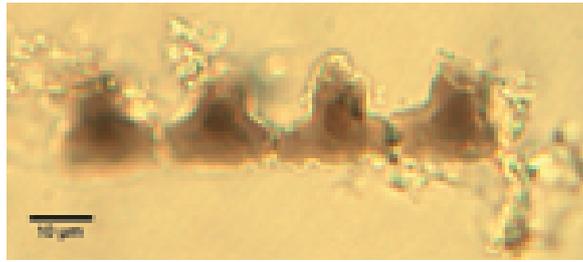
für sie eher feindlichen Wald besiedelt haben.

Der Regenwald Zentralafrikas war bis vor etwa 2500 Jahren ein »kulturelles Hinterland« – die entscheidenden Innovationen dieses Kontinents fanden woanders statt: Während in der Sahara eine reiche Hirtenkultur mindestens ab 5000 vor Christus blühte und im westafrikanischen Sahel sesshafte bäuerliche Gemeinschaften ab 2000 vor Christus ihre Dörfer bauten, durchstreiften nach wie vor Jäger und Sammler den Regenwald. Ihre Lebensweise ähnelte wahrscheinlich derjenigen der heutigen nomadischen Pygmäen. Sie besaßen weder Keramik noch Eisen und haben nur

ne zentrale Frage der afrikanischen Sprachforschung, das »Bantu«-Problem. Große Teile des subsaharischen Afrikas sind heute von einer relativ homogenen Sprachgruppe, den Bantu-Sprechern, bewohnt. Deren Ursprünge und Wanderungsbewegungen sind Gegenstand von heiß diskutierten linguistischen Theorien. Die Bantu-Sprecher sollen sich von einem Heimatgebiet an der Grenze zwischen Nigeria und Kamerun auf verschiedenen Wegen ins östliche und südliche Afrika ausgebreitet haben, wobei sie den Regenwald entweder durchquerten oder ihn an seiner Nordseite umwanderten. Obwohl archäologische Funde niemals klären können, welche Sprache die Menschen damals gesprochen haben, so kann die Archäologie doch über ihre Lebensweise Aufschluss geben und einen chronologischen Rahmen für Bevölkerungsbewegungen liefern. Bis jetzt sind aber die Funde im Regenwald noch zu fragmentarisch, um beantworten zu können, auf welchen Wegen die Einwanderer den Wald durchquerten; auch ihr Ursprungsgebiet liegt weiterhin im Dunkeln.

Waren die ersten Siedler Bauern?

Um der Lösung des »Bantu«-Problems näher zu kommen, wäre es aufschlussreich zu wissen, ob die Siedler Bauern waren, also ob sie Kulturpflanzen und Haustiere hatten. Für die Archäobotanik, die aus archäologischen Pflanzenresten Ernährung und Umwelt der prähistorischen Menschen rekonstruiert, stellt dies eine große Herausforderung dar, denn die wichtigsten heute angebauten Kulturpflanzen des Regenwaldes sind Knollengewächse, die sich archäologisch sehr schlecht erhalten. Bis vor wenigen Jahren hielt man es für unmöglich, den Ursprüngen der Knollenkultivierung auf die Spuren zu kommen. Dann aber fanden Archäobotaniker in Südamerika und Neu-Guinea mikroskopisch kleine Stärkekörner von Knollenpflanzen auf Steingeräten und Keramik aus dem Regenwald. Offenbar können sich Stärkekörner in kleinen Ritzen und Vertiefungen über Tausende von Jahren erhalten. Wahrscheinlichster Kandidat unter den Knollengewächsen ist der in Afrika einheimische Yams. Falls man Yams-



Phytolithe einer modernen Kochbanane aus Kamerun: In ihren Blättern produziert die Banane Phytolithe, winzige Körperchen aus Silikat. Die Bananenphytolithe lassen sich mit ihrer charakteristischen Form gut bestimmen, auch wenn sie Tausende von Jahren im Boden gelegen haben, und dienen als Indiz für prähistorische Landwirtschaft im Regenwald. Sie sind in Ketten angeordnet, und ihre rechteckige Basis trägt jeweils einen kleinen Kegel mit einem Krater an der Spitze.

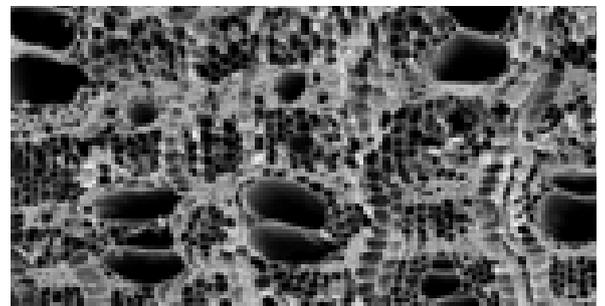
Das rote Öl aus den Früchten der Ölpalme (*Elaeis guineensis*) ist eine unentbehrliche Zutat in der zentralafrikanischen Küche. Fruchtkerne der Ölpalme sind sehr häufig in archäologischen Fundplätzen aus Kamerun.

Stärke in Zentralafrika finden sollte, wäre damit aber die Frage »Bauern oder Wildbeuter« noch nicht eindeutig beantwortet, denn auch der einheimische wilde Yams produziert ja Stärke. Das Frankfurter Team sucht im Labor nach Stärkekörnern auf Artefakten aus den Grabungen des Projekts und ist auch schon fündig geworden. Die Identifizierung dieser Stärke steht aber noch aus.

Recht gut erhalten sich Pflanzenteile im Boden, wenn sie mit dem Feuer in Berührung gekommen und dadurch verkohlt sind. Aus den Gruben Süd-Kameruns hat unsere Forschergruppe große Mengen verkohlter Früchte, Samen und Holz geborgen. Unter den Fruchtresten ist vor allem eine Art sehr häufig: die Ölpalme (*Elaeis guineensis*). Die Ölpalme stammt aus Afrika, wird aber heute überall in den Tropen angebaut und ist eine der wichtigsten Ölpflanzen der Welt. Weil die Haltung von Haustieren in den feuchten Tropen problematisch ist, sind fettliefernde Pflanzen für die Ernährung unentbehrlich. Pflanzliche Öle ersetzen die tierischen Fette und sind damit die ideale Ergänzung zu kohlehydrat-



Die Kerne der Ölpalme zeigen eine große Variabilität in Größe und Form; noch ist unklar, ob sie vielleicht unterschiedliche Sorten repräsentieren.



Bei unseren Ausgrabungen in Kamerun haben wir große Mengen von verkohltem Holz geborgen. Mit Hilfe der Holzkohlebestimmung lässt sich die frühere Vegetation in der Umgebung der Fundstellen rekonstruieren. Die Holzkohlen werden mit dem Rasterelektronenmikroskop (REM) dokumentiert und können oft sehr gut bestimmt werden. Diese perfekt erhaltene Holzkohle ist etwa 2000 Jahre alt und stammt von der Gattung *Cola*, einem Baum der halbimmergrünen Regenwälder. Dies ist eine trockeneren Variante des Regenwalds, bei der ein Teil der Bäume für einige Monate im Jahr die Blätter abwirft.



Musanga cecropioides ist ein typischer Vertreter des Sekundärwalds, der sehr schnell in die Höhe wächst, wenn der ursprüngliche Regenwald durch Rodungen, Holzeinschlag oder Windbruch zerstört wird.

Landwirtschaft in Zentralafrika ist die Banane. Die Kochbanane, deren Früchte vor dem Verzehr gekocht oder geröstet werden müssen, ist heute neben dem südamerikanischen Maniok die wichtigste Kohlenhydratquelle für die kamerunischen Bauern. Ihre Wildform stammt ursprünglich aus Neu-Guinea; alle kultivierten Bananen müssen also in Afrika eingeführt worden sein. Die Banane hat gegenüber den meisten anderen Kulturpflanzen einen großen Vorteil für die Archäobotaniker: Sie produziert in ihren Blättern Phytolithe, mikroskopisch kleine Körperchen aus Silikat, einer quarzähnlichen Substanz. Diese erhalten sich im Regenwaldboden selbst dann noch, wenn alles andere organische Material bereits durch Pilze und Mikroorganismen vollständig abgebaut ist. Vor einigen Jahren fanden belgische und kamerunische Wissenschaftler in Süd-Kamerun Bananen-Phytolithe mit einem Alter von etwa 2500 Jahren. Dies ist ein eindeutiger Beleg für Pflanzenkultivierung in Zentralafrika während des ersten Jahrtausends vor Christus. Wie die Banane aus Südostasien nach Afrika kam, ist allerdings unbekannt, genauso wie ihr Weg von der ostafrikanischen Küste in den Regenwald.

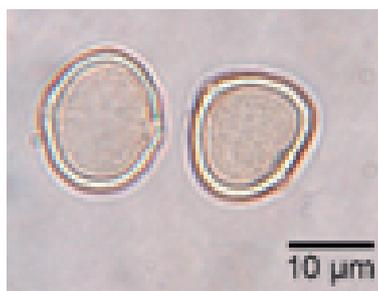
Einen sensationellen Fund machte unsere Forschergruppe 2005 bei den Ausgrabungen in Kamerun. Aus drei Gruben bargen sie winzige verkohlte Körner der Perlhirse (*Pennisetum glaucum*), die ungefähr 2500 Jahre alt sind. Das war gänzlich unerwartet, denn heute bauen die Bauern im Regenwald, abgesehen vom eingeführten Mais, kein Getreide mehr an. Die Perlhirse stammt aus dem trockenen Sahel und ist aus vielen westafrikanischen Fundstellen des zweiten und ersten Jahrtausends vor Christus belegt. Wenn die Perlhirse wirklich die erste Kulturpflanze im Regenwald war, so müsste das Modell vom frühen Knollenfruchtanbau in Zentralafrika noch einmal grundlegend überdacht werden. Die Körner könnten zu einem Schlüssel in der »Bantu«-Frage werden, denn

Vor 2500 Jahren sorgte eine weltweite Klimaänderung dafür, dass große Teile des zentralafrikanischen Regenwald zusammenbrachen. Pollen von *Musanga* in See- und Flussablagerungen sind ein Hinweis auf diesen extremen Vegetationswandel.

haltigen Grundnahrungsmitteln. Leider bieten die Funde der Ölpalme keinen eindeutigen Anhaltspunkt für die Frage, ob die Menschen, die sie nutzten, Bauern waren. Die Ölpalmen-Kerne aus den Gruben haben sehr unterschiedliche Größen, so dass man annehmen könnte, es handele sich hier vielleicht um verschiedene Sorten oder Rassen. Aber ob die Ölpalme tatsächlich kultiviert wurde, bleibt sehr umstritten, denn auch heute noch werden Ölpalmen in Zentralafrika, abgesehen von kommerziell genutzten Beständen, meist nicht gepflanzt. Vielmehr nutzen die Bauern wildwachsende Bäume, die sie jedoch besonders pflegen. Eine solche Form der Agroforstwirtschaft mit verschiedenen wilden Baumarten ist heute noch in vielen Gegenden Afrikas üblich.

Die Importe: Banane und Perlhirse

Wenn man Reste von Kulturpflanzen in einem Gebiet findet, wo ihre wilden Stammformen nicht wachsen, ist dies ein gutes Indiz dafür, dass sie angebaut wurden. Ohne menschliche Pflege können Kulturpflanzen sich nämlich nicht selbstständig verbreiten. Eine »exotische« Kandidatin für die frühe



sie sind der erste sichere archäologische Hinweis auf Wanderungsbewegungen oder zumindest Kontakte zwischen der westafrikanischen Savanne und dem Regenwald. Wie sich die Siedler mit ihren an trockeneres Klima angepassten Nutzpflanzen unter den andersartigen Bedingungen des Regenwaldes einrichteten und dabei ihre Wirtschaftsweise veränderten, ist eine der großen ungeklärten Fragen, mit denen sich unsere Forschergruppe beschäftigt. Sowohl Perlhirse als auch Banane sind bisher Einzelfunde, die durch weitere Ausgrabungen bestätigt werden müssen.

Offener Regenwald und »Bantu«-Migration?

Der französische Geograph Domini- que Schwartz hat 1992 die Hypo-

schnellwachsenden und lichtliebenden Bäumen entstanden, in einigen Regionen breiteten sich Savannen aus. Pollenprofile aus Seen und Flussablagerungen, die auch unsere Forschergruppe erstellt, dokumentieren diesen Vegetationswandel im ersten Jahrtausend vor Christus sehr deutlich. Der eigentliche Vorteil für die Neusiedler könnte darin gelegen haben, dass sich die Nutzungsmöglichkeiten erweiterten und damit der Regenwald als Lebensraum at-

tausend vor Christus frag- mentarisch. Wie genau das Klima sich um 800 vor Christus verän- derte, darüber lässt sich im Moment nur spekulieren. Wahrscheinlich ist die Annahme, dass die Jahresnie- derschläge insgesamt abnahmen, zu simpel. Eher kann man vermuten, dass die Trockenzeiten im Jahres- verlauf länger wurden, oder dass sich kurze Phasen von höheren und niedrigen Niederschlägen abwechselten und diese Schwankungen dem Wald stark zusetzten. Was wir brauchen, sind mehr Paläoklima- Daten, die mit archäologischen In- formationen aus denselben Regio- nen in Beziehung gesetzt werden können. Daran wird unsere For- schergruppe, wenn die DFG-Förde- rung wie erhofft fortgesetzt wird, in Zukunft weiter arbeiten. ◆

Die großen Blätter der Pionierbaumart *Musanga ce- cropioides* bilden ein lichtetes Kronendach in Sekundärwäldern.



Eine gute Vergleichssammlung von rezenten Früchten, Samen und Holz ist unabdingbare Voraussetzung für die Identifizierung unbekannter fossiler Pflanzenreste. Die dazu gehörenden Pflanzenbelege werden sorgfältig getrocknet und später im Kameruner Nationalherbar in Yaoundé sowie im Frankfurter Forschungsinstitut Senckenberg aufbewahrt.

these aufgestellt, eine Trockenphase nach 800 vor Christus habe es den ersten Bantu-Bauern erleichtert, den Wald zu besiedeln und zu durchqueren. Heute wissen wir, dass der zentralafrikanische Regenwald um 800 vor Christus seine größte Krise seit dem Ende der letzten Eiszeit erlebte. Durch eine weltweite Klimaänderung brachen große Teile des fragilen Ökosystems zusammen. Sekundärwälder mit

traktiv wurde. Sowohl die Ölpalme als auch der wilde Yams fühlen sich in lichtreichen Sekundärwäldern wesentlich wohler als unter dem dunklen Kronendach des dichten Primärwaldes, und die neu entstandenen Savannen eigneten sich besser für den Perlhirseanbau.

Noch ist unser Wissen über die Zusammenhänge von Klimaentwicklung und Besiedlungsgeschichte des Regenwaldes im ersten Jahr-

Die Autorin

Privatdozentin Dr. Katharina Neumann, 52, studierte Biologie mit Schwerpunkt Botanik an der Johann Wolfgang Goethe-Universität. Dort promovierte und habilitierte sie sich 2001 im Fach Botanik. Von 1984 bis 1989 war sie an der Universität Köln tätig, danach bis 2001 im Frankfurter Sonderforschungsbereich »Kulturentwicklung und Sprachgeschichte im Naturraum Westafrikanische Savanne« (SFB 268). Seit 1994 ist sie fest angestellte wissenschaftliche Mitarbeiterin in Frankfurt. Ihr Forschungsgebiet ist die Archäobotanik und Vegetationsgeschichte Afrikas. Sie hat im Institut für Archäologische Wissenschaften ein Labor für afrikanische Archäobotanik aufgebaut und leitet momentan zwei Forschungsprojekte in Nigeria, Kamerun und Mali.

An diesem Beitrag haben ihre Mitarbeiterinnen Dr. Barbara Eichhorn, Dr. Alexa Höhn, Dr. Stefanie Kahlheber und Dr. Astrid Schweizer mitgewirkt.

Sammeln aus Leidenschaft, Forschen aus Passion

Die Geschichte der Frankfurter Afrikaforschung und das Frobenius-Institut



Der Zugang des Frankfurter Afrikaforschers Leo Frobenius zu Afrika war die Expedition. In insgesamt zwölf »Deutschen Inner-Afrika Expeditionen«, die teilweise vom exilierten Kaiser Wilhelm II. finanziert wurden, bereiste und erforschte er weite Gebiete des Kontinents. Dieses Aquarell von Carl Arriens zeigt ihn, erhöht sitzend, bei einer Flussfahrt auf dem Niger und Benue 1910.

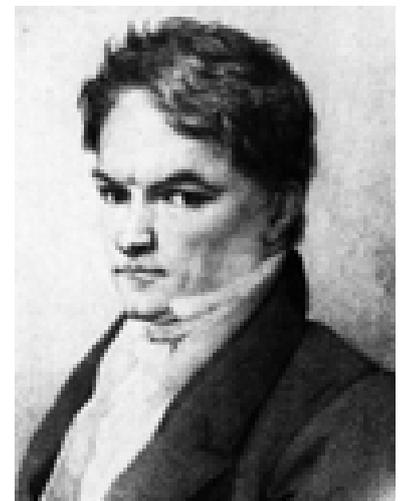
Das Rhein-Main-Gebiet besitzt eine in Deutschland einmalige Dichte von afrikabezogenen Forschungsinstitutionen, Bibliotheken, Sammlungen und Archiven. Deren Wurzeln reichen zum Teil bis in die Frühzeit der europäischen Begegnung mit Schwarzafrika zurück, und ihre Entwicklung reflektiert den wechselvollen Blick, den Europa auf den südlichen Nachbarkontinent warf. Während die universitäre Afrikaforschung Frankfurts im Wesentlichen ein Kind der Nachkriegszeit ist, in der sich die afrikanischen Gesellschaften emanzipierten und die heutigen Nationalstaaten in die Unabhängigkeit entlassen wurden, so liegen die Anfänge von Sammlungen und Bibliotheken in der kolonialen Epoche oder noch früher. Gewiss steht die heutige Afrikaforschung auf den Schultern von Riesen, doch sind nicht alle Gründungsmythen strahlend. Die Strömungen der europäischen Geistesgeschichte und die politischen

Entwicklungen der Vergangenheit haben ein Erbe hinterlassen, mit dem es sich immer wieder aufs Neue auseinander zu setzen gilt.

Zwei bedeutende Forscherpersönlichkeiten stehen am Anfang der Frankfurter Afrikaforschung: Hiob Ludolf (1624–1704), der als Begründer der Äthiopien-Wissenschaften gilt, und Eduard Rüppell (1794–1884) ¹, der große Naturforscher, dessen Sammlung den Ruhm des Senckenberg-Museums begründete. Sie repräsentieren zwei gegensätzliche Forschertypen, die für die frühe Afrikaforschung kenn-

¹ Der Frankfurter Eduard Rüppell investierte in den 1820er und 1830er Jahren sein gesamtes Vermögen in Forschungsreisen. Er sammelte in großem Maßstab Tierpräparate, unter anderem in Ägypten, im Sudan und in Äthiopien. Als Universalgelehrten interessierten ihn neben der Zoologie auch die Botanik, die Geologie, die Geographie und – in Abessinien – die Geschichte der besuchten Gebiete.

zeichnend sind: den Studierstubengelehrten und den Reisenden. Der Diplomat und Privatgelehrte Hiob Ludolf konnte durch seine Freundschaft mit Abba Gorgoryos, einem hoch gebildeten äthiopischen Mönch, der im Exil in Rom lebte, seine Sprachstudien und das Wissen über Äthiopien der damaligen



Zeit entscheidend erweitern. Das immense Material, welches das Sprachgenie Ludolf für seine berühmte »Historia Aethiopica« (1681 – 1694) zusammentrug und das heute zum kostbarsten Besitz der Universitätsbibliothek zählt, wäre ohne Gorgoryos Hilfe wohl kaum zusammengekommen, denn Ludolf selbst hat äthiopischen Boden nie betreten.

Eduard Rüppell: Ein reisender Sammler

Ganz anders Eduard Rüppell, der in den 1820er und 1830er Jahren sein gesamtes, nicht unerhebliches Vermögen in Forschungs- und Sammelreisen steckte. Rüppell sammelte in großem Maßstab Tierpräparate, unter anderem in Ägypten, im Sudan und in Äthiopien. Als Universalgelehrter interessierten ihn neben der Zoologie auch die Botanik, die Geologie, die Geographie und – in Abessinien – die Geschichte der besuchten Gebiete. Trotz guter und zum Teil freundschaftlicher Beziehungen zu den lokalen Machthabern und Eliten – häufig reiste er unter deren militärischem Schutz – ging es vor allem um das Heimholen, Ordnen und Klassifizieren der fernen und exotischen Welten. Seine Sammlungstätigkeit stand an der Schwelle der Herausbildung wissenschaftlicher Museen aus den frühneuzeitlichen Kunstkammern.

Als Rüppell reiste, hatte das Zeitalter der europäischen Entdeckung Inner-Afrikas gerade begonnen. Die vom romantischen Primitivismus geprägte Suche nach dem »Authentischen« wurde zusehends abgelöst von der systematischen Inventarisierung aller Naturphänomene, Völker und Kulturen der Welt. Die Entschleierung auch der letzten weißen Flecken auf den Afrika-Karten wurde von einer enthusiastischen europäischen Öffentlichkeit gefeiert. Unter der Vielzahl von Entdeckerpersönlichkeiten sei der Deutsche Heinrich Barth hervorgehoben, der 1849 bis 1855 durch die Sahara und Westafrika reiste. Wegen seiner präzisen und vorurteilslosen Beobachtungsgabe, seiner Anpassungsfähigkeit und seines freundschaftlichen Kontakts zur lokalen Bevölkerung – er sprach fließend mehrere afrikanische Sprachen – gilt er als Vorreiter moderner ethnologischer Feldforschung. Sein wissenschaftliches Reisewerk war

freilich nur schwer verkäuflich, der Reisende selber bald vergessen.

Hingegen wurden einige Jahrzehnte später die Afrikareisen von Henry Morton Stanley zu einem der ersten globalen Medienereig-

Kolonialzeit« Seite 69). Dass die DFG das Sondersammelgebiet »Afrika südlich der Sahara« im Jahre 1964 Frankfurt zuschlug, gründet sich im Wesentlichen auf diese Bestände.

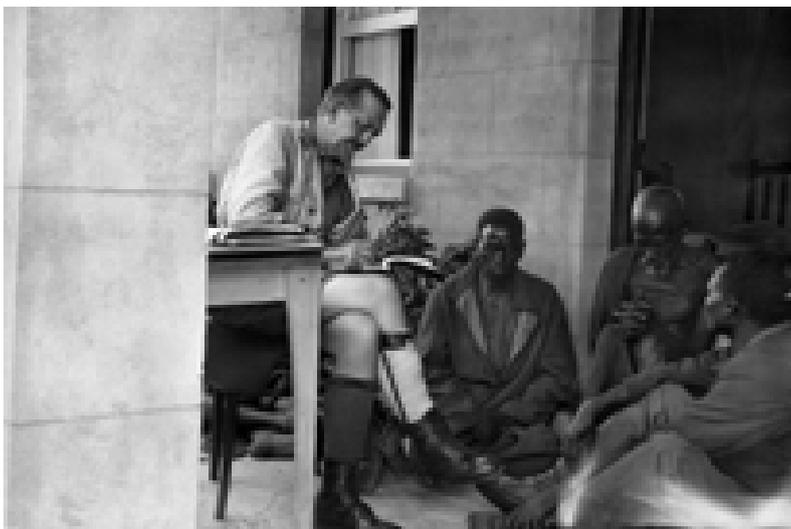


Die koloniale Inbesitznahme Afrikas wurde von rabiaten Herrenmenschen vom Schlage Henry Morton Stanleys vorbereitet. Begleitet von großen Trägerkarawanen wurden seine Expeditionen zu einem der ersten globalen Medienereignisse.

nisse. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts ließen Evolutionismus und Rassismus Afrika zusehends zur Projektionsfläche europäischer Überlegenheitsphantasien verkommen. Die koloniale Inbesitznahme des Kontinents wurde dabei von rabiaten Herrenmenschen vom Schlage Stanleys vorbereitet, der, begleitet von großen Trägerkarawanen und einer schießwütigen Privatarmee, durch das »dunkelste Afrika« reiste, das er freilich in den grellsten Farben beschrieb und damit in den 1890er Jahren sechsstelligen Buchauflagen erreichte. Ein bedeutendes Erbe der spezifisch deutschen kolonialen Vergangenheit, der Buch- und Fotobestand der Deutschen Kolonialgesellschaft, lagert heute in der Frankfurter Universitätsbibliothek (siehe Anne Hardy »Fragiles Erbe der deutschen

Das »alte Afrika«: Leo Frobenius' Expeditionen

Mit den Forschungsarbeiten von Leo Frobenius (1873 – 1938), dessen privates »Afrika-Archiv« 1925 für beachtliche 260 000 Reichsmark von der Stadt Frankfurt angekauft wurde, schlugen die Afrikastudien endgültig Wurzeln in Frankfurt. In seiner Persönlichkeit scheinen sich widerstreitende Charaktere wie Barth und Stanley zu vereinen. Frobenius, dessen Großvater als Direktor des Berliner Zoos die heute berühmtesten Schauen »exotischer Völkerstämme« organisierte, hatte sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts bereits einen bedeutenden, wenn auch umstrittenen Platz in der deutschen Afrikaforschung erobert. Durch teilweise populär gehaltene Werke voller zeittypischem



3 Frobenius' hatte die Vision einer »echten alten warmblütigen Kultur« in Afrika. Er sammelte auf seinen Reisen die Märchen, Sagen und Geschichten der schriftlosen Völker, die in seinem »Afrika-Archiv« erhalten sind. Hier erzählt Mawudzi, der Oberhäuptling der Barozwi in Rhodesien, während Frobenius sich Notizen macht.

Frobenius' Zugang zu Afrika war die Expedition. In insgesamt zwölf hochtrabend als »Deutsche Inner-Afrika Expeditionen« titulierten und teilweise vom exilierten Kaiser Wilhelm II. finanzierten Reisen erforschte er weite Gebiete des Kontinents. Dabei bediente er sich der Kolonialverwaltung, die er bisweilen – etwa im Falle der deutschen Kolonie Togo – in den höchsten Tönen lobte. Mit ihrer Hilfe organisierte er die teilweise aus Hunderten Zwangsverpflichteten bestehenden Trägerkarawanen, die jene Abertausend ethnographischen Objekte und Kunstgegenstände fortschafften, welche er zur Finanzie-

Pathos hatte er es zudem geschafft, eine breite Öffentlichkeit für afrikanische Kultur und Kulturgeschichte zu begeistern.

Beileibe kein Antikolonialist, war doch seine Vision einer »echten alten warmblütigen Kultur« in Afrika durchaus progressiv in einer Zeit, in der nennenswerte Kulturleistungen allenfalls dem zivilisatorischen Einfluss des Islam zugeschrieben wurden. Der Name »Afrika-Archiv« war Programm: Die Kulturäußerungen der schriftlosen Völker verdienten nicht weniger ein Archiv als die der klassischen Hochkulturen 3.

Nicht von ungefähr erkor ihn später Léopold Sédar Senghor, der Begründer der Négritude-Bewegung und spätere Präsident Senegals [siehe Frank Schulze-Engler und Roland Spiller »Transkulturelle Literaturen in einer globalisierten Welt«, Seite 22], dessen 100. Geburtstag aktuell begangen wird, zur geistigen Vaterfigur und fand in seinen Schriften eine geeignete Basis für sein eigenes emanzipatorisches Anliegen. Freilich handelte es sich,



4 Um für seine Expeditionen zu werben, ließ sich Frobenius bisweilen auch einen (indischen) Elefanten aus dem Frankfurter oder Münchener Zoo ausleihen. Er inszenierte dann eine Expedition durch die heimatlichen Straßen. Seinen Hang zur Selbstdarstellung und zu theatralischen Gebärden haben ihm diejenigen, die von der Bedeutung seiner Arbeit überzeugt waren, stets verziehen.

mit den Worten Fritz Kramers gesprochen, um ein »produktives Missverständnis«.

Die Inszenierung seiner Reisen an Völkerkundemuseen verkaufte. Bei einer gewaltsamen Auseinandersetzung während der Kongo-Expedition 1904 kam mindestens ein Einheimischer ums Leben. Die Nonchalance und Schnoddrigkeit, mit der er die Szene in seinem Reisebericht wiedergibt, ist erschreckend. Gleichzeitig liebte er »alles Afrikanische« und war »erfüllt von Ehrfurcht vor diesen Menschen und ihrer Kultur«. Dies betraf jedoch nicht unbedingt die Gegenwarts-menschen. Oft vermochte er den kontemporären Afrikaner nur vor der Folie jener Idee wahrzunehmen, die er sich von der grandiosen kulturellen Vergangenheit des Kon-

Ethnographisches Bildarchiv

Im Sommer 2006 läuft ein auf drei Jahre angelegtes DFG-Projekt zur Digitalisierung, Erschließung und bestandssichernden Archivierung der Ethnographischen Bildersammlung des Frobenius-Instituts an. Die Sammlung umfasst etwa 40 000 historische Illustrationen, vorrangig von materieller Kultur und Kunst, einschließlich zirka 4000 Felsbildkopien, die größtenteils zwischen 1904 und 1956, während der Expeditionen des Instituts, angefertigt wurden. Durch die Verknüpfung des digitalisierten Bildmaterials mit den bereits bestehenden Datenbanken des Frobenius-Instituts, der Völkerkundlichen Bibliothek und des Fotoarchivs wird eine umfassende und nachhaltige Informationsinfrastruktur aufgebaut, die einer breiten wissenschaftlichen Öffentlichkeit über Internet zugänglich sein wird.

Richard Kuba

tinents gebildet hatte, von Kulturen, die er mit dem klassischen Atlantis und Byzanz verglich und von denen seiner Überzeugung nach lediglich Trümmer übrig waren.

Begleitet von einem Team von Ethnographen, Zeichnern und Fotografen und beseelt von dem Gedanken, dass die alte Kultur Afrikas zwangsläufig dem Untergang geweiht sei, versuchte er, das »alte Afrika« möglichst flächendeckend und systematisch zu erkunden **4**. Draufgängerisch, leidenschaftlich, häufig improvisierend und leider nicht immer seine Quellen offen legend, schuf er eine wohl einmalige Dokumentation von Gegenständen

morphologie«, zu entwerfen. Beide Traditionen der Afrikaforschung, die Reise und das akribische Systematisieren, hat er mit großer Hartnäckigkeit verfolgt. Seine Suche nach dem »Authentischen« charakterisiert ihn als einen der letzten Vertreter der Romantik.

Frobenius' Nachfolger: Neue Wege und neue Ansichten

Nach dem Bruch des Zweiten Weltkriegs führte Adolf Ellegard Jensen (1899–1965) das ethnologische Erbe von Frobenius in dem nun nach seinem Gründer benannten Institut fort **5**. Als Religionsethnologe, der

änderten politischen Realitäten in Afrika nach dem Ende der Kolonialzeit Rechnung. Die kulturellen Umbrüche der späten 1960er Jahre schärfen zudem den Blick für eine neue Zusammenarbeit mit den afrikanischen Partnern und Kollegen auf gleicher Augenhöhe. Es entwickelte sich eine intensive Kooperation mit den neuen afrikanischen Universitäten. Neben der wissenschaftlichen Kooperation im engeren Sinne wurden dabei die kultur- und entwicklungspolitischen Aspekte der Zusammenarbeit immer bedeutender. Dazu gehörte auch die Ausbildung afrikanischer Studenten und Doktoranden – un-



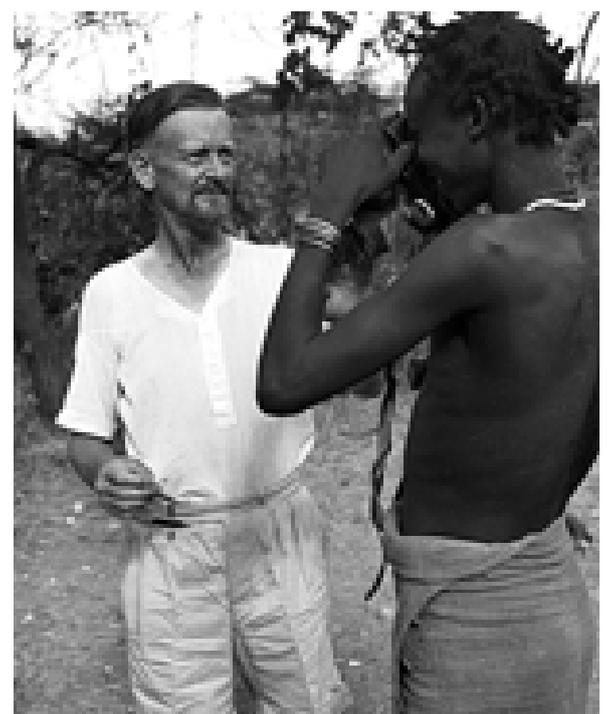
5 Frobenius' besonderes Interesse galt der Erforschung der Felsbilder, mit deren Hilfe er die Kulturgeschichte der Menschen rekonstruieren wollte. Zahlreiche Mitarbeiter zeichneten die zwischen 6000 und mehrere hundert Jahre alten Bilder ab. So entstand die umfangreiche Felsbildsammlung des Frobenius-Instituts, die noch heute weltweit Beachtung findet.

6 Adolf Ellegard Jensen (1899–1965) führte nach dem Zweiten Weltkrieg das ethnologische Erbe von Frobenius fort. Das Foto zeigt ihn, wie er sich von einem Südäthiopier fotografieren lässt.

den und Gebräuchen, Märchen und Mythen, Felsbildern und Architektur **6**. Die von der Modernisierung bedrohten Kulturzeugnisse sollten wenigstens in Museen, Archiven und Monographien bewahrt werden. Gleichzeitig arbeitete er besessen daran, das gigantische Material zu systematisieren und eine umfassende Kulturtheorie, die »Kultur-

im südlichen Afrika und in Äthiopien geforscht hatte, wandte er sich vehement gegen die Vorstellung von der intellektuellen Unterlegenheit so genannter »primitiver« Völker und verband den »heidnischen« Ritus mit Erkenntnis und den Mythos mit Sittlichkeit (Bernhard Streck).

Sein Nachfolger Eike Haberland (1924–1992) trug endlich den ver-



Erzählforschung

Über 400 auf Frobenius' Südafrika-Expedition (1928–30) gesammelte Erzählungen befinden sich noch weitgehend unbearbeitet als handschriftliche Originalaufzeichnungen im Archiv des Frobenius-Instituts. Seit Juni 2005 werden diese Texte im Rahmen eines DFG-Projekts systematisch dokumentiert, analysiert und jeweils mit einer englischen Zusammenfassung versehen. Dadurch wird ein übersichtlicher und anwendungsorientierter Zugriff auf bisher nicht veröffentlichte Erzählensammlungen ermöglicht und insbesondere auch der einheimischen Bevölkerung ein Zugang zu historischen Dokumenten und ihrem eigenen oralen Erbe eröffnet.

Sabine Dinslage

Wohnkultur in Westafrika – Kulturelle Aneignungsprozesse im Zuge der Globalisierung

Emaillagefäße, Teflon- und Glasbehälter sind im Zuge der Modernisierung zum zentralen Bestandteil des Gabaustauschs während der Hochzeit geworden. Das Foto zeigt eine junge Braut vor ihrer Raumdekoration in Jibrillaram/Nigeria 2000.



Die Autorin

Die Ethnologin **Dr. Editha Platte** ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Frobenius-Institut und Leiterin der Völkerkundlichen Bibliothek.

Die immer schneller voranschreitenden weltweiten Verflechtungen finden ihren Ausdruck insbesondere in der globalen Verwendung von industriell gefertigten Waren. In Nordnigeria werden Güter, die in ihren Herkunftsländern als Alltagsobjekte gefertigt wurden, häufig als Prestigeobjekte an exponierter Stelle des Frauenraums akkumuliert und zur Schau gestellt. Die Attraktivität der Massenwaren wie etwa Emailletöpfe liegt nicht nur im meist niedrigen Marktwert, sondern ist auch in der einfachen Handhabung und Haltbarkeit begründet. Hinzu kommt, dass diese Objekte – auch wenn sie in außereuropäischen Ländern produziert wurden – meist mit der westlichen Welt in Verbindung gebracht werden. Sie gelten als materialisierte Stellvertreter eines modernen Lebensstils, und dies häufig ohne die ideologischen Bezüge zum Herkunftsland der Güter.

Vor diesem Hintergrund werden in dem Projekt »Zum Umgang mit Massenwaren. Aneignungsprozesse in nordnigerianischen Frauenräumen« insbesondere Fragen der kulturellen Integration und des Umgangs mit Neuerungen bearbeitet. Die im Zuge der Globalisierung stattfindenden Aneignungsprozesse sind seit einigen Jahren ein Schwerpunktthema des Frobenius-Instituts. Das Thema des kulturellen Diffusionismus, das auch schon die Gründungsväter des Instituts beschäftigte, wurde mit neuer Akzentsetzung wieder aufgenommen und auch auf Regionen, die außerhalb von Afrika liegen, ausgeweitet.

ter anderem promovierte der spätere äthiopische Staatspräsident Negasso Gidada in Frankfurt. Diese Aktivitäten mündeten in Kooperationsverträgen der Johann Wolfgang Goethe-Universität mit afrikanischen Partneruniversitäten. Haberland begründete zudem die interdisziplinäre Ausrichtung des Frobenius-Instituts, die letztlich zur Gründung des Sonderforschungsbereichs 268 »Westafrikanische Savanne« führte. Zwischen 1988 und 2002 forschten Geographen, Botaniker, Archäologen, Linguisten und Ethnologen gemeinsam in Westafrika und legten so das Fundament für das aktuelle Zentrum für interdisziplinäre Afrikastudien ZIAF [siehe Stephan Schmid »Von Afrikanistik bis Zoologie«, Seite 67].

Die vom Institutsgründer Frobenius begonnene Tradition der Dokumentation afrikanischer Kultur wurde fortgesetzt. Etwa mit Arbeiten zur traditionellen sudanesischen Lehmbau-Architektur, dem Aufbau der weltweit umfangreichsten Sammlungen afrikanischer Alltagskeramik oder der EDV-gestützten Erfassung saharischer Felsbilder. Die kulturhistorische Aussagekraft des »Afrika-Archivs«, insbesondere was den interkulturellen Vergleich betrifft, trat jedoch in den Hintergrund. Frobenius' Idee von »Kulturprovinzen« und »Kulturschich-

ten« hatte die Konstanz von Kultur überschätzt und ihre Flexibilität und Innovationskraft unterschätzt. Eine konsequent quellenkritische Historisierung wurde immer wichtiger, so wie etwa in den Arbeiten von Dr. Beatrix Heintze zur Geschichte Angolas. Dabei wird die Kultur nicht mehr als überpersonal und unabhängig von den Individuen begriffen. Die Analyse von Strukturen weicht der von Prozessen und Akteuren in ihren spezifischen zeitlichen und regionalen Kontexten.

Partnerschaftliche Kooperation stärken

In jüngerer Zeit, bedingt nicht zuletzt durch die enge Zusammenarbeit mit afrikanischen Kollegen, tritt die Untersuchung von aktuellen sozialen und kulturellen Prozessen in den Vordergrund, beispielsweise in der Frage der lokalen Aneignung globaler Güter [siehe oben Editha Platte »Wohnkultur in Westafrika«]. Das Bett in Form eines Mercedes aus Nigeria, das kürzlich in die Sammlung des Frobenius-Instituts aufgenommen wurde, ist wohl kaum weniger »authentisch« als eine von Frobenius gesammelte Maske.

Trotz aller partnerschaftlicher Kooperation, ohne die heutige Afrikaforschung undenkbar ist, bleiben

doch erhebliche Ungleichgewichte bestehen: Mit gewissem Befremden beobachten viele an Identitätsstiftung interessierte afrikanische Intellektuelle die postmodernen und dekonstruktivistischen Diskurse »westlicher« Geisteswissenschaften. In den Naturwissenschaften führt der enorme Unterschied in apparativer Ausstattung und technischer Infrastruktur zu erheblichem Abstand zwischen den Partnern. Das führt dazu, dass Konzepte und Fragestellungen häufig zunächst im »Westen« entwickelt werden, afrikanische Wissenschaftler erst später partnerschaftlich einbezogen werden. Ein Dilemma, das auch in naher Zukunft schwer lösbar erscheint. ◆

Der Autor

Dr. Richard Kuba, 43, ist Ethnologe und Historiker, er war wissenschaftlicher Mitarbeiter mehrerer afrikabezogener Forschungsprojekte in Bayreuth, Frankfurt und Mainz. Längere Feldforschungsaufenthalte führten ihn nach Nigeria, Benin und Burkina Faso. Seine Forschungen konzentrieren sich auf die vorkoloniale Geschichte Westafrikas sowie auf die Frage der Entstehung ethnischer Identitäten und die Geschichte interethnischer Beziehungen. Seit April 2005 ist er wissenschaftlicher Mitarbeiter am Frobenius-Institut, wo er unter anderem die Erschließung und Digitalisierung des Ethnographischen Bildarchivs betreut.

Gemeinsam gegen AIDS

Klinikpartnerschaft des HIVCENTER mit Lesotho und Südafrika

In einer vernetzten Welt machen Epidemien nicht an Ländergrenzen Halt. Mit der zunehmenden Verfügbarkeit von wirksamen Therapien in Entwicklungsländern wird nun auch das Wissen, das in den Industrieländern durch klinische Forschung gewonnen wurde, für Afrika und Südost-Asien interessant. Das Wissen um eine verbesserte Behandlung HIV-Infizierter mit benachteiligten Regionen in Afrika zu teilen, ist auch das Anliegen einer Klinikpartnerschaft zwischen dem Frankfurter HIVCENTER und der Karabong Klinik des Mafeteng Government Hospitals in Lesotho. Durch die Einbeziehung der Universitätsklinik in Stellenbosch, Südafrika, die eine Hochschulpartnerschaft mit der Universitätsklinik Frankfurt unterhält, soll zudem der Süd-Süd-Austausch zwischen den afrikanischen Partnern gestärkt werden.

Frankfurter HIVCENTER ist wegweisend für HIV-Therapie

Dass HIV-Infizierten in Deutschland heute wirksamere Therapien zur Verfügung stehen als zu Beginn der Epidemie in den 1980er Jahren, verdanken sie unter anderem der Forschungstätigkeit von spezialisierten Behandlungszentren wie dem HIVCENTER des Klinikums der Johann Wolfgang Goethe-Universität. Das Zentrum, das sich schon zu Beginn der Epidemie in Deutschland etablierte, hat seitdem durch engagierte Forschung als Studienzentrum internationale Bedeutung erlangt. 2003 wurde hier für Prof. Dr. Schlomo Staszewski, den langjährigen Leiter des HIV-Schwerpunkts, die erste Professur in Deutschland speziell für HIV-Therapie und klinisches Management eingerichtet.

Die Arbeit des Zentrums hat nicht nur zur nachhaltigen Verbesserung bei der Versorgung der rund 5000 HIV-Infizierten in der Region Rhein-Main beigetragen, sondern auch grundlegend neue Therapie-Strategien zur Behandlung der HIV-Infektion hervorgebracht, die international übernommen wurden.

Dank der klinischen Forschung, die an Zentren wie dem HIV-

CENTER durchgeführt wird, müssen HIV-Infizierte heute nicht mehr an AIDS sterben. Sie können mit wirksamen Medikamenten behandelt werden. Durch die in den 1990er Jahren entwickelte anti-retrovirale Kombinationstherapie gleicht sich ihre Lebenserwartung zunehmend der Lebenserwartung gleichaltriger nicht infizierter Personen an. Patienten können unter einer antiretroviralen Therapie ihren gewohnten Tätigkeiten nachgehen, Frauen können schwanger werden und ihre Kinder großziehen. Obwohl die Ausbreitung des Virus selbst auch in Deutschland nicht eingedämmt ist und das Robert Koch Institut kürzlich bekannt gab, dass die Rate der Neuinfizierten im Jahr 2005 um 20 Prozent gegenüber dem Vorjahr angestiegen ist (RKI 2006), können dennoch die

klinischen und sozialen Folgen der Infektion in Deutschland weitgehend aufgefangen werden.

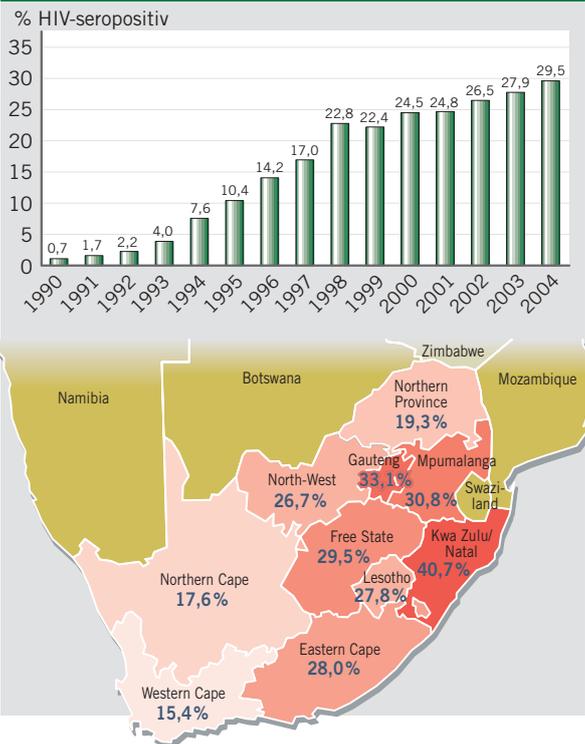
Unheilvolles Wechselspiel von Krankheit und Armut

Global gesehen ist AIDS jedoch immer noch eine tödliche Erkrankung, die sich zur größten Epidemie der Gegenwart entwickelt hat. Den Schätzungen von UNAIDS zufolge sind inzwischen weltweit über 40,3 Millionen Menschen mit HIV infiziert, und viele haben nur geringe Chancen, von dem Fortschritt der HIV-Therapie zu profitieren. Alleine im Jahre 2005 schätzte UNAIDS 2 400 000 Todesfälle durch AIDS in Subsahara-Afrika (UNAIDS 2005), weil die Menschen dort aufgrund von Armut nicht die notwendige Behandlung erhalten können. Die dramatischen Folgen der



Die Übertragung des HI-Virus' von der Mutter auf das Kind während der Geburt kann auch in Entwicklungsländern inzwischen verhindert werden. Nicht gelöst ist das Problem der weiteren Ernährung des HIV-negativen Kinds, das auch während der Stillzeit infiziert werden kann. Armut, mangelnde hygienische Verhältnisse und beschränkte Verfügbarkeit von Ersatznahrung lassen der Mutter häufig nur die Wahl zwischen dem Risiko, den Virus auf das Kind zu übertragen oder der Gefahr, es durch Mangelernährung und Durchfallerkrankungen zu verlieren.

HIV-Seroprävalenzraten bei Schwangeren in Südafrika: Entwicklung 1990 – 2004 und nach Provinzen 2004



Der vom südafrikanischen Gesundheitsministerium alljährlich landesweit erhobene Anteil der HIV-positiven Schwangeren zeigt einen dramatischen Anstieg seit 1990, mit beträchtlichen Unterschieden von Provinz zu Provinz. Das West-Kap scheint (noch) am wenigsten betroffen zu sein, doch handelt es sich leider lediglich um eine zeitliche Verschiebung.

unbehandelten Infektion erstrecken sich auf alle Bereiche des menschlichen Zusammenlebens und betreffen sowohl den infizierten als auch nichtinfizierten Teil der Bevölkerung. Die Epidemie zerstört traditionelle Gesellschaftssysteme und gefährdet die ökonomischen Grundlagen sehr vieler betroffener Länder.

In Afrika südlich der Sahara, einer der weltweit von HIV am stärksten betroffenen Regionen,

schätzen Ökonomen die Folgekosten der Epidemie auf bis zu 800 Milliarden US-Dollar, was dem Bruttoinlandsprodukt der gesamten Region innerhalb eines Jahr entspricht (Soares). Groß angelegte Therapieprogramme internationaler Organisationen und nationaler Regierungen haben sich nun die flächendeckende Versorgung der Bevölkerung ärmerer Länder mit antiretroviralen Substanzen zum Ziel gesetzt, um den verheerenden Folgen der Epidemie Einhalt zu gebieten. Durch den Einsatz des stark standardisierten Public Health Approaches der WHO, die die komplizierte HIV-Therapie auf einfache Algorithmen heruntergebrochen hat, so dass sie auch in Ländern mit wenig qualifiziertem Personal durchgeführt werden kann, erreichen die Therapieprogramme eine wachsende Zahl von Patienten und können vielen eine verlängerte symptomfreie Lebenszeit ermög-

vernetzt gegenüber. Die nationalen Epidemien sind durch internationale Migrationsströme miteinander verknüpft. So kommen ungefähr 5500 der 2005 in Deutschland lebenden 49 000 HIV-Infizierten aus Hochendemieregionen wie dem südlichen Afrika, und ein Großteil der außerhalb Deutschlands erworbenen HIV-Infektionen bei heterosexuell infizierten Männern wurde wahrscheinlich in Südost-Asien oder Afrika erworben. Bei HIV-infizierten Schwangeren in Deutschland überwiegt der Anteil der Migrantinnen deutlich (RKI 2006).

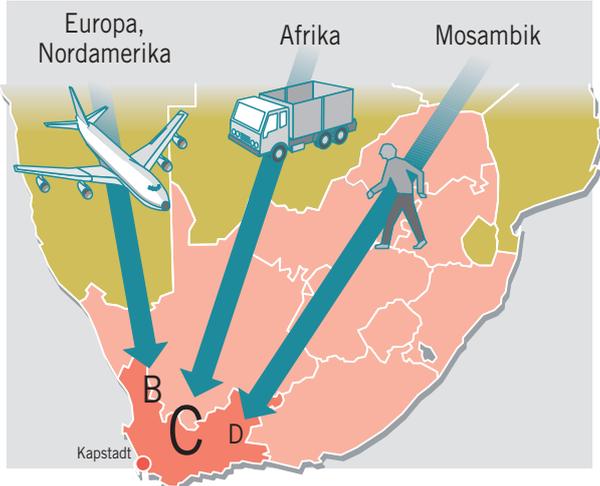
Internationales Engagement der Frankfurter HIV-Forscher

Wie HIV haben auch andere Infektionserkrankungen globalen Charakter. Um diesem gerecht zu werden, ist das Institut für Medizinische Virologie am Frankfurter Universitätsklinikum schon seit langem sowohl unter humanitären als



Zeichnung eines Kindes, das durch AIDS beide Eltern verloren hat. Eine Nichtregierungsorganisation in Lesotho machte daraus ein Präventionsplakat.

HIV in Südafrika als Spiegelbild der Apartheidspolitik



lichen. Dies soll auch dazu beitragen, dass Eltern ihre Kinder aufwachsen sehen können und die Zahl der AIDS-Waisen zurückgeht.

Hochprävalenzregionen mit vielen Infizierten wie Afrika und Niedrigprävalenzregionen wie Deutschland stehen sich jedoch nicht un-

auch wissenschaftlichen Aspekten international aktiv (Preiser 2005). In Zusammenarbeit mit dem Komitee »Ärzte für die 3. Welt« wurden beispielsweise für das freiwillige Beratungs- und Test-Programm im Mathare Valley-Slum in Nairobi die HIV-Testung mit zugehöriger Quali-

1982 gab es den ersten AIDS-Fall in Südafrika: ein weißer Mann mit homosexuellen Kontakten nach Europa und Nordamerika. Anfänglich waren, wie in der »Ersten Welt«, überwiegend (weiße) männliche Homosexuelle betroffen. Seit Ende der 1980er Jahre nahmen die AIDS-Fälle bei der schwarzen Bevölkerung dramatisch zu, mit hauptsächlich heterosexueller Übertragung wie im übrigen Afrika. Molekular-epidemiologische Studien bestätigten die Überlagerung zweier unterschiedlicher Epidemien: die vom »Erste-Welt-Typ« (Risikogruppe männliche Homosexuelle) vor allem durch HIV-Subtyp 1B und die vom »Dritte-Welt-Typ« (heterosexuelle und Mutter-zu-Kind-Übertragung) vorwiegend durch HIV-Subtypen 1C und 1D.

tätskontrolle etabliert sowie Methoden für einen vereinfachten Probentransport evaluiert (Hüntenkirsch et al., 2003). Zuletzt entwickelten die Frankfurter Virologen in Zusammenarbeit mit mehreren Partnern eine hochwertige, aber preiswertere Methode zur therapiebegleitenden Viruslasttestung. Sie ist in Afrika eine willkommene Alternative zu den meist unerschwinglichen kommerziellen Testverfahren (Drosten et al., 2006).

Durch Preissenkung und Generikaproduktion der HIV-Medikamente einerseits und ein vermehrtes Engagement von Regierungen und Nichtregierungsorganisationen andererseits, unterstützt durch internationale Geber in Therapieprogrammen, werden antiretrovirale Substanzen für eine zunehmende Zahl von Patienten verfügbar. Damit wird auch das spezifische Fachwissen des HIVCENTER für Entwicklungsländer interessant. Seit 2003 hat sich der HIV-Schwerpunkt der Johann Wolfgang Goethe-Universität zur Aufgabe gemacht, sein Wissen und seine Erfahrung im Bereich HIV/AIDS auch für Länder zugänglich zu machen, die erst jetzt antiretrovirale Therapien erhalten. So will es einen Beitrag leisten, nicht nur in Deutschland, sondern auch in Entwicklungsländern die langfristigen Voraussetzungen für eine gute medizinische Versorgung der HIV-Patienten zu schaffen.

Medikamente allein reichen nicht aus

Eine globale Epidemie wie HIV/AIDS erfordert eine Behandlung auf globaler Ebene und eine internationale Vernetzung der ausgefeilten Individualtherapie der Industrienationen und des WHO-Ansatzes für Entwicklungsländer. Die Erfahrung mit der antiretroviralen Therapie in Deutschland hat gezeigt, dass Medikamente alleine für eine effektive Behandlung nicht ausreichen. Mindestens genauso wichtig ist das Know-how bezüglich ihres Einsatzes. Nebenwirkungen können so schwerwiegend sein, dass sie den Nutzen der Therapie überwiegen und zum Therapieabbruch und sogar Tod des Patienten führen können. Mit dem Beginn der HIV-Therapie wird zudem das Problem der Resistenzentwicklung des Virus' gegen die eingesetzten Substanzen immer wichtiger,

Typisches Township bei Kapstadt: Hier leben Millionen Menschen unter meist primitiven Bedingungen, nur wenige Kilometer von der bei Touristen zu Recht sehr beliebten Metropole Kapstadt entfernt.



das den langfristigen Erfolg einer HIV-Therapie zunichte machen kann. Ähnlich wie bei Antibiotika entwickelt der HI-Virus nach längerer Therapiedauer Wege, die Blockierungen seines Replikationszykluses durch die Medikamente zu umgehen, wodurch die eingesetzten Präparate unwirksam werden. Dann werden neue, meist teurere Medikamente notwendig, um das Fortschreiten der Krankheit weiter aufzuhalten.

Dessen ungeachtet werden heute bei der Neueinführung der antiretroviralen Therapie in den Ländern der »Dritten Welt« bedauerlicherweise Fehler gemacht, die vor dem Hintergrund des heutigen Wissensstands vermieden werden können. So enthalten die empfohlenen Standardtherapien oft noch Medi-

kamente, die aufgrund von bekannten Nebenwirkungen in den reichen Ländern nicht mehr eingesetzt werden. Dazu kommt, dass die Anzahl der Substanzen, die in den nationalen Therapierichtlinien genannt und von der WHO für Entwicklungsländer empfohlen werden, häufig nicht ausreicht, um die Therapie umstellen zu können, sobald Nebenwirkungen und Resistenzen auftreten. Wichtige Untersuchungsmethoden zur Überwachung der Therapieverläufe fehlen gänzlich. Während die WHO aus Kostengründen und in Ermangelung personeller und Sachmittel zur Überwachung des Therapieerfolgs im Wesentlichen auf (relativ unpräzise) immunologische Parameter (Anzahl/Ratio CD4/CD8-Zellen) setzt, erfolgt dies in Europa und an-

Sangoma, traditioneller Heiler, im Kapstädter Township Langa: Für einen beträchtlichen Teil der schwarzen Bevölkerung Südafrikas sind Sangomas nach wie vor die erste Anlaufstelle bei Gesundheitsproblemen.





Prof. Dr. Schlomo Staszewski untersucht einen Patienten in der Karabong-Klinik in Mafeteng, Lesotho, dem Partnerkrankenhaus der Universitätsklinik Frankfurt. Integriert in die allgemeine Krankenversorgung der Region, sind die frisch renovierten Räumlichkeiten der Karabong Klinik Anlaufstelle für HIV-infizierte Patienten der Umgebung, von denen viele für eine gute HIV-Therapie lange Fußwege bis zur Klinik in Kauf nehmen.

deren Regionen mittels molekularbiologischer Verfahren (Viruslastbestimmung, Sequenzierung).

Es ist daher notwendig, dass erfahrene HIV-Zentren wie das Frankfurter HIVCENTER den HIV-Behandlern in Entwicklungsländern helfen, ihre Therapie weiter zu entwickeln und an die gegebenen Umstände anzupassen. Diese sind vor allem durch die allgemeine Ressourcenknappheit dieser Länder ge-

prägt: Es fehlt nicht nur an Geld für den Import von Medikamenten, sondern auch an Ausstattung, Infrastruktur und qualifiziertem Personal. Weiterhin bestehen in Entwicklungsländern ungeklärte medizinische Fragen bei der HIV-Therapie. Da die meisten Zulassungsstudien an Patientenkollektiven der entwickelten Länder durchgeführt wurden, bei denen der B-Subtyp des HIV-Virus weit verbreitet ist, ist zum Beispiel die Wirksamkeit der HIV-Medikamente bei den in Entwicklungsländern vorherrschenden non-B-Subtypen des Virus unklar.

Die primär heterosexuelle Übertragung des Virus in Afrika südlich

der Sahara rückt zudem Problematiken in den Mittelpunkt, die in der westlichen Forschung nur ungenügend Beachtung finden, da sie in den Epidemien der Industrienationen nur eine untergeordnete Rolle spielen. So ist der Bereich der Transmission des HI-Virus' von der Mutter auf das Kind während der Geburt und insbesondere innerhalb der Stillzeit nur ungenügend erforscht. Während dieses Problem durch Stillverzicht und medikamentöse Behandlung der Mutter während der Schwangerschaft im Westen vermieden wird, fehlen sinnvolle Ansätze, um die »Risikogruppe« der neugeborenen Kinder in afrikanischen Ländern vor Infektion zu schützen. Dort wird nur ein geringer Teil der Gebärenden ärztlich betreut, und die finanzielle und hygienische Situation lässt keine Ernährung des Neugeborenen durch Flaschenmilch zu.

Das Engagement des HIVCENTER richtet sich daher zum einen auf eine Wissens- und Erfahrungsvermittlung, zum anderen jedoch auch auf die Entwicklung von Strukturen, die langfristig eigen-

Im Gegensatz zu der hohen Fluktuation qualifizierten Personals in anderen medizinischen Zentren in Lesotho ist die personelle Situation am Partnerkrankenhaus des HIVCENTER stabil. Die Kursteilnehmer des Trainingskurses 2005 waren auch 2006 alle in leitenden Funktionen an der Karabong Klinik beschäftigt. Dies bietet ausgezeichnete Voraussetzungen für eine langdauernde Klinikpartnerschaft, in der langfristig ein lokaler Wissenspool aufgebaut werden kann.



Literatur

RKI 2006: Robert Koch-Institut: HIV-Infektionen und AIDS-Erkrankungen in Deutschland. Epidemiologisches Bulletin, Sonderausgabe A/2006

CDC (Centers for Disease Control and Prevention), Pneumocystis pneumonia – Los Angeles, Morbid Mortal Wkly. Rec. 1981a; 30(21), S. 250–2.

CDC (Centers for Disease Control and Prevention),

Kaposi's sarcoma and Pneumocystis pneumonia among homosexual men – New York City and California, Morbid Mortal Wkly. Rec. 1981b; 30(25): S. 305–8.

Preiser W., Doerr HW., Epidemiologie der HIV-Infektion und der Aids-Erkrankung, in: Adam D., Doerr HW., Link H., Lode H. (Hrsg.): Die Infektiologie, Springer-Verlag: Berlin, Heidelberg, New York, 2004.

UNAIDS, AIDS epidemic update December 2005, Genf: WHO 2005, UNAIDS/05.19E.

Iliffe J., The African Aids epidemic: a history, Double Storey Books: Cape Town, 2006.

Soares RR., Philipson T.J., The Economic Cost of AIDS in Sub-Saharan Africa: A Reassessment, Health and Economic Growth: Findings and Policy Implications, MIT Press, 2005.

Stephan C., Brodt HR., Berger A., Lutz T., Mosch M., Lennemann TS., Sturmer M., Staszewski S., Haemolytic anaemia after nucleotide antiretroviral treatment discontinuation in a chronic hepatitis B-virus co-infected AIDS patient, AIDS, 2004 July 23; 18(11): S. 1613–4.

Preiser W., Der HIV-Test, in: Hoffmann C., Rockstroh JK., Kamps

BS. (Hrsg.): HIV.NET 2005, Steinhäuser Verlag: Wuppertal, 2005.

Hünten-Kirsch B., Uhlich E., Preiser W., Aids-Katastrophe in Afrika: Jede Hilfe zählt, Deutsches Ärzteblatt 21. März 2003; 100,12: S. A760–A762. Drosten C., Panning M., Drexler JF., Hansel F., Pedroso C., Yeats J., de Souza Luna LK., Samuel M., Liedigk B., Lippert U., Sturmer M.,

Doerr HW., Brites C., Preiser W., Ultrasensitive Monitoring of HIV-1 Viral Load by a Low-Cost Real-Time Reverse Transcription-PCR Assay with Internal Control for the 5' Long Terminal Repeat Domain, Clin. Chem. 2006 April 20; [Epub ahead of print].

O. Shisana, T. Rehle, L. C. Simbayi, W. Parker, K. Zuma, A. Bhana, C. Connolly, S. Jooste, V. Pillay et al.

(2005): South African National HIV Prevalence, HIV Incidence, Behaviour and Communication Survey, 2005. Cape Town: Human Sciences Research Council Press.

Department of Health, Republic of South Africa, National HIV and Syphilis Antenatal Sero-prevalence Survey in South Africa 2004, Pretoria: Department of Health, 2004.

ständige Forschung in den Entwicklungsländern ermöglichen. Der Weg zu diesem Ziel ist der direkte Austausch von Wissen, Personal und Ideen im Rahmen einer Klinikpartnerschaft mit einem HIV-Behandlungszentrum in Afrika.

Klinikpartnerschaft mit Lesotho

Der passende Partner für dieses Projekt wurde auf sehr ungewöhnliche Weise gefunden. 2003 besuchte die First Lady von Lesotho, Mathato Mosisili, während eines Staatsbesuchs in Hessen das HIVCENTER. Auf ihre Vermittlung hin wurde eine Klinikpartnerschaft mit der Karabong Klinik des Mafeteng Government Hospitals in Lesotho initiiert, die Unterstützung sowohl in der Patientenversorgung als auch in Forschung und Wissenschaft des afrikanischen Zentrums bieten möchte.

In einem ersten Schritt wurde 2005 der dreimonatige stART-up-Kurs am HIVCENTER durchgeführt, in dem ein multidisziplinäres Team aus dem Partnerkrankenhaus in Mafeteng in HIV-Therapie ausgebildet wurde. Der Kurs wurde anschließend auf dem deutsch-österreichischen AIDS-Kongress 2005 in Wien präsentiert.

Im Februar 2006 startete dann eine Delegation aus Frankfurt zum Gegenbesuch am afrikanischen Zentrum, um die Möglichkeiten einer langfristigen Kooperation auszuloten. Auf dieser von der DFG geförderten Vorbereitungsreise konnten die Frankfurter Ärzte nicht nur die Bedingungen der Kollegen vor Ort kennen lernen, sondern auch ein unterstützendes Netzwerk auf-

bauen, das auf politischer, finanzieller und fachlicher Ebene zu dem Erfolg der Klinikpartnerschaft beitragen soll.

Das Ergebnis war die Entwicklung eines gemeinsamen Forschungsprogramms zwischen der Karabong Klinik in Lesotho und dem HIVCENTER in Frankfurt, das auf folgende Punkte abzielt:

- Entwicklung von Strategien, die den Erfolg der HIV-Therapie in Lesotho langfristig sichern können
- Optimierung der gegenwärtigen Therapiekombinationen, so dass der Zeitpunkt für den Wechsel zu einer Folgekombination hinausgeschoben wird
- Evaluation von nebenwirkungsärmeren, bequemeren und billigeren Folgetherapieregimen
- Verzögerung der Krankheitsprogression mit Strategien, die nicht auf dem Einsatz antiretroviraler Substanzen beruhen
- Forschung zum besseren Verständnis der Interaktionen zwischen Tuberkulose und HIV und daraus folgend die Entwicklung einer optimalen Strategie zur Behandlung von HIV/TBC koinfizierten Patienten

In Gesprächen mit Vertretern der Regierung von Lesotho, insbesondere mit der First Lady, dem Gesundheitsminister und Regierungsvertretern auf lokaler Ebene, zeigte sich eine deutliche Unterstützung des Partnerschaftsprojekts. Die Regierung von Lesotho, vertreten durch den Gesundheitsminister Dr. Motloheloa Phooko, unterzeichnete zum Abschluss der Reise eine Absichtserklärung, in der sie diese neue Form der Entwicklungszu-

sammenarbeit befürwortet. Auch lokale Vertretungen von internationalen Entwicklungshilfeorganisationen wie der Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) konnten für logistische Unterstützung gewonnen werden.

University of Stellenbosch: In Südafrika führend bei der HIV-Therapie

Doch die internationalen Aktivitäten des HIVCENTER werden nicht auf Deutschland und Lesotho begrenzt bleiben. Die bilaterale Klinikpartnerschaft soll durch ein unterstützendes Netzwerk begleitet werden, das sowohl Partner aus der Region südlich der Sahara als auch aus Europa in die Zusammenarbeit einbezieht. Hierbei kann das HIVCENTER auf die internationalen universitären Strukturen der Johann Wolfgang Goethe-Universität zurückgreifen, die seit 2005 eine Fakultätspartnerschaft mit der University of Stellenbosch in Südafrika unterhält. Am Tygerberg Hospital der Universität Stellenbosch befindet sich das größte Behandlungszentrum der Provinz Westkap; dieses spielt wiederum landesweit eine Vorreiterrolle bei der HIV-Therapie. Entsprechende wissenschaftliche Aktivitäten umfassen die Kinderklinik, die Abteilung für Innere Medizin, die Medizinische Virologie, aber auch Ukwanda, das »Outreach«-Programm der Fakultät, welches an der Versorgung ländlicher Gebiete arbeitet und zugleich entsprechende Ausbildungsmöglichkeiten für Studenten bietet. Insbesondere die pädiatrische Infektiologie hat sich internationales wissenschaftliches Ansehen erworben.

Anzeige



HIV weltweit erfolgreich bekämpfen

HIV Ag/Ab Combo Assays für eine frühzeitige Detektion

RealTime™ HIV-1 Assay und ViroSeq™ HIV-1 für eine zuverlässige Therapieüberwachung und Resistenzbestimmung

Kaletra für die hochwirksame antivirale Therapie

HIV Determine, der schnelle Test für den Notfall

www.abbott.com





Zu den wissenschaftlichen Aktivitäten des Tygerberg Hospitals der Universität Stellenbosch gehört ein »Outreach«-Programm, das an der Versorgung entlegener ländlicher Gebiete arbeitet. In den entlegenen Bergregionen Lesothos zwischen Maseru und Katze Dam besuchten Schlomo Staszewski und Tessa Lennemann diese Kinder.



Der Besuch der Universität in Stellenbosch gemeinsam mit dem Partner aus Lesotho während der Vorbereitungsreise zeigte die Synergismen, die sich aus einem Dreieck Deutschland, Südafrika und Lesotho entwickeln können. Die Universität Frankfurt kann einen großen Erfahrungsschatz betreffend die HIV-Therapie einbringen. Die Partner in Lesotho hingegen kennen die Situation vor Ort und können so ihre Erfahrung an ihre lokalen Bedingungen anpassen. Südafrika nimmt hier eine Zwischenstellung ein, da es genauso wie Lesotho eine Hochprävalenzregion ist und daher mit ähnlichen Problemen konfrontiert ist wie Lesotho, jedoch über mehr Ressourcen als die meisten anderen Länder südlich der Sahara verfügt. Die Unterstützung des Departments of Virology der Universität Stellenbosch erlaubt es nun, die diagnostischen Möglichkeiten der Klinikpartnerschaft durch eine Süd-Süd-Kooperation zu erweitern. Es ist geplant, auf einer Reihe von Gebieten wissenschaftliche Kooperationen

zwischen Frankfurt (HIVCENTER, Institut für Medizinische Virologie), Tygerberg und Lesotho aufzubauen. Dazu zählt die Entwicklung von erschwinglichen, robusten und leistungsfähigen Testverfahren, um eine möglichst optimale Überwachung von Patienten unter antiretroviraler Therapie auch in abgelegenen ländlichen Gebieten sicherzustellen. Ebenso eingebunden werden könnten Forschungsprojekte des Instituts für Medizinische

Virologie zur Bestimmung antiretroviraler Aktivitäten von Phytoprodukten, die in der einheimischen Bevölkerung noch immer vielfach bevorzugt werden.

Ein solches Netzwerk erlaubt nun die nächsten Schritte zur weiteren Kooperation im Rahmen der Klinikpartnerschaft. Zukünftige Projekte werden das Ziel haben, durch internationale wissenschaftliche Zusammenarbeit die Therapie und Versorgung der HIV-infizierten Bevölkerung zu verbessern. Neben klinischer Forschung sollen durch weitere Trainingsprogramme und den Austausch von Personal aktuelles Wissen und neueste Forschungsergebnisse im Bereich HIV schnell an Lesotho weitergegeben werden. Die enge Zusammenarbeit im Rahmen der Klinikpartnerschaft soll zudem die Infrastruktur des Afrikanischen Zentrums qualitativ stärken. Es ist daher zu erwarten, dass die Ergebnisse dieses langfristigen Projekts die Qualität der HIV-Therapie über den Einzugsbereich der Klinik in Lesotho hinaus verbessern werden und sich durch die Partnerschaft eigenständige Forschung im Bereich HIV/AIDS südlich der Sahara entwickelt. ◆

Die Autoren

Dr. Tessa Lennemann ist Assistenzärztin am HIVCENTER, das am Zentrum der Inneren Medizin (Medizinische Klinik II) des Frankfurter Universitätsklinikums angesiedelt ist. Sie studierte Medizin in Mainz und verbrachte während ihres Studiums mehrere Forschungsaufenthalte in Indien, Jemen, China und Tansania. Als Projekt-Koordinatorin für Afrika entwickelte sie das Curriculum des stART-up-Kurses des HIVCENTER und koordiniert neben ihrer Tätigkeit als Ärztin des HIVCENTER die Weiterentwicklung des Klinikpartnerschaftsprojekts.

Prof. Dr. Wolfgang Preiser, 40, studierte Medizin in Frankfurt und London. Er engagiert sich in der Seuchenbekämpfung, unter anderem flog er 2003 im Auftrag der WHO nach China, um die Ursache und Verbreitung der SARS-Epidemie aufzuklären. Seine Habilitationsschrift zu Zytomegalie und SARS verfasste er am Institut für Medizinische Virologie in Frankfurt. 2005 folgte er einem Ruf an die Universität in Stellenbosch, Südafrika. Dort erforscht er vorwiegend HIV und antiretrovirale Resistenz sowie opportunistische Virusinfektionen.

Prof. Dr. Holger F. Rabenau, 47, ist stellvertretender Institutsleiter am Institut für Medizinische Virologie des Klini-

kums der Universität Frankfurt. Er studierte in Frankfurt und arbeitet seit 1985 in diesem Institut. Seine 1997 fertig gestellte Habilitationsschrift verfasste er zum Thema »Virologische und molekularbiologische Modelluntersuchungen zur Infektionsgefahr durch transfusionsmedizinische und biotechnologische Arzneimittel sowie durch Blutkontaminationen«. Er ist technischer Leiter für den Bereich Labordiagnostik und in dieser Funktion auch für die HIV-Diagnostik verantwortlich.

Prof. Dr. Schlomo Staszewski, 55, ist Leiter des HIVCENTER am Klinikum der Johann Wolfgang Goethe-Universität. Er promovierte von 1981 bis 1985 in Frankfurt und habilitierte sich hier auch anschließend über »Therapiestrategien bei HIV-Infektion: Studien zur Optimierung der antiretroviralen Therapie bei HIV-infizierten Patienten«. Er war maßgeblich am Aufbau und der Leitung der klinischen HIV-Forschungsgruppe am Zentrum der Inneren Medizin beteiligt, plante und leitete zahlreiche Therapiestudien auf dem Gebiet der HIV-Infektion, darunter große internationale multizentrische Studien. Im Jahr 1996 wurde er mit dem AIDS-Forschungspreis von der Deutschen Gesellschaft für Infektiologie ausgezeichnet.

Relevante Internetadressen:
 HIVCENTER Frankfurt:
www.hivcenter.de
 Weltgesundheitsorganisation (WHO), Abteilung für HIV und AIDS: <http://www.who.int/hiv/en/>
 Joint United Nations Programme on HIV/AIDS (UNAIDS): <http://www.unaids.org>
 AIDS-Zentrum des Robert Koch-Instituts (RKI): <http://www.rki.de>
 HIV.NET 2005: <http://www.hiv.net>

Finanzdebatte auf Herero

Wer definiert die Macht der Fakten? Kommunikation zwischen Tradition und Moderne – Aus einer soziolinguistischen Studie

Das Dorf Omutiuanduko in einem »Herero-Homeland« im mittleren Nordwesten Namibias hat wie viele Kommunen in dieser wüstenreichen Region mit Wasserproblemen zu kämpfen. 2002 erhielt Omutiuanduko von Namwater, der staatlichen Wasserversorgung, ein Bohrloch und eine Dieselpumpe sowie praktische Anleitung zum organisatorischen Aufbau einer Wasservereinigung (*orutu yorwi*), in der die Herero ihre Belange selbst verwalten müssen. Danach zogen die Experten ab, die Gemeinde musste allein zurecht kommen – ein typisches Beispiel, wie lokale Entwicklungshilfe abläuft. Doch was passiert, wenn die Experten das Feld räumen? Wie wird externes Wissen angeeignet und umgesetzt? Wie verträgt sich das mit den lokalen Sprachen und der sozialen und kulturellen Dynamik vor Ort? Um solche Phänomene wissenschaftlich zu untersuchen, hat die VolkswagenStiftung im Schwerpunkt »Schlüsselthemen der Geisteswissenschaften« im Juni 2003 das Forschungsprojekt »Language, Gender, Sustainability« angestoßen: In multidisziplinär orientierten Studien sollen lokale Entwicklungsprojekte in der Elfenbeinküste, Indonesien und Namibia soziolinguistisch untersucht werden. Ausgangspunkt der Forschung ist die Beobachtung, dass zwar die Arbeit von Entwicklungsprojekten sehr gut dokumentiert ist und regelmäßige Kontrollen zur Durchführung vorgenommen werden. Lokale Prozesse können aus unserer Sicht erst dann verstan-

Die Wasservereinigung bei der Arbeit: Generalversammlung am 20. April 2006. Nicht alle sind gekommen, vor allem die Frauen fehlen. Dennoch gibt es eine lebhafte Diskussion. Die Frage, ob Namen abwesender Schuldner genannt werden dürfen, die schon im Frühjahr 2004 diskutiert wurde, wird von einem Zuzügler erneut gestellt. Die hohe Mobilität in dieser Region, ein Erbe aus der Zeit der Apartheid, schwächt immer wieder den Aufbau organisatorischer Strukturen. Denn was vorher Konsens gewesen ist, muss nun neu verhandelt werden.



Dieses Bild verdanken wir der Einfühlsamkeit des namibischen Forschers Tjeripo Mututua. Denn wer lässt sich schon in die Bücher schauen? Nur wer im Vertrauen lebt, dass die Qualität ihrer Arbeit anerkannt wird – und Mecthild Kavari in Omutiuanduko (Namibia) leistet gute Arbeit. Die Geldmengen, die sie einnimmt, übersteigen bei weitem ihre privaten Einkünfte. Trotz aller Schwierigkeiten, die sie als Schatzmeisterin und als Frau zu bewältigen hat, weist sie selbstbewusst ihre Bücher vor.

den werden, wenn berücksichtigt wird, wie sie in den lokal verwendeten Sprachen formuliert werden.

Bei »Community Meetings« dürfen auch Frauen mitreden

Wir konzentrieren unsere Arbeit auf die »Communal Area« von Omatjete und analysieren Treffen von »Community Meetings«, also Treffen von Organisationen, die aus Sicht der Herero in einem Entwick-

lungskontext stehen: einer Farmervereinigung, die den Anschluss der kommunalen Farmer an den modernen kommerziellen Fleischmarkt des unabhängigen Namibia ermöglichen soll, sowie einer Wasservereinigung. Im Gegensatz zu »Traditional Meetings«, wie Beerdigungen und Hochzeiten, in denen die männlichen Ältesten über familiäre Belange entscheiden, müssen die Bewohner des Dorfs bei den





Die Schatzmeisterin der Wasservereinigung, Mecthild Kavari, in ihrer Küche: In Namibia sind die Herero bekannt für ihren Stolz und ihr Traditionsbewusstsein.



Im Abendlicht sieht dieser einst so stattliche Hof wunderbar romantisch aus. In der Realität lebte Herika Kavari als Witwe allein in Omutianduko, ihre Kinder arbeiten in der Stadt und kommen nur selten nach Hause. So war sie ganz auf sich alleine gestellt und kam mit dem Unterhalt der Häuser nicht mehr zurecht. Zu Lebzeiten standen ihr bloß die staatliche Pension von zuletzt 300 Namibischen Dollar (N\$), etwa 42 Euro, zur Verfügung. 2005 ist sie gestorben, der Hof wird nun mehr recht als schlecht von einer Nichte weitergeführt.

milien regelmäßig bewirtschaftet, die restlichen 15 Haushalte werden von Pensionärinnen oder allein stehenden Frauen (oft mit kleinen Kindern) geführt. In dem Dorf leben ungefähr 100 Frauen, Kinder sowie Männer und – so die Auskunft des dortigen Veterinäramts – etwa 400 Rinder, 2000 Ziegen, Schafe und etwa 60 Esel, wobei sich etwa 70 Prozent der Tiere auf vier von Männern bestimmte Haushalte verteilen.

Dagegen leben die meisten von Frauen geführten Haushalte knapp an oder gar unter der Subsistenzgrenze. Die Tierdichte steht in keinem Verhältnis zu den unfruchtbaren Böden. Wasser ist in dieser Gegend ein allgegenwärtiges Problem und muss mit vereinten Kräften verwaltet und gesichert werden: »Wasser ist Leben« – und zwar für alle, sowohl für die Wohlhabenden als auch für die Armen, für Männer als auch für Frauen.

Neues Versammlungsmodell versus vertraute Konventionen

Die staatlichen Vorgaben zur eigenständigen Verwaltung des Wasserlochs beinhalten die demokratische Wahl eines Wasserkomitees: eines Vorstands, bestehend aus einem

Vorsitzenden, einem Schriftführer und einem Schatzmeister, dazu zwei »water keepers«, die jeden Tag die Pumpe bedienen und für den reibungslosen Gebrauch des Brunnens zuständig sind. Für Omutianduko ist bemerkenswert, dass der Vorstand zunächst ausschließlich aus Frauen bestand, die »water keepers« aber Männer waren und die Alltagsbelange somit von Männern kontrolliert wurden. Zwei der Frauen, die Vorsitzende, Victoria Hamutenya*, und die Schriftführerin, Veripi Kamupingene, kommen aus wohlhabenden und einflussreichen Haushalten. Die Schatzmeisterin, Mecthild Kavari, ist mit dem stellvertretenden »water keeper« verheiratet. Als Mitte 2003 der reichste Mann des Dorfs, Gerhardus Kamupingene, seinen eigenen Brunnen baute, konnte seine Frau ihre Arbeit als Schriftführerin im Komitee nicht mehr wahrnehmen. Für sie wurde im Frühjahr 2004 der erste »water keeper«, Vikrupa Tjienda, interimistisch eingesetzt.

Im März 2004 gelang es uns, von einem wichtigen Treffen der Wasservereinigung eine Ton- und Videodokumentation zu erstellen. Diese Aufnahmen wurden möglichst detailreich transkribiert und im Laufe der weiteren Forschung

»Community Meetings« ihre Angelegenheiten gemeinschaftlich klären. Ohne entsprechende Organisationen klappt das nicht – und notgedrungen – sind diese Zusammenschlüsse nicht von einer strikten Geschlechtertrennung geprägt, wie dies in den »Traditional Meetings« der Fall ist. Denn zwei Drittel der Haushalte stehen de facto Frauen vor: Entweder es gibt keine Männer (mehr), oder die Männer sind im Alltag abwesend, weil sie in den urbanen Zentren leben und, im günstigen Fall, auch Erwerbsarbeit gefunden haben. Frauen müssen somit in Entscheidungsprozesse einbezogen werden.

In Omutianduko werden von etwa 20 Haushalten nur fünf oder sechs von Männern mit ihren Fa-



Der Vorstand der Wasservereinigung in Omutianduko in klassischer Anordnung (von links): der Sekretär Vikrupa Tjienda, die Vorsitzende Victoria Hamutenya, und die Schatzmeisterin Mecthild Kavari. Die Vorsitzende sitzt direkt unter dem Baum, rechts von ihr die Männerseite, links von ihr die Frauenseite – alles hat seine Ordnung.

mit Interviews und eigenen Beobachtungen ergänzt. Ein zweites Treffen konnten wir im April 2006 während eines längeren Aufenthalts im Dorf beobachten und dokumentieren. Mit unserer Analyse, die sich methodisch an der ethnomethodologisch fundierten und ethnographisch ausgerichteten Gesprächsanalyse orientiert (Deppermann 2000), wollen wir die lokalen Dynamiken der Entwicklungsorganisation rekonstruieren und ihren Weg als »learning organisation« (Senge 1998, Fremerey 2005) nachvollziehen. »Learning organisation« bedeutet in diesem Kontext, dass eine Organisation ihre Aufgaben in der Auseinandersetzung mit ihrer sozialen und natürlichen Umwelt so bewältigt, dass auch ein weiterer Handlungs- und Wirkungshorizont möglich wird.

Bei diesem Treffen ging es im Wesentlichen um ausstehende Schulden, auf deren Bezahlung die Gemeinde zum Unterhalt der Pumpe und Kauf von Diesel angewiesen ist. Unsere Untersuchung konzentrierte sich auf zwei Fragen: Mit was für Schwierigkeiten hat die Wasservereinigung zu kämpfen, und wie löst sie ihre Probleme? Inwiefern sind diese Schwierigkeiten im Sprachgebrauch selber oder in Vorstellungen über Sprachgebrauch verankert?

Lebhafte Debatte über die Finanzen

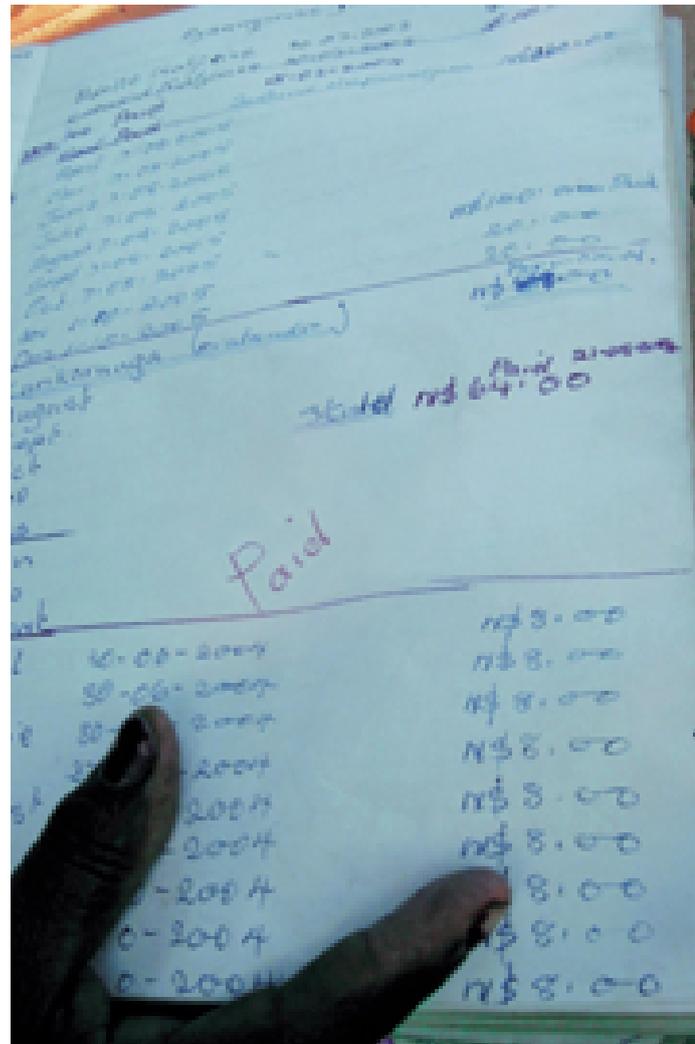
Am 11. März 2004 lieferte Mecthild Kavari, die Schatzmeisterin der Wasservereinigung, ihren Finanzbericht ab: Sie hatte die schwierige Aufgabe, die Schulden der Mitglieder darzustellen. Schon bei der Einleitung wird ihre Unsicherheit deutlich: Frau Kavari beginnt mit dem Bericht, unterbricht sich nach zwei Worten und bittet die Vorsitzende nachträglich um Erlaubnis, aufzustehen. Zwar ist es üblich, dass der/die Vorsitzende das Wort erteilt, indem er/sie die Erlaubnis gibt, aufzustehen; aber dies gilt nicht für den/die Schatzmeister/in, die aufgefordert wird, den Bericht abzuliefern und dazu aus eigenem Antrieb aufsteht. Mecthild Kavari ist aber hier in einer schwierigen Situation. Zum einen weiß sie, dass von ihr das Aufstehen erwartet wird, zum anderen ist sie aber eine verheiratete Frau und verfügt daher nur über Rederechte in der Öffentlichkeit,

Alles im dicken Buch notiert... mehrsprachig. Folgende Kosten fallen an: pro Haushalt und Monat 20 Namibische Dollar (N\$), pro Person 8 N\$, pro Ziege oder Schaf 0,50 N\$, Großvieh 1 N\$, Esel 1 N\$. Diese Seite zeigt die Beträge für eine Person an. Für Gottliebina Kavari, beispielsweise, die fünf Ziegen besitzt und alleine wohnt, belaufen sich die Kosten monatlich auf 30,5 N\$ (4,22 Euro). Bei einer staatlichen Rente von 300 N\$ im Monat (42 Euro, bis April 2006) sind das 10 Prozent des Einkommens. Ein mittlerer Haushalt mit 100 Stück Großvieh, 300 Ziegen, acht Eseln und sechs Personen muss mit 326 N\$ im Monat rechnen. Zum Vergleich: Die Wasserversorgung in Deutschland beansprucht laut Statistischem Bundesamt 3,2 Prozent der Gesamtlebenshaltungskosten.

wenn sie ihr von den anderen Anwesenden zugestanden werden. Ihre Bitte an die Vorsitzende hat also mindestens zwei Funktionen: sie als Finanzbeauftragte zu legitimieren und die Unterstützung der Vorsitzenden einzufordern.

Im weiteren Verlauf des Finanzberichts müssen noch ganz andere Hürden genommen werden. So kommt es zum Beispiel zu einer längeren Diskussion, ob die Namen abwesender Mitglieder öffentlich genannt werden können. Mit Unterstützung weiterer Mitglieder und des Schriftführers setzt sich die Vorsitzende durch, Namen müssen sogar genannt werden, weil »das sonst nicht funktioniert« (*ovinambio vyokuhina okuungura nomana kavina okuungura uriri*). Die Erfordernisse »moderner« Finanzberichterstattung stehen in Konflikt mit lokalen Schutzmechanismen, die das Reden über abwesende Personen deswegen verhindern, weil es verschiedene soziale und spirituelle Gefahren mit sich bringt – Klatsch und Hexerei.

Ein Finanzbericht hat aber nur dann Bestand, wenn er von den



Mitgliedern akzeptiert wird und sie die Schulden anerkennen. Wie sie schon an der Frage zeigt, ob Namen genannt werden dürfen, sind die Eckwerte eines Finanzberichts, die Methoden, wie er errechnet wird und wie er präsentiert wird, in Omutianduko keinesfalls selbstverständlich oder unumstritten. Entsprechend stellt Mecthild Kavari diese Information nicht als Feststellung hin, sondern sie formuliert sie als Fragen, die von den anderen in einem mehrfachen Echo bestätigt werden. [siehe Dialog im Kasten]

(Omuti3_1: 2744-2753)

- | | |
|----------------------------------|------------------------------------|
| 1 K: ozondjo zaJaroka indo (1.7) | 1 K: die Schulden von Jaroka (1.7) |
| 2 a yandere mu july (.) | 2 sie enden im Juli (.) |
| 3 ya ri july nu? | 3 es war Juli, oder? |
| 4 H: twee duisend en twee? | 4 H: zweitausend und zwei? |
| 5 K: he? | 5 K: wie? |
| 6 H: [twee duisend en twee] | 6 H: [zweitausend und zwei] |
| 7 K: [twee duisend en twee] | 7 K: [zweitausend und zwei] |
| 8 T: T: ku july = | 8 T: im Juli = |
| 9 K: ku [july] | 9 K: im Ju[li] |
| 10 H: [iij] (1.1) | 10 H: [ja] (1.1) |

Dieser Vorgang wird als »double accord« bezeichnet (Moeschler & Reboul 1994) und dient dazu, eine Angelegenheit abzuschließen, Konsens herzustellen und zu sichern. Wir haben beobachtet, dass sich vorwiegend Frauen am »double accord« beteiligen. Diese mündliche Strategie wird jedoch von einigen, meist männlichen, Anwesenden kritisiert. Sie beharren darauf, dass Mecthild Kavari doch bitte die Informationen aus ihrem Buch entnehmen soll, aus dem die Buchhaltung hervorgeht. Mecthild Kavari kontert mit einer komplexen lin-

sung von Schrift existiert, die von gesellschaftlichen Beschränkungen losgelöst konzipiert ist (Zeile 1) und die Beteiligten (sozial) »frei« macht (Zeile 7). Es wird eine Gegenposition zum oral verankerten »double accord« entworfen, dem Mecthild Kavari nachkommen muss, um ihren Finanzbericht erfolgreich abzuschließen. Vorgebracht wird diese Position von Alphens Maharero, der in einem urbanen Zentrum lebt, also selber eine moderne Auffassung von Wissen, Bildung und Schrift hat. Diese zwei Ausschnitte weisen darauf hin, dass Buchhaltung und

stehen sollen. Jedenfalls gilt es als wünschenswert, persönliche und soziale Dimensionen aus solchen potenziell konfliktgeladenen Situationen herauszuhalten.

Reflex der Moderne

Diese Trennung von Fakten und Gesellschaft, der Verweis auf die alleinige Autorität des Buchs, verstehe ich als Reflex der Moderne, die mit Bacon eine rationalistische Trennung von (Natur-)Wissenschaft und Gesellschaft einführt. Für westlich und damit modern (aus-)gebildete Menschen gibt es keine prinzipielle Unsicherheit, wenn es um die Gültigkeit von Informationen geht, die mit mathematischen Methoden erstellt wurden. Wissen ist immer in einen konzeptionellen Rahmen eingebettet, die Frage ist, wie dieser Rahmen aussieht und welche gesellschaftliche Gültigkeit er besitzt (Neubert & Macamo 2004). In Omutianduko – hier stellvertretend: für Frau Kavari – ist die Gültigkeit des Rahmens, innerhalb dessen ein Finanzbericht erstellt und vorgetragen wird, nicht Teil eines gesellschaftlichen Konsens', sondern diese Gültigkeit muss explizit hergestellt werden. Das ist eine mühselige und kräftezehrende Aufgabe, die lokal alles andere als gesichert ist. Der »double accord« als Beispiel für eine mündliche Methode, in dem Wissen seine Autorität von der gemeinschaftlichen Bedeutungskonstitution durch das Echo erhält, steht der Verwendung von Schrift gegenüber. Die Schrift bezieht ihre Autorität vom verobjektivierten, von gesellschaftlichen und individuellen Anteilen distanzierter Charakter der (angeblich) neutralen Informationsaufbewahrung. Diese Trennung von Gesellschaft und Wissen(schaft), zu der parallel die Subjektivität des Mündlichen und die Objektivität der exakten Methoden der Buchführung verläuft, ist ein Produkt moderner konzeptioneller Rahmenbedingun-

(Omuti3_1: 2845-2854)

1 M: opuratene komundu	1M: hör auf niemanden,
2 kako	2 nein,
3 puratena kembo roje	3 hör auf dein Buch,
4 ondina ouhatou na ove	4 es hat alle Information für dich
5 f: hn	5 f: hn
6 M: me he tji-otjina tjima tji	6 M: Ich meine, es-das ist es,
7 kuku tura nu (0.5)	7 was dich frei macht (0.5)
8 K: hmm	8 N: hmm
9 M: ngu ungura na indo ozondjo	9 M: DU bist diejenige, die mit
10 ove [ne]mbo ove	10 den Schulden und dem [Bu]ch
	arbeitet
11 T: [hn]	11 T: [hn]

guistischen Struktur (Fokus), mit der sie gleichzeitig »ja« und »nein« sagen kann: »Nein«, in dem Sinn, dass sie die Unterstellung zurückweist, sie habe ihren Finanzbericht nicht vernünftig vorbereitet und sei auf das Wissen der Anwesenden angewiesen. »Ja« in dem Sinn, dass sie doch das tut, was von ihr verlangt wird, nämlich die Information aus dem Buch entnehmen. In der Tat zeigen die Videoaufnahmen, dass sie regelmäßig in ihr Buch schaut und das Buch somit einer ihrer Bezugspunkte darstellt. Entscheidend ist in dieser Situation aber nicht, wie die Buchhaltung genau aussieht. Wesentlich ist, dass Mecthild Kavari sich offenbar auf einen breiten Konsens der anwesenden Mitglieder angewiesen fühlt, die ihre Informationen durch allgemeine Zustimmung legitimieren und ratifizieren. Gleichzeitig soll sie sich aber auf die schriftlichen Informationen berufen. Mecthild Kavari schätzt den »Tatsachenstatus« dieser Informationen nicht als allgemein akzeptiert ein, und die Reaktionen der Mitglieder bestätigen dies.

Der folgende Ausschnitt belegt jedoch, dass parallel eine Auffas-

Finanzbericht in keiner Weise »nur« als technisches Wissen anzusehen sind. Die Bedürfnisse von Frau Kavari, ihre Arbeit und ihre Funktion wiederholt zu legitimieren, weisen auf einen Konflikt zwischen lokalen und westlichen Auffassungen davon hin, wie der Tatsachenstatus von Informationen zustande kommt: als Gemeinschaftsprodukt, im »double accord« festgelegt, oder mit Referenz auf die alleinige Autorität des Buchs, das scheinbar ohne die sozialen Beschränkungen der Gemeinschaft existieren kann. Aus unserer Perspektive erwarten wir, dass Tatsachen – wie beispielsweise nüchterne Zahlen in einem Finanzbericht –, mehr oder weniger abgekoppelt von der sonstigen sozialen und gruppenspezifischen Struktur be-

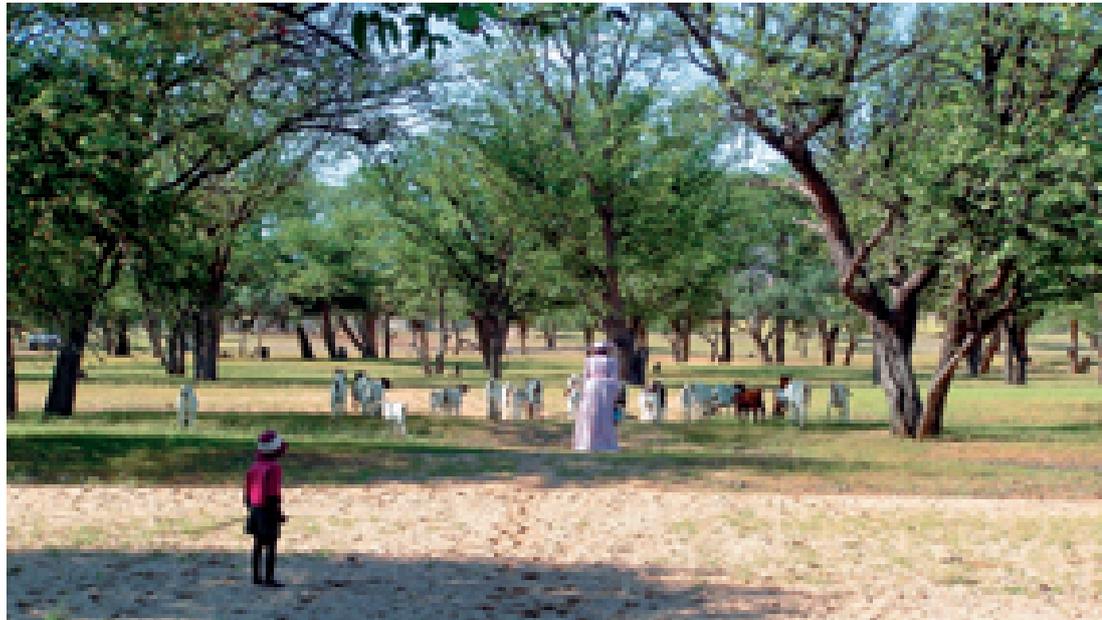
Legende zu den Transkripten:

- (1.7) Pausendauer in Sekunden
- (.) kurze Pause (unter 0.1 Sekunden)
- [gleichzeitiges Sprechen mehrerer Sprecher, zum Beispiel [twee duisend en twee] [twee duisend en twee]
- = nahtloser Übergang zwischen zwei Sprechern
- abgebrochenes Wort, zum Beispiel o-o-otja don't-don't say

gen (Bauman & Briggs 2003). Im Beispiel des Finanzberichts in Omutianduko können wir beobachten, wie eine Konkurrenz besteht zwischen modernen und nicht-modernen konzeptionellen Rahmen; gleichzeitig sind diese Rahmen in kommunikativen Mustern verankert und finden darin auch ihren Ausdruck.

Problematisch ist nicht so sehr der kulturelle Unterschied, sondern die Tatsache, dass der westliche und moderne Rahmen eine weltweite Hegemonie beansprucht und andere als nicht kompatibel definiert und abwertet (Bauman & Briggs 2003). Allgemeiner gesagt, sind es die Kultur des »double accord« und ihre Praktiker, die Zielgruppen der Entwicklungszusammenarbeit, die den Anforderungen einer modernen Welt nicht zu entsprechen scheinen. Die Akzeptanz moderner Strategien, wie sie die eben beschriebene Konzeption der Schrift beispielhaft vorführt, ist die Bedingung für den Einlass des Südens in die Moderne, das heißt in die entwickelte Welt. Wie unsere soziolinguistische Studie zeigt, betrifft dies auch die sprachlich-interaktionale Ebene, auf der der Faktenstatus mathematischer Aussagen auf unterschiedliche Art und Weise zustande kommen kann: durch die Autorität der Gemeinschaft oder die Autorität der Kassiererin und ihres Buchs.

Wenn wir davon ausgehen, dass es gilt, einen »broken feedback loop« (Melkote & Steeves 2001) zwischen Entwicklungsplanern und



Gottliebine Kavari bringt in Begleitung ihrer Enkeltochter Auguste die Ziegenherde ihres Neffen Gerardus Kavari zum Wasserloch. Sie selbst ist so arm, dass ihr davon nur fünf Ziegen gehören. Alleine schafft sie deren Unterhalt nicht. Normalerweise gehen die Ziegen alleine dort hin, nur Kühe und Kälber werden getränkt. Aber an dem Tag richtete die Frankfurter Forscherin Rose Marie Beck ein Fest für das Dorf aus, um sich für die Gastfreundschaft der Bewohner zu bedanken. Frau Kavari ist also eher auf dem Weg zum Fest.

»Zielgruppe« durch die Rekonstruktion lokalen interaktionalen Handelns zu überbrücken, dann müssen wir verstehen, dass es um mehr geht als »nur« das Einlassen auf lokale Sprachen oder deren Kenntnis. Wichtiger ist die Erkenntnis, dass lokale Wissenskonzeptionen mit westlichen konkurrieren (können), aber auch, dass dieses Wissen in einer lokalsprachlichen Hermeneutik verfasst ist, das heißt in Bezugssystemen, die sich in lokalen Sprachen abspielen und sich da-

rauf beziehen. Dies gilt im Übrigen auch für uns, auch Deutsch ist eine lokale Sprache, auch unser Wissen findet eine bestimmte sprachliche Form. Aber da unser Wissen weltweite Gültigkeit beansprucht, fällt uns dies nicht mehr auf. Es sei denn, in einer soziolinguistischen Studie. ♦

Hinweis: Alle Namen sind geändert, kommen aber in anderen Kombinationen in dieser Region auch vor.

Literatur

Bauman, Richard & Charles L. Briggs 2003, *Voices of Modernity – Language Ideologies and the Politics of Inequality*, Cambridge: Cambridge University Press.

Deppermann, Arnulf 2000, *Ethnographische Gesprächsanalyse: Zum Nutzen einer ethnographischen Erweiterung für die Konversationsanalyse, Gesprächsforschung, Online-Zeitschrift zur ver-*

balen Interaktion 1: S. 96 – 124.

Fremerey, Michael 2005, *Local communities as learning organizations: The case of the village of Toro, Sulawesi, in participatory approaches for sustainable land use in Southeast Asia*, hrsg. von Andreas Neef, Bangkok: White Lotus Press, S. 253 – 275.

Melkote, R. Srinivas & H. Leslie Steeves 2001, *Communication for development in the Third World: Theory and practice of empowerment*, New Delhi: Sage.

Moeschler, Jacques & Anne Reboul 1994 *Dictionnaire encyclopédique de pragmatique*, Paris: Éditions du Seuil.

Neubert, Dieter & Elisio Macamo 2004, *Wer weiß*

hier was? »Authentisches« lokales Wissen und der Globalitätsanspruch der Wissenschaft, in *Lokales Wissen – Sozialwissenschaftliche Perspektiven*, hrsg. von Nikolaus Schareika & Thomas Bierschenk, Münster: Lit. S. 93 – 122.

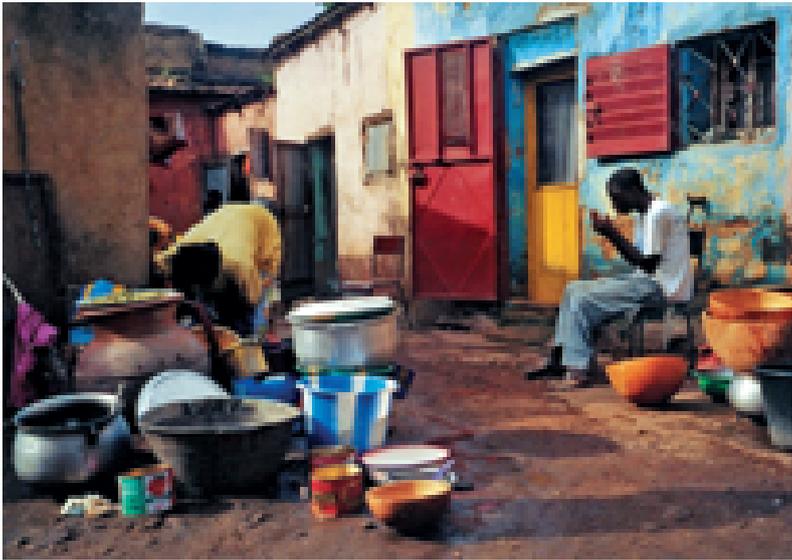
Senge, Peter 1998, *Die fünfte Disziplin: Kunst und Praxis der lernenden Organisation*, Stuttgart: Klett-Cotta.

Die Autorin

Dr. Rose Marie Beck, 41, ist seit 1998 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Afrikanische Sprachwissenschaften der Universität Frankfurt. Sie erforscht Sprache und Kommunikation als soziales Handeln in Kenia (Swahili) und Namibia (Herero): In ihrer Promotion beschäftigte sie sich zum Beispiel mit »sprechenden Objekten«, das sind Alltagsgegenstände mit sprichwörtlichen Botschaften, die thematisieren, worüber nicht geredet werden darf. In dem aktuellen Forschungsprojekt geht es um den Entwicklungskontext, bei dem Afrika und der Westen aufeinandertreffen. Immer wieder bewegt sie die Frage, wie die Art unseres bereits bestehenden Wissens die Sichtweise auf andere Wissensformen bestimmt, wie also das europäische Wissen als weltweite Norm postuliert wird und sich so der prinzipiellen Relativität allen Wissens entzieht.

Der Fernseher im Hof

Alltagsepisoden aus dem malischen Bamako



■ Noch liegt alles in morgendlicher Ruhe; bald herrscht wieder quirlige Lebendigkeit. Der Innenhof ist Hauptaufenthaltsort der Großfamilie.

täglichen Anblick in Bamakos Straßen. Obwohl Mali ein islamisches Land ist, enthüllen Mütter hier viel unverkrampfter ihre Brüste zum Stillen als bei uns. Ich muss schmunzeln, als ich versuche, mir eine solche Szene in der Frankfurter U-Bahn vorzustellen.

»Iss mit uns« –
»Na dumuni ke«

Am Unabhängigkeitsdenkmal steige ich aus und biege in die mir so vertraute Seitenstraße ein, in der meine Freundin Mariam lebt. Mich der Wohnung nähernd, kommen mir auch schon die ersten Kinder entgegen, die mich freudestrahlend in den Innenhof geleiten. »Guten

Mit leichtem, fast beiläufigem Heben meiner Hand mache ich mich bemerkbar, und schon hält der heranbrausende Soutrama am Straßenrand, wirbelt noch eine Wolke Staub auf und lässt mich einsteigen. Das unauffällige Zeichen mit der Hand habe ich mir bei den anderen Leuten abgeschaut. Noch vor einigen Wochen versuchte ich, wild mit den Armen fuchtelnd, die kleinen grünen Busse des öffentlichen Verkehrsnetzes Bamakos auf mich aufmerksam zu machen. Nun dränge ich mich zwischen zwei kräftige, in klassisch-afrikanisch schrill-bunt gekleidete Frauen, die sich in mir immer noch ungewohnter Stimmgewalt leidenschaftlich über den Fahrer des Busses beschwerten: Er war so schnittig gefahren, dass die Transport-Schüsseln vom Markt zwischen ihren Füßen umkippten.

Noch immer gehen mir die Gespräche mit Rokia durch den Kopf. Sie hat in Bamako Sozialanthropologie studiert und ist meine malische Partnerin für die Lehrforschung. Heute Vormittag haben wir gemeinsam die Interviews übersetzt, die wir in den vergangenen Tagen geführt haben. Über der Arbeit sind wir ins Plaudern gekommen, und ich erzähle ihr von meiner Familie und meinem Leben in Frankfurt. Sie ist völlig entsetzt, als sie erfährt, dass meine Eltern in einer anderen Stadt leben und dass ich zum Studium allein nach



Bamako ohne die grünen Soutramas? – Undenkbar. Die kleinen Busse gehören zum alltäglichen Stadtbild auf Bamakos Strassen.

Frankfurt gekommen bin. »Und wer kümmert sich um deine Eltern, wenn sie krank sind?« Rokia, 30 Jahre alt, ist verheiratet und lebt mit ihrem Mann in einer eigenen Wohnung. Dennoch ist sie zwei bis drei Mal pro Woche dafür verantwortlich, für die Großfamilie zu kochen. »Soziale Verantwortung zu übernehmen, gehört bei uns zu den wichtigsten Aufgaben im Leben.«

Lautes Hupen reißt mich aus meinen Gedanken. Der Soutrama poltert über die Straßen, und ich bemerke, dass ein Baby meine Blicke fesselt, das zufrieden an den Brüsten meiner Nachbarin saugt. Stillende Mütter gehören zum all-

Tag« – »Aw ni wula« – »Nsé«. Freundlich schallen die Nachmittagsgrüße über den Innenhof, und ich bin froh, neben dem sonst in Mali üblichen Französisch auch ein wenig Bamana gelernt zu haben. Besonders für die gern ausgedehnt angewendeten Begrüßungsformeln ist es sinnvoll, sich mit der neben Französisch meistgesprochenen Sprache vertraut gemacht zu haben; dies wird in aller Regel freudig begrüßt – auch wenn Satzkonstruktionen, die über das einfachste Niveau hinausgehen, schwer fallen und zur allgemeinen Erheiterung beitragen. Gerade lässt sich Mariam mit ihrer Mutter und ihren Schwes-



Gewaschen wird von Hand; da arbeitet es sich leichter, wenn man gemeinsam anpackt.

tern auf den kleinen Hockern um die große Schale mit Reis nieder. »Iss mit uns« – »Na dumuni ke«. Ich habe zwar keinen Hunger, da Rokia mich bereits zum Essen eingeladen hat. Dennoch nehme ich ein, zwei Hände voll Reis zu mir. Nach malischen Benimmregeln ist es unhöflich, eine Einladung zum Essen auszuschlagen.

Anschließend sitze ich mit Mariam auf dem Bett in ihrem hellblau getünchten, spärlich eingerichteten Zimmer. Die Nachmittagshitze drückt schwer, und wir fächern uns gegenseitig kühle Luft zu, während Mariams 4-jährige Cousine, von der Hitze erschöpft, friedlich neben mir eingeschlummert ist. Ich lasse meinen Blick durch die offene, mit einer weißen Gardine verhängte Tür schweifen, durch die eine viel zu leichte Brise ins Zimmer weht.

Draußen bekommt die kleine Bato-ma neue Zöpfchen geflochten und sitzt geduldig zu Füßen ihrer Tante. Selbst die immer tüchtige Aishata lehnt sich im Schatten eines aufgespannten Tuchs zurück und gibt sich mit dem leise vor sich hindudelnden Radio auf ihrem Schoß der nachmittäglichen Lethargie hin.

Ich kenne diese Familie seit meiner ersten Reise nach Mali, die ich bereits 2004 unternommen habe. Durch Zufall habe ich damals Mariam kennen gelernt, wir verstanden uns sofort, und sie nahm mich mit hierher zu ihrer Familie, bei der ich auch wohnen konnte. Auch nun, während meines zweiten Aufenthalts in Mali, verbringe ich so viel Zeit wie möglich bei »meiner« Familie. Mariam hat selbst nicht studiert, da ihre Familie nicht genügend Geld hat, dennoch können

mich wenige Menschen besser bei der Forschung unterstützen als sie. Das Leben in der Großfamilie ermöglicht mir einen unmittelbaren Einblick in den malischen Alltag mit all seinen Freuden und Sorgen – Erfahrungen, die ich nun in den Gesprächen mit Rokia ganz anders reflektieren kann, als ich es damals alleine habe tun können. Die Gespräche mit Rokia sind mir im Laufe der Forschung unabdingbar geworden. Sie hilft mir, über das Erfahrene nachzudenken und es in Kontext zu setzen. Vieles von dem, was ich beobachte und erlebe, erschließt sich mir erst in den Gesprächen mit ihr.

Treffpunkt am Abend: Der Fernseher im Hof

Der erste Aufenthalt in »meiner« Familie hat mich zu meinem jetzigen Forschungsthema geführt. Ich erinnere mich noch genau, als sich Mariam und die anderen Frauen in freudiger Erwartung um den im Hof platzierten Fernseher geschart



Melanie Gärtner alias Maimouna Coulibaly: Anpassung ist nicht nur ein einseitiger Prozess, den Forschende zu leisten haben. In Mali werden Gäste integriert, indem sie einen malischen Namen bekommen – oder, indem auch ihre äußere Erscheinung afrikanisiert wird.



Kommunikation ist ein zentraler Bestandteil des Lebens: Bei den Vorbereitungen für das Abendessen werden alltägliche Ereignisse – und auch die Geschehnisse der letzten Folge der Seifenoper – diskutiert.

hatten, um mit der allabendlich ausgestrahlten argentinischen Telegenovela mitzufiebern. Es hat mich absolut irritiert, mit welcher Leidenschaft und welchem Mitgefühl die Blicke meiner Freundinnen auf die Abbilder der schlanken, langhaarigen weißen Frauen geheftet waren. Die Frage, wie meine Freundinnen die in der Soap-Opera dargestellte Welt mit ihrer eigenen Lebensweise in Zusammenhang brachten, ist schließlich zur Kernfrage meiner Forschung geworden.

Forschen im Team – Frankfurter Studierende in Mali

Ethnologen erforschen menschliche Gesellschaften in ihren unterschiedlichen Lebensformen und Denkweisen. Begeben sie sich zur Forschung in ihr Feld, lernen sie die Lebenswelt einer anderen, vermeintlich exotischen Gesellschaft als genauso vom Alltag bestimmt kennen wie die eigene. Doch gelten in diesem Alltag andere soziale und kulturelle Regeln, die einem die Kulturbedingtheit des vermeintlich Selbstverständli-



Teampartnerinnen aus zwei Kulturen: Die beiden Ethnologie-Studentinnen Kathrin Schreivogl und Fatim Maiga beschäftigten sich mit der Bedeutung von Museen für die ländliche Bevölkerung in Mali. Im pittoresken Felsmassiv des Dogonlandes wurden in den vergangenen Jahren zum Beispiel unter Anleitung des Deutschen Entwicklungsdienstes (DED) zwei Museen errichtet, die dazu beitragen sollen, ein Bewusstsein für den Erhalt der künstlerischen Traditionen der Dogon zu schaffen.

Die Autorin

Dr. Ute Röschen-thaler (46) begleitete zusammen mit Prof. Dr. Mamadou Diawara [siehe Anne Hardy »Den Austausch zwischen Nord und Süd fördern«, Seite 79] die gesamte Lehrforschung. In Mali arbeitete sie zum Thema »Werbung und Veränderung des Lebensstils«. Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Historische Ethnologie der Universität Frankfurt und arbeitet an einer Habilitation zur Verbreitung von Kultur im Cross River-Gebiet von Kamerun und Nigeria.

chen vor Augen führen und oft ein gehöriges Maß an Toleranz abverlangen. Erträglich ist diese Situation am besten mit einer Portion Humor. Bronislaw Malinowski, der gerne als der Begründer der Feldforschung bezeichnet wird, schrieb denn auch, Ethnologie sei eigentlich die Wissenschaft vom Sinn für Humor. Die dafür notwendige reflexive Distanz im Feld lässt nicht nur sich (und die anderen) in extremen Situationen besser ertragen, sie eröffnet auch eine andere, bisher verstellte Sichtweise auf die eigene Gesellschaft und ihre komplexen kulturellen Prozesse. Was passiert nun, wenn – anders als in der üblichen Forschung – nicht nur übereinander geforscht wird, sondern vor Ort Teams beider Kulturen zusammenarbeiten?

Von Februar bis April 2005 reisten sechs Frankfurter Studierende der Historischen Ethnologie nach Mali, um zum ersten Mal im Team mit sechs Maliern zu forschen. Die Lehrforschung wurde unter anderem unterstützt von der Vereinigung der Freunde und Förderer der Universität, dem International Office der Universität Frankfurt und der Stiftung zur Förderung der internationalen wissenschaftlichen Beziehungen; hinzu kam ein angemessener Eigenbeitrag der Studierenden. Drei Semester Vorbereitung schafften die Grundlage für das Vorhaben: Einstieg war ein Überblick über Geschichte, Geographie und Kulturen Malis. Daraufhin diskutierten die Studierenden ihre Forschungsfragen, definierten Projekte, die innerhalb der kurzen Verweildauer umsetzbar waren, und erlernten, auf ihre Pro-

jekte abgestimmt, die methodischen Feinheiten der Feldforschung. So unabdingbar es war, die Verwaltungssprache Französisch fließend zu sprechen, so nützlich erwies es sich, über Grundkenntnisse des Bamana, der hauptsächlichen Verkehrssprache in Mali, zu verfügen, auch wenn nach drei Semestern Sprachkurs die Kenntnisse für Forschungszwecke noch nicht ausreichten.

Die Themen der Projekte spiegeln die Vielfalt des malischen Lebens wider. Vor allem aber sind es Themen von gesellschaftlicher Relevanz, die – ebenso wie die Frage der Armut und des Reichtums – in Mali Stoff für lange und kontroverse Diskussionen lieferten: die lebendige Jugendmusikkultur des Hip-Hop [siehe Foto auf Seite 62], der Umgang von Familien mit Aids-Betroffenen, die Bedeutung der Dezentralisierung für die Bauern, der Nutzen von Museen auf dem Land, Frauen und ihre Identifikation mit den Protagonistinnen von Soap Operas oder die Aufnahme von malischen Arbeitsmigranten, die aus dem Bürgerkrieg in Côte d'Ivoire nach Mali zurückgekehrt waren.

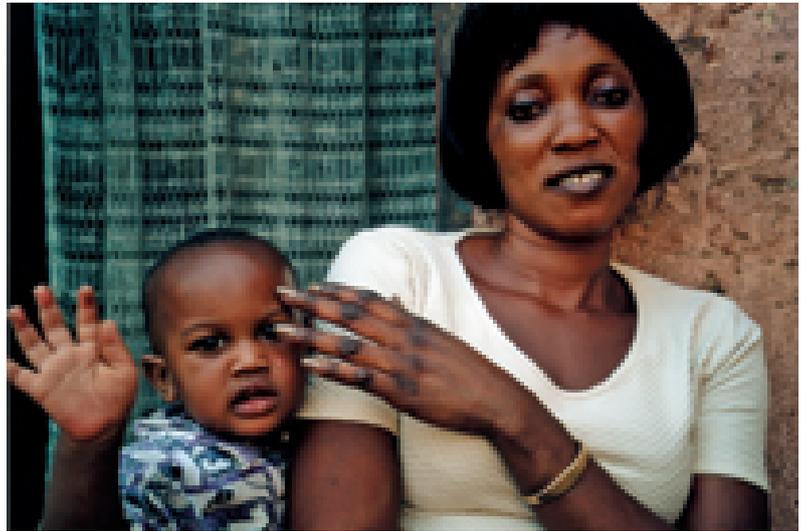
Schnittstelle und Basis für die einzelnen Feldstudien war Point Sud, das Forschungszentrum für lokales Wissen, in der Hauptstadt Bamako. Seit 1997 wird in Point Sud gearbeitet, das unter anderem von der VW-Stiftung und dem Wissenschaftskolleg in Berlin initiiert wurde. Seit 2004 arbeitet Point Sud eng mit der Universität Frankfurt zusammen. Für unsere Lehrforschung organisierte das Forschungszentrum malische Teampartner, die sich für die Themen und die gemeinsame Bearbeitung der jeweiligen Projekte interessierten. Zusammen diskutierten sie die Forschungsfragen, übersetzten sie in eine Alltagssprache, die den malischen Gesprächspartnern verständlich sein würde und arbeiteten während der Feldforschungen zusammen. Später übersetzten und transkribierten sie die Interviews gemeinsam. Das Forschungszentrum Point Sud diente als Treffpunkt zur Diskussion der Erfahrungen und Ergebnisse.

Noch in Bamako organisierten zwei der Frankfurter Studierenden ein überaus erfolgreiches Hip-Hop-Konzert. Zurück in Frankfurt wurden im abschließenden Semester die Ergebnisse ausgewertet und in Abschlussberichten zusammengefasst, geplant ist eine Veröffentlichung. Im Oktober 2005 entstand eine Fotoausstellung, die im Foyer des Hauptgebäudes auf dem Campus Westend und in der Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) gezeigt wurde. Fast alle aus dem Team machten ihr Projekt zum Thema ihrer Magisterarbeit, eine Teilnehmerin fand durch die Feldarbeit bereits einen Einstieg in den Beruf. Sie arbeitet bei der GTZ. Die Bilanz zeigt: Das projektorientierte Hauptstudium, mit Lehrforschung kombiniert, vertieft Fachkenntnisse mit eigenen Forschungsprojekten. Dadurch fördert es berufsrelevante Praxiserfahrung und vermittelt gleichzeitig wissenschaftliches Grundlagenwissen; zudem führt es zu zügigeren Studienabschlüssen.

Nähere Informationen im Internet:
www.ziaf.de/Pointsud.htm

Markerschütterndes Keifen schallt plötzlich durch den Hof und reißt uns aus der Siesta. Neugierig eilen Mariam und ich nach draußen. Eine Frau tobte erbost über den Hof und setzt sich zeternd in eine Ecke, um ihrem Ärger am Waschbrett Luft zu machen. »Sie hat Streit mit ihrer Co-Frau«, flüstert Mariam mir vertraulich ins Ohr. In Mali können Männer nach islamischem Recht bis zu vier Frauen heiraten. In Artikeln zum Thema Polygamie in islamischen Gesellschaften Afrikas habe ich bereits gelesen, dass es oft zu Streitigkeiten und Konkurrenz unter den Frauen kommt, wenn es um finanzielle

Auch in einer Großfamilie hat man nur eine leibliche Mutter – aber noch viele andere dazu. Mariam hat selbst kein Kind, aber kümmert sich um das ihrer Cousine wie um ihr eigenes.



Wie sieht ein Flüchtling, der aus dem Bürgerkriegsgebiet in der Côte d'Ivoire nach Mali flieht, weil dies die Heimat seiner Eltern ist, seine Zukunft? Die Frankfurter Ethnologie-Studentin Dörte Rempel, die 2005 mit fünf Frankfurter Studierenden in Mali forschte, interviewte den »Heimkehrer« in Sikasso im Süden Malis nahe der Grenze zur Côte d'Ivoire.

Mittel oder die Aufmerksamkeit des Mannes geht. »Sie ist nicht damit einverstanden, dass die andere Frau so viel Geld für ihre Kinder beansprucht.« Mariam plaudert aus dem Nähkästchen. Die junge Frau, die so wütend ist, heißt Fanta und ist 25 Jahre – wie ich. Schon als junges Mädchen hatte sie ihre Eltern verloren. Ihr 20 Jahre älterer Cousin bot sich an, sie zu ehelichen. Und ihr blieb widerstrebend nichts anderes übrig. Für ein junges Mädchen ist es undenkbar, sich alleine durchzuschlagen, der schützende Rahmen einer Familie ist unabdingbar. Obwohl ihr Mann bereits eine Frau hatte und sie somit Zweitfrau wurde – ein Status, mit dem sich keine malische Frau gern schmückt – war sie durch die Hochzeit wieder in einen Familienverband integriert. Da Fantas Mann der Halbbruder von Mariams verstorbenem Vater war, holte Mariams Mutter die beiden zu sich auf den Hof, nahm Fanta an

ihre Seite und half ihr über die ersten schweren Jahre hinweg. »Anfangs war sie sehr unglücklich«, erzählt Mariam, »sie liebte ihn nicht. Aber nun ist sie zufriedener. Sie hat ein Kind bekommen, das sie über alles liebt und hat sich mit ihm arrangiert.« Ich erinnere mich an das, was Rokia mir zu den romantischen Szenen der Telenovelas sagte: »Hier in Mali hat man den Eindruck, dass für die weißen Frauen Liebe eine viel größere Bedeutung hat. Romantische Liebe gibt es hier zwar auch, aber die meisten betrachten Heiraten eher unter dem pragmatischen Gesichtspunkt.«

Unabhängigkeit trotz enger Familienbande?

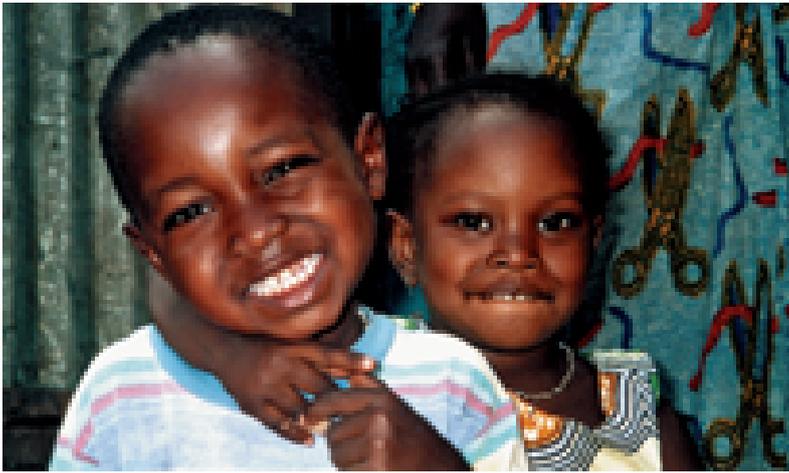
Meine Freundin Mariam ist Ende zwanzig und nicht verheiratet – selbst im urbanen Raum eher ungewöhnlich. »Ich habe gar keine Lust zu heiraten, das interessiert mich nicht. Alles was ich will, ist meinen

Weg gehen, Geld verdienen und damit meiner Familie helfen. Dazu brauche ich keinen Mann.« Mariam hat so gut wie keine Schulbildung, hat sich aber handwerklich ausbilden lassen: Sie webt und färbt traditionelle Stoffe und versucht nun, ihren eigenen Textilvertrieb zu gründen. Sie gehört damit zu den wenigen jungen Frauen, die sich etwas Eigenes aufbauen und sich damit von den familiären und ehelichen Strukturen unabhängiger machen. Dennoch geht das Unabhängigkeitsstreben selten so weit, dass es sich gegen die Familie richtet, im Gegenteil. Das Wohl ihrer Familie steht bei Mariam im Mittelpunkt ihres Interesses, ist Motor ihrer Motivation. Alles, was sie verdient, fließt in die Familienkasse. Wenn sie selbst gerade keine Arbeit hat, hilft sie den Schwestern, die auf dem Markt Gemüse verkaufen. Was hat Rokia gesagt? »Soziale Verantwortung zu übernehmen, gehört bei uns zu den wichtigsten Aufgaben im Leben.«

Wenn Mariams Schwestern keine Hilfe benötigen, hütet sie das Kind ihrer Cousine. Diese kommt nur selten nach Hause, da sie als Hausmädchen in einem der besser gestellten Haushalte in Bamako arbeitet. Das ist nicht unüblich – jede Familie, die es sich irgendwie leisten kann, beschäftigt ein oder zwei junge Mädchen als Haushaltshilfe.

Hausmädchen – eine Brücke nach Südamerika

Rokia sieht darin übrigens einen Grund für den großen Erfolg der Telenovelas. Die Protagonistin selbst ist auch ein Hausmädchen in einem reichen Haushalt und somit – trotz



Ein strahlendes Lächeln unter strahlender Sonne: Die Kinder sorgen im Hof für Aufregung und gute Laune.

Seitdem sitzt sie selbst daneben, wenn die Serie läuft, um den Kindern alles Missverständliche erklären zu können.

Es ist dunkel geworden. Die Frauen versammeln sich um den Fernseher, den Tante Oumou in den Hof gestellt hat. Auch ich ziehe ganz gespannt ein Schemelchen heran. In der letzten Folge hat sich die Heldin wieder mit ihrem Freund verhöhnt. Wird es heute zu einer Kusszene kommen? Neugierig fiebere ich vor allem den Erklärungen entgegen, die die alte Mutter den Kindern geben wird und freue mich

der gewaltigen kulturellen Unterschiede zu den malischen Zuschauern – Identifikations- und Projektionsfigur. Selbst Mariams alte Mutter findet die Heldin der Serie sympathisch: Sie mag die Art, wie diese sich für ihre Freunde und für die ungerecht Behandelten einsetzt. Das deckt sich mit dem Prinzip der sozialen Verantwortung. Doch nicht alles, was die Damen der Serie tun, wird so positiv aufgenommen. In einer der letzten Folgen hat sich die Heldin mit ihrem Freund gestritten: lauthals und mit lateinamerikanischem Temperament – eine Verhaltensweise, die völlig von den malischen Normen abweicht, da sie den Respekt vor Älteren und vor dem Ehemann verletzt. Szenen wie diese haben schon zu heftigen Diskussionen unter den Frauen geführt. Mariam ist eine derjenigen, die die Heldin der Telenovela begeistert anfeuert, auch wenn sie sich als Malierin nie so verhalten würde.

Die Autorin

Melanie Gärtner, 25, studiert Historische Ethnologie und Germanistik in Frankfurt und schreibt in diesem Jahr ihre Magisterarbeit, die sich aus der Lehrforschung in Mali entwickelt hat.



T-Shirt aus der Boutique kombiniert mit afrikanischem Stoff? Kein Problem. Güter des Westens werden nicht »einfach so« angenommen, sondern nach eigenem Geschmack umgestaltet und in Beziehung zu regionalen Vorlieben gesetzt.

Fanta hingegen hat ihrer kleinen Tochter schon verbieten wollen, die Serie mitzuschauen – aus Angst, es könnte ihre Erziehung verderben. Mariams Mutter hat den Haussegen aber wieder herstellen können, indem sie Fanta versichert, dass solche schlechten Beispiele gerade gut sein können, um den Kindern eigene kulturelle Werte zu erklären.

insgeheim schon darauf, Rokia davon zu erzählen. Die vertraute Titelmelodie erklingt, steigt empor und nimmt sie mit, die Träume und Sehnsüchte der Jungen und der Alten, hoch in den rauchgeschwängerten Nachthimmel Bamakos, wo sie sich mit meinen treffen – und vielleicht auch mit den Träumen argentinischer Mädchen. ♦



Fans der Hip-Hop-Szene: Ein HipHop-Konzert mit drei Tanzgruppen und über hundert Künstlern, die ihre Songs präsentierten, organisierten die beiden Frankfurter Studentinnen Imke Schulte-Löbber und Lena Kroeker während der Lehrforschung in Bamako. Der Deutsche Entwicklungsdienst (DED), die Gesellschaft für technische Zusammenarbeit (GTZ) und zahlreiche lokale Nichtregierungsorganisationen unterstützten das Konzert. Mit dem Motto »Lida gegen Sida« wollten die Musiker und die Organisatorinnen die Öffentlichkeit für das Thema Aids sensibilisieren.

Perspektiven-Wechsel: Forschen nicht nur über sondern mit Afrikanern

Der geschäftsführende Direktor des Zentrums für interdisziplinäre Afrikaforschung,
Prof. Dr. Rainer Voßen, im Gespräch mit Ulrike Jaspers



? Von Leo Frobenius, der 1924 die Afrikaforschung in Frankfurt begründet hat, gibt es sehr einprägsame Bilder: Der ihn stets begleitende Maler Carl Arriens aquarellierte ihn, wie er leicht erhöht – begleitet von Afrikanern – in seinem Kanu sitzt [siehe auch Seite 42]. »Die Mischung aus Schnoddrigkeit, Abenteuerlichkeit und Genialität, die er darstellt, ist sehr merkwürdig«, urteilte Thomas Mann nach einem Treffen mit Frobenius. Worin unterscheidet sich der Typus des heutigen Afrikaforschers in Gestus, Selbstverständnis und Forschungsanspruch?

Voßen: Frobenius war ein Allrounder – in einer Zeit, in der das Reisen in ferne Kontinente keineswegs zum Alltagsgeschäft der Menschen in Europa gehörte. Diese Zeiten sind längst vergangen. Selbstinszenierung und Abenteuerlust spielen in der heutigen Zeit unter Afrikaforschern keine große Rolle mehr. Der Reiz des Anderen, des Neuen beflügelt sie hingegen immer noch. Aber sie brechen nicht mehr mit einer vagen Idee zu einer Forschungsreise auf – das würde auch niemand finanzieren –, sondern mit gezielten Fragestellungen. Zudem haben sich die kulturwissenschaftlichen Disziplinen in den letzten Jahrzehnten zunehmend spezialisiert. Andererseits wird die ganzheitliche Sichtweise zum Beispiel durch Netzbildung wieder stärker in den Vordergrund gerückt.

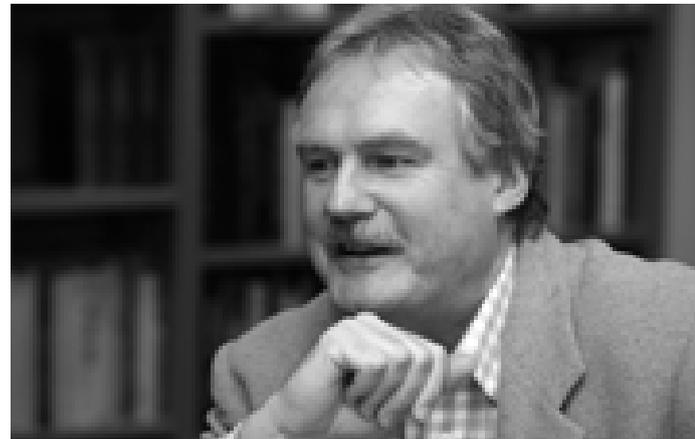
Und noch eins: Früher waren Forscher, ob Fachleute oder Laien,

im Umgang mit Afrikanern nicht selten von paternalistischem Ideengut geleitet. Das ist uns doch heute ziemlich fremd!

? Afrika, der Kontinent des Nebeneinanders von bitterer Armut und riesigen Ressourcen, der Kontinent der Negativschlagzeilen, aber auch der Kreativität und Vielfalt – für zahlreiche Frankfurter Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ist Afrika nicht nur ein äußerst spannendes Arbeitsumfeld, sondern ein Erdteil, der sie persönlich fesselt und prägt. Wo liegt für Sie persönlich die besondere Herausforderung dieses Kontinents?

Voßen: Die Kontraste können natürlich auch herausfordernden Charakter haben, aber das möchte ich gar nicht mal so in den Vordergrund stellen. Es schwingt irgendwie immer mit. Was meine Person angeht, so befasse ich mich hauptsächlich mit Sprachen und dem, was man über die Sprache zur Kenntnis der afrikanischen Ereignis- und Kulturgeschichte beitragen kann. Da ist die Vielfalt in Afrika sehr groß: Es gibt etwa 2000 verschiedene Sprachen auf diesem Kontinent. Sprache ist etwas, das ohne Menschen nicht existieren kann. Es sind die Menschen, die mich ansprechen in ihrer offenen Haltung gegenüber dem Fremden. Das kommt in Afrika meiner Ansicht nach sehr viel mehr zum Tragen, als es umgekehrt der Fall ist, also wenn Afrikaner nach Deutschland kommen.

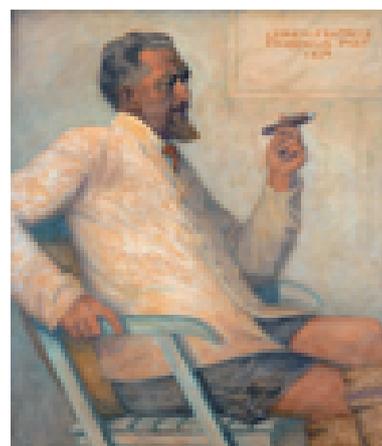
Ich reise seit 1974 ziemlich regelmäßig in verschiedenste afrikanische Länder, zuletzt nach Guinea, und was mich stets aufs Neue fasziniert hat, ist, dass ich immer für mich selbst etwas »mitgenommen« habe. Ich habe immer dazugelernt und bin mir ganz sicher, dass dies vor allem die afrikanischen Men-



schen mit ihrer Offenheit ermöglichen haben.

? Könnten Sie diesen Kontrast zwischen unserer und der afrikanischen Lebenswelt etwas präzisieren?

Voßen: Das sind viele kleine Dinge. Wenn ich in Afrika bin, findet in mir so etwas wie eine Rückbesinnung statt auf das, was Kultur ausmacht und was meiner Ansicht nach hier im Umfeld unserer Gesellschaft, aber sicherlich auch in anderen europäischen Ländern immer mehr zu verarmen droht. Ja, ich stelle eine zunehmende Verarmung in dieser Gesellschaft fest, auch durch Globalisierung und Technisierung. Wir werden zum Beispiel durch Handys zwar im

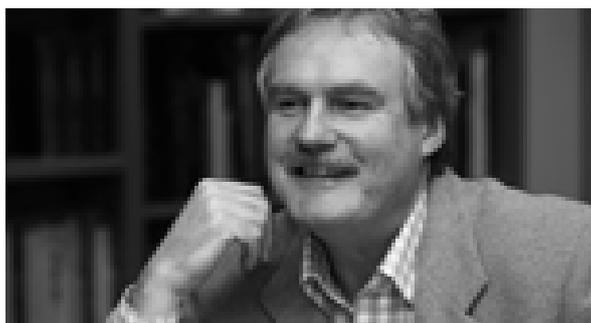


Der eigenwillige Afrikaforscher Leo Frobenius (1873–1938) gehörte zu den außergewöhnlichen Berufenen in der frühen Phase der Frankfurter Stiftungsuniversität. Seriös und weltmännisch – so porträtierte ihn sein Bruder Hermann 1924.

Prinzip in die Lage versetzt, immer kommunikativer zu werden, gleichzeitig geht dies aber einher mit einer Vereinsamung der Menschen. Denn Kommunikation findet für viele fast nur noch oder hauptsächlich auf dieser Ebene statt.

? »Der weiße Mann bringt den Afrikanern ihre Kultur zurück« – diese chauvinistische Sicht beherrsche früher den Blick auf den »schwarzen Kontinent«, wo die Wiege der Menschheit stand. Heute ist ein solch überhebliches Auftreten sicher nicht mehr »politically correct« – doch was hat sich wirklich geändert?

Voßen: In weiten Teilen unserer Bevölkerung ist diese eingeengt eurozentristische Sicht immer noch verbreitet. Andererseits besteht aber auch bei vielen Menschen das Bedürfnis, sich mit afrikanischer Kultur auseinander zu setzen – das zeigt sich beispielsweise bei Kulturfestivals nicht nur bei den ganz großen,



eher spielerischen Events wie André Hellers »Afrika, Afrika«. Ich war natürlich dort und habe mir die Leute angesehen, vor, während und nach der Veranstaltung, und es war ein Unterschied wie Tag und Nacht. Man sah, dass viele Menschen mit der Schwere, mit der Last des Alltags ins Zelt hineingegangen sind, aber beim Rausgehen habe ich nur helle, strahlende Gesichter gesehen; man merkte, dass der Funke des »afrikanischen Zaubers« innerhalb von nur zwei Stunden gänzlich übersprungen war. Natürlich wird in einer solchen Show nur ein kleiner Ausschnitt von Kultur vermittelt. Das Interesse an der afrikanischen Kultur – auch an afrikanischen Filmen – ist in jedem Fall vorhanden, vielleicht auch, um den eurozentristischen Blickwinkel aufgeben zu können und durch eigene Erfahrungen zu korrigieren.

? Wie hat sich denn der Blickwinkel der Forscher auf die afrikanische Kultur geändert? Spielt da diese eurozentristische Perspektive noch eine Rolle?

Voßen: Ich denke, dass diejenigen, die konkret in Afrika forschen, diese chauvinistische Sichtweise in der Regel nicht haben.

? Das Engagement der Frankfurter Wissenschaftler geht oft über die reine Forschungsarbeit hinaus. So wurden in Malawi ein Kultur- und Museumskomplex oder in Benin eine botanische Schutzzone eingerichtet. Zeichnet sich damit eine Trendwende bei den »area studies« ab?

Voßen: Sie sprechen die stärkere Einbeziehung von afrikanischen Partnern in unsere Forschungsarbeit an – »capacity building«? Wir verfolgen schon das Ziel, den Menschen vor Ort verstehen zu helfen, wie bedeutsam die unterschiedlichen Erscheinungsformen von Kultur vor dem Hintergrund moderner Entwicklungen für sie sind. Wir möchten beispielsweise mit Museumsprojekten zeigen, dass Tradition einen Stellenwert hat, der auch in die heutige Lebenswelt hineinspielt. Inwieweit das eine Trendwende ist, vermag ich nicht zu sagen. Das hängt immer von den agierenden Personen und ihrem persönlichen Engagement ab.

? Ist dieses Engagement spezifisch für Frankfurt oder typisch für eine neue Sichtweise der Ethnologen, Sprachwissenschaftler und Historiker, die andere Kulturen erforschen?

Voßen: Einzelne Mitglieder des Zentrums für interdisziplinäre Afrikaforschung in Frankfurt sind schon besonders engagiert, beispielsweise der Kollege Diawara im Forschungszentrum für lokales Wissen in Point Sud, in Mali, oder Herr Schrenk und sein Team in Malawi, das Sie schon erwähnt haben. Aber auch andere Zentren der Afrikaforschung in Deutschland nutzen ihre Kontakte vor Ort.

? Drittmittelgeber – insbesondere die VolkswagenStiftung und das Bundesministerium für Bildung und Forschung – schauen bei der

Bewilligung von Anträgen, ob die Forscher nicht nur über Afrika forschen, sondern mit den Afrikanern gemeinsam. Wie haben sich die Frankfurter Antragsteller darauf eingestellt?

Voßen: Es zeichnet sich ab, dass die aktive Einbeziehung der Menschen in Afrika in unsere Projekte eine immer größere Rolle spielt. Hinweisen möchte ich insbesondere auf die Afrika-Initiative der VolkswagenStiftung. Ich denke da etwa an das Pilotprojekt der Afrikanistik zur Entwicklungskommunikation, an dem Sprachwissenschaftler, Entwicklungssoziologen und Agrarökonom aus Frankfurt, Kassel, Münster und Zürich mit Untersuchungen in der Elfenbeinküste, Uganda, Namibia und – außerhalb Afrikas – in Indonesien (wie der Frankfurter Kollege Nothofer) maßgeblich beteiligt sind.

? Frankfurt zählt heute neben Bayreuth, Leipzig und Mainz zu den Zentren der Afrikaforschung in Deutschland – wie ist das Frankfurter Zentrum für interdisziplinäre Afrikaforschung im internationalen Vergleich aufgestellt?

Voßen: Die Frage ist schwer zu beantworten. Ich wage mal zu sagen, dass es in Europa keine vergleichbare Einrichtung gibt. Auch wenn wir natürlich noch am Anfang stehen, haben wir schon einige sehr wichtige transdisziplinäre Projekte angekurbelt. Die Vielschichtigkeit, mit der wir hier in Frankfurt Problemstellungen angehen, ist schon ziemlich einzigartig in Europa. Die Breite der beteiligten Fachbereiche allein reicht nicht aus – wichtiger ist es, dass wir es auch schaffen, Projekte wirklich gemeinsam zu bearbeiten.

? Ich hatte erwartet, dass andere europäische Länder mit großer Kolonialvergangenheit – wie Frankreich, Portugal oder England – diesen Kontinent viel intensiver im Fokus haben.

Voßen: Die Kolonialzeit stellt auch eine Last für diese Länder dar. Meine Erfahrung besagt, dass es deutschen Forschern eher zum Vorteil gereicht, dass die deutsche Kolonialzeit in der Erinnerung meist nicht mehr so präsent ist. Der Umgang der Afrikaner mit uns ist oft deut-

lich unbefangener. Ich war ja kürzlich in Guinea, das zum frankophonen Afrika gehört und nach der Unabhängigkeit zunächst einen von Frankreich unabhängigen politischen Weg eingeschlagen hatte – anders als das übrige frankophone Westafrika. Trotzdem beklagen die Menschen in Guinea, die Franzosen seien hier wieder omnipräsent, kontrollierten und behinderten, was Forscher aus anderen Ländern in Guinea tun wollen. Da schlägt das koloniale Erbe im negativen Sinne voll durch.

? Kleine, eher exotische Fächer, wie die Afrikanischen Sprachwissenschaften, die Sie vertreten, haben es immer schwer, sich gegen die großen geisteswissenschaftlichen Fächer zu behaupten. Einzelprofessuren sind eher die Regel als die Ausnahme. Was halten Sie von den Bestrebungen, die Kapazitäten der kleinen Fächer stärker zu bündeln?

Voßen: Gegen die Bündelung von Kräften auch in kleinen Fächern ist im Grunde nichts einzuwenden. Soweit es mein eigenes Fachgebiet angeht, ist da allerdings innerhalb Hessens nicht viel zu bündeln, weil nur diese eine Professur für Afrikanische Sprachwissenschaften hier in Frankfurt besetzt ist.

? Wie kann man sich das vorstellen – 2000 afrikanische Sprachen werden von einem Professor vertreten?

Voßen: Nein, zum Glück gehört zu meiner Professur ein Team aus mehreren, zurzeit elf Mitarbeitern - Privatdozenten und Drittmittelbeschäftigte eingerechnet. Wir konzentrieren uns hier in Frankfurt in der Lehre auf drei Sprachen: Swahili, Hausa und Fula. Und wir suchen insbesondere für die Sprachausbildung unserer Studierenden eine enge Kooperation mit den Mainzer Kollegen. In der Forschung sieht das dann schon etwas anders aus: Hier beschäftigen wir uns derzeit aus verschiedenen Blickwinkeln mit schätzungsweise 150 bis 200 Sprachen aus allen Teilen Afrikas, und es kommen immer weitere hinzu.

? Stichwort Lehre: In Frankfurt wird jetzt ein BA/MA-Studiengang »Empirische Sprachwissen-

schaft« angeboten. Wie kooperieren da die kleinen Fächer miteinander?

Voßen: Der neue Studiengang »Empirische Sprachwissenschaft«, der im letzten Wintersemester mit einer vorläufigen Genehmigung des Ministeriums mit etwa 60 Studierenden begonnen hat, ist ein sehr gutes Beispiel für die Bündelung von Kräften kleiner Fächer. Hier werden die Sprachwissenschaften mit unterschiedlichen regionalen Ausrichtungen zusammengeführt – dazu gehören zum Beispiel die Indogermanistik wie die kaukasischen Sprachen, die austronesischen Sprachen Südostasiens und die Türk Sprachen – aber auch Fächer, die speziellen Sprachunterricht anbieten, wie etwa die Jüdische Linguistik oder die Altorientalistik. Ich sehe aber auch Gefahren, wenn einzelne Professuren administrativ in einem Institut verknüpft werden: Wenn bei einer Stellenkürzungsrunde in einem solch sprachwissenschaftlich orientierten Institut eine Professur gestrichen würde, fielen sofort ein ganzer Sprachbereich und damit eine Wissenschaftstradition weg.

? Welche Argumente lassen sich denn dafür ins Feld führen, dass die Beschäftigung mit diesen eher exotischen Sprachen, die in der globalen Welt kaum eine Rolle spielen, unentbehrlich ist?

Voßen: Ich will Ihnen das kurz am Beispiel der Afrikanistik erläutern, in der aktuell ein Paradigmenwechsel stattfindet. Traditionell konzentriert sich die Afrikanistik auf die Grundlagenforschung, zum Beispiel die Sprachdokumentation; denn für die Mehrheit aller afrikanischen Sprachen besitzen wir weder Grammatiken noch Wörterbücher. In jüngerer Zeit hat eine Hinwendung zu stärker sprachsoziologischen Themen stattgefunden. Dabei geht es, vereinfacht ausgedrückt, einerseits um die Rolle der Sprache in der afrikanischen Gesellschaft und andererseits um die Einflüsse, die die Gesellschaft – bewusst oder unbewusst – auf sprachliche Entwicklungen nimmt. Wir haben es hier mit einem angewandten Aspekt afrikanistischer Forschung zu tun.

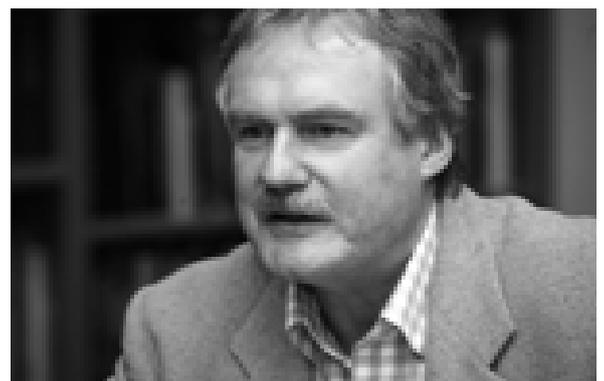


? Können Sie für diese sprachsoziologische Ausrichtung der Forschung ein Beispiel nennen?

Ja, gern: Wir planen derzeit gemeinsam mit anderen Frankfurter und auch Mainzer Wissenschaftlern ein bildungspolitisch äußerst relevantes Projekt in Guinea, das von unseren guineischen Partnern ausdrücklich angefragt worden ist. Ich war aus diesem Grund kürzlich in Conakry und habe darüber zahlreiche Gespräche geführt, unter anderem mit dem Staatssekretär im Bildungs- und Erziehungsministerium. Dabei möchte die guineische Seite die Frage klären, inwieweit lokale Sprachen Eingang oder Berücksichtigung im Bereich des guineischen Bildungswesens finden könnten beziehungsweise sollten. Auch hier greift wieder das Stichwort »capacity building«: Denn von guineischer Seite werden sich sicher doppelt so viele Wissenschaftler und eine Vielzahl von Studierenden beteiligen, oder genauer: beteiligen müssen.

Picknick in der Sahara: Frobenius sammelt Kräfte für den nächsten Fußmarsch – »Frobenius beim Frühstück, Lager 18 km nördlich von Natrun« wurde dieses Foto im Katalog der Expeditionen unterteilt.

? Strategische Partnerschaften und Kooperationen mit den Universitäten Darmstadt und Mainz stehen längst auf der Agenda der Uni-Präsiden. Wie schaut es in Ihrem Fachgebiet aus – gibt es



konkrete Kooperationen mit den Mainzern? Können Mainzer Studierende hier oder Frankfurter Studierende in Mainz Veranstaltungen besuchen und Scheine oder Punkte erwerben?

Voßen: Wir arbeiten in der Afrikanistik eng mit dem Mainzer Kollegen Kastenholz vom Institut für Ethnologie und Afrikastudien zusammen, beispielsweise bei der Betreuung von Magister- und Doktorarbeiten. Vor drei Jahren haben wir hier auch gemeinsam den 15. Afrikanistentag ausgerichtet. Wir raten unseren Studierenden auch, für bestimmte Kurse und Lehrveranstaltungen nach Mainz zu gehen. Umgekehrt kommen natürlich auch Mainzer Studierende hierher. Insbesondere im Bereich Sprachlehre und in fortgeschrittenen Veranstaltungen gibt es eine ganze Reihe von komplementären Ansätzen. Die gegenseitige Anerkennung von Leistungsnachweisen stellt dabei bisher kein Problem dar. In der Forschung hat sich das noch nicht so durchgesetzt, aber wenn das oben angesprochene Projekt in Guinea zur Realisierung gelangt, wird sich das gewiss ändern.

Frobenius' Schuhe nach einer strapaziösen Expedition: Insignien eines leidenschaftlichen Reisenden, der etwas Draufgängisches, Unerforschenes an sich hatte. Wenn Frobenius zu seiner Reiselust befragt wurde, dann gab er zur Antwort, er wolle die »Beziehungen mit dem Leben nicht abreißen lassen«.

? Schon im Sonderforschungsbereich »Kulturentwicklung und Sprachgeschichte im Naturraum Westafrikanische Savanne« arbeiteten Wissenschaftler aus Natur- und Geisteswissenschaften eng zusammen, in dem 2003 gegründeten Zentrum ist die Interdisziplinarität Programm. Wie klappt diese Kooperation? Geht sie über das gemeinsame Einwerben von Drittmitteln hinaus? Vielleicht können Sie eine konkrete Fragestellung nennen, bei der durch das Zusammenwirken verschiedener Fachwissenschaftler eine spannende neue Er-

kenntnis zu Tage gefördert werden konnte.

Voßen: Das Zentrum für interdisziplinäre Afrikaforschung ist aus dem Sonderforschungsbereich »Westafrikanische Savanne« erwachsen. Dieser bestand im Wesentlichen aus naturwissenschaftlichen und geisteswissenschaftlichen Fächern; und die fächerübergreifende Kooperation klappte gut – übrigens im Gegensatz zu Erfahrungen, die ich zuvor an einem anderen Sonderforschungsbereich sammeln konnte. Ein Grund war sicher, dass die Frankfurter sich auf drei Länder, Nigeria, Burkina Faso und später dann noch Benin konzentriert haben. So trafen wir uns auch vor Ort, bekamen einiges von der Arbeitsweise der Kollegen aus den anderen Fächern mit. Daraus entwickelten sich gemeinsame Fragestellungen, wie sie etwa in dem BIOTA-Projekt des ZIAF bearbeitet werden. Für mich persönlich war beispielsweise die Kooperation mit der Physischen Geographie im Untersuchungsgebiet der Bisa in Burkina Faso sehr Gewinn bringend. Ich habe dabei nicht nur erfahren, dass und wie man Landschaften »lesen« kann, sondern vor allem entwickelte sich auch ein besseres Verständnis dafür, wie reale Umwelt und ihre sprachliche Abbildung korrelieren.

? Die Frankfurter Afrikaforschung wurde über Jahrzehnte immer mit dem Frobenius-Institut verbunden, nun rückt das Zentrum für interdisziplinäre Afrikaforschung in den Vordergrund. Können Sie das ein wenig erläutern?

Voßen: Nicht zuletzt vor dem Hintergrund seiner langen Geschichte besitzt das Frobenius-Institut sicherlich national wie auch international nach wie vor einen hohen Stellenwert. Das Frobenius-Institut ist seit jeher vor allem auf kulturanthropologische Fragestellungen ausgerichtet, neben Afrika haben die Ethnologen am Frobenius-Institut ihren Fokus in den vergangenen Jahren vermehrt auch auf andere Regionen, etwa in Asien, gelenkt.

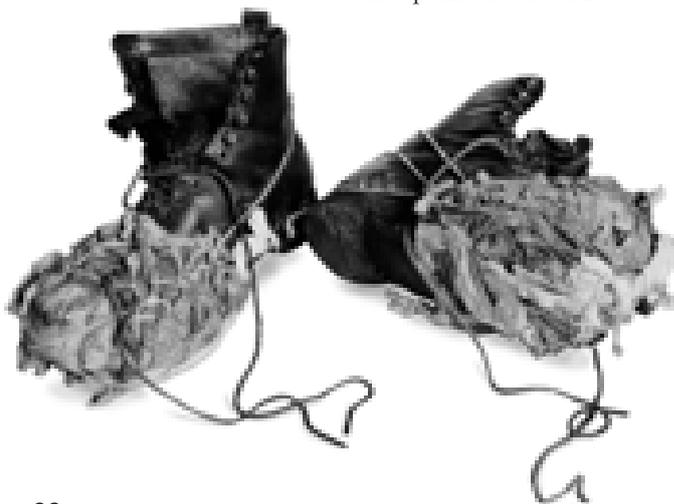
Das ZIAF will kompetenter Ansprechpartner für Fragen aus verschiedenen Wissensgebieten sein, wann immer es dabei um Afrika

geht. Wird zum Beispiel die Reise des Bundespräsidenten, wie erst kürzlich, in afrikanische Länder vorbereitet, nutzt das Bundespräsidialamt auch die Expertise von ZIAF-Wissenschaftlern. Das finde ich schon beachtlich. Nicht zufällig ist Horst Köhler Schirmherr der großen Afrika-Tagung »Wissen und Wissenschaft in Afrika«, die wir hier in Frankfurt Ende Juli abhalten werden.

? Frobenius war bei einer seiner Expeditionen in Westafrika von einem Giftpfeil getroffen worden und starb 1938 vermutlich an den Folgen der dadurch zugezogenen Blutvergiftung. Ethnische und religiöse Konflikte flammen heute auch in vielen Regionen Afrikas auf – jüngst zwischen Christen und Moslems in Nigeria, wo auch Wissenschaftler des Zentrums für interdisziplinäre Afrikaforschung tätig sind. Kennen Sie und Ihre Kollegen die Gegebenheiten so gut, dass Sie nicht in bedrohlichen Situationen geraten? Wie schützen Sie sich und Ihr Team?

Voßen: Die wenigen bedrohlichen Situationen, die ich in über 30 Jahren erlebt habe, hatten in den seltensten Fällen etwas mit Menschen zu tun. Ich habe insbesondere in sehr wildreichen Gegenden Ostafrikas und im südlichen Afrika mobile Forschung durchgeführt, da muss man schon mal mit Überraschungen rechnen – unliebsamen Begegnungen mit Büffeln, Elefanten, Flusspferden oder Löwen, die sich des Nachts an der Zeltstange reiben. Aber mir ist nie ernsthaft was passiert.

Mit der Zeit entwickelt man ein Gefühl dafür, wann es kritisch wäre, irgendwo hinzugehen. Wir müssen in Afrika – allerdings nicht nur dort – immer mal damit rechnen, dass politische, religiöse oder gesellschaftliche Konflikte entstehen oder sich gar zuspitzen. Es gibt aber eine Vielzahl von Regionen, in denen die Menschen harmonisch zusammenleben: Ich habe das selbst in religiös gemischten Dörfern in Burkina Faso erlebt, wo friedliche Koexistenz im Alltag gelebt wird. Im Großen und Ganzen habe ich das Gefühl, dass die meisten Afrikaforscher das Gefahrenpotenzial sehr gut abschätzen können. ◆

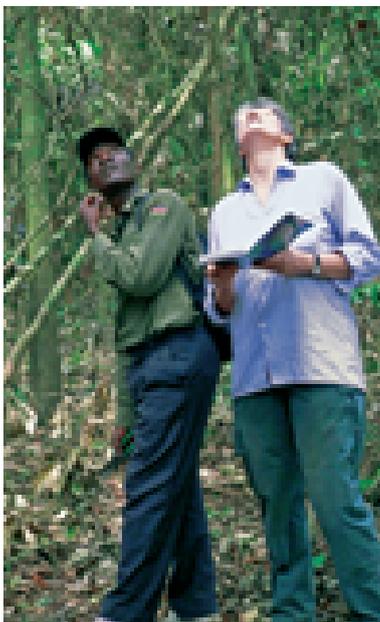


Von Afrikanistik bis Zoologie

Das Zentrum für interdisziplinäre Afrikaforschung (ZIAF)

Was haben eine Politikwissenschaftlerin und ein Paläoanthropologe an gemeinsamen Forschungsinteressen? Im Allgemeinen: nicht viel, aber im Fall des Cultural & Museum Centre Karonga in Malawi eine ganze Menge [siehe Stephanie Müller »Wissenschaftsvermittlung in der Wiege der Menschheit«, Seite 10]. Dort kommt es tatsächlich zu einer gemeinsamen Forschung zweier Disziplinen, deren Kombination gemeinhin als unmöglich gilt. In diesem konkreten Fall interessiert beide Parteien beispielsweise der gesellschaftliche und politische Einfluss, den dieses Zentrum auf die Region ausübt. Solche Gemeinsamkeiten auszuloten und zu befördern ist eine der Aufgaben des Zentrums für interdisziplinäre Afrikaforschung (ZIAF), das seit November 2003 an der Johann Wolfgang Goethe-Universität besteht.

Afrikaforschung hat Tradition in Frankfurt. Klangvolle Namen wie der des Anthropologen Leo Frobenius und des Naturwissenschaftlers Eduard Rüppell sind mit dem Frobenius-Institut und der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft verbunden. Die fachliche Spannweite, wie sie zwischen den beiden berühmten Forschern bestand, ist auch heute noch charakteristisch für die Afrikaforschung an der Universität Frankfurt und am



Forschungsinstitut Senckenberg. Archäobotanik, Botanik, Medizin, Paläontologie, Physische Geographie, Geologie, Geophysik und Zoologie decken derzeit das naturwissenschaftliche Spektrum ab; afrikanische Sprachwissenschaften, Anglistik, Archäologie, Filmwissenschaften, Historische Ethnologie, Politische Soziologie, Romanistik, Theologie und Wirtschaftsgeographie das geisteswissenschaftliche Spektrum.

Mit dieser Spannweite ist Frankfurt einzigartig, denn die Afrikaforschung an den anderen deutschen Standorten wie Bayreuth, Mainz oder Leipzig ist deutlich von den Kultur- und Gesellschaftswissenschaften dominiert. Charakteristisch für Frankfurt ist ebenfalls, dass die beteiligten Professuren in der Regel keine »Vollzeit«-Afrikaforschung betreiben. Eine der wenigen Aus-

Welcher Baum ist das bloß? Die große Artenvielfalt und die verwirrende Architektur der Baum- und Strauchschichten im afrikanischen Regenwald sind eine große Herausforderung für Botaniker. Hier schaut Dr. Katharina Neumann vom ZIAF zusammen mit ihrem Kollegen vom kamerunischen Nationalherbar in den Blätterdschungel.



Feldforschung im Zeitalter der Computerisierung: Rose Marie Beck und Tjeripo Musutua, Mitarbeiter im Forschungsprojekt »Language, Gender, Sustainability«, diskutieren mit Selina und Vikrupa Tjienda, den Besitzern eines mittelständischen Hofes in Omutianduko, Namibia, um die Jahreshauptversammlung des Wasserkomitees. In dem Teilprojekt der multidisziplinär orientierten Studien wird ein lokales Entwicklungsprojekt in Namibia soziolinguistisch untersucht werden. Dabei geht es auch um die Frage, was passiert, wenn die Entwicklungshelfer ihre Aufgabe als abgeschlossen betrachten und die Menschen vor Ort allein zurechtkommen müssen.

nahmen ist die in Deutschland einzigartige Professur für Archäologie Afrikas (Prof. Dr. Peter Breunig). Die Einrichtung dieser Professur hängt unmittelbar mit einem der größten jemals von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten Sonderforschungsbereiche zusammen, dem SFB 268 »Sprachgeschichte und Kulturentwicklung im Naturraum Westafrikanische Savanne«. Fünf Disziplinen aus den Natur- und Geisteswissenschaften (Ethnologie, Vor- und Frühgeschichte, Afrikanische Sprachwissenschaften, Botanik und Geographie) übten von 1988 bis 2002, was Interdisziplinarität in Theorie und Praxis wirklich bedeutet. Die DFG förderte das Projekt mit einem Gesamt-Finanzvolumen von etwa 43 Millionen DM über eine ungewöhnlich lange Laufzeit von fast 15 Jahren. Zahlreiche Publikationen, die über das ZIAF vertrieben werden, und die große und viel beachtete Wanderausstellung »Leben in Westafrika«, die von Oktober 2002 bis Juni 2005 durch Deutschland tourte, gehören zum »Erbe« des Sonderforschungsbereichs.

Unmittelbar vor dessen Ende war man sich einig, dass ein Ausei-

»Wissen und Wissenschaft in Afrika« – Internationale Tagung in Frankfurt



Studenten der Botanik auf Feldexkursion in Benin. Die Rolle der afrikanischen Universitäten und der Bildungseliten sowie die wissenschaftliche Kooperation zwischen Deutschland und Afrika sind ein zentrales Thema auf der internationalen Konferenz »Wissen und Wissenschaft in Afrika«.

Noch immer gilt Afrika als ein Kontinent, dem in erster Linie geholfen werden muss, die elementarsten Missstände zu beseitigen. Kaum jemand traut einem afrikanischen Land zu, sich in naher oder ferner Zukunft mit den »neuen Wissensgesellschaften« in Südkorea oder Indien messen zu können. Was dort als selbstverständlich angenommen wird – Wissen als Schlüsselbegriff der gesellschaftlichen Entwicklung –, scheint in Afrika nebensächlich zu sein, solange Menschen noch keinen Zugang zu Gesundheitsvorsorge und sauberem Trinkwasser haben. Die 20. internationale Tagung der Vereinigung von Afrikanisten in Deutschland (VAD), die vom 24. bis 27. Juli in Frankfurt stattfindet, versucht, die Rolle des Wissens in all seinen Formen zu ergründen, wobei ein besonderer Schwerpunkt auf dem akademischen Wissen in und über Afrika gelegt wird. Gibt es überhaupt eine

»Wissensgesellschaft« in Afrika, und welche Rolle spielt sowohl traditionelles als auch modernes Wissen für die weitere Entwicklung des Kontinents? Wie ist das Spannungsfeld zwischen den verschiedenen Akteuren und Institutionen des Wissens, sei es auf dem Lande oder in der Stadt? Welche Rolle spielen Schulen, Universitäten und religiöse Organisationen in der Realität für die gesellschaftliche Entwicklung – und welche Rolle könnten und sollten sie spielen? Und schließlich: Wie ist »unsere« eigene Rolle bei der Erforschung und Verbreitung von Wissen in und über Afrika? Welchen Beitrag leisten das Internet und andere Massenmedien? Sind Museen überhaupt geeignet, Wissen in Afrika für die nächsten Generationen lebendig zu halten? Wie wird Wissen zwischen den Generationen weitergegeben, und wie verändert die Jugend von heute das Wissen in Afrika? Pas-

send zur FIFA-WM beschäftigt sich eine Veranstaltung mit »Spielfeldern des Wissens. Sport und die Repräsentation von Geschichte«, wobei König Fußball die Hauptrolle spielt.

In 28 halbtägigen Veranstaltungen werden 159 Referate diskutiert. Eingeladen sind über 50 ausländische Gäste aus Benin, Belgien, Brasilien, Burkina Faso, Frankreich, Ghana, Großbritannien, Guinea-Bissau, Kamerun, Kenia, Malawi, Mali, Marokko, Namibia, den Niederlanden, Nigeria, Österreich, Portugal, Schweiz, Senegal, Südafrika, Tunesien und den USA. Die Konferenz erhält von der Deutschen Forschungsgemeinschaft, der Deutschen Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit, der Heinrich-Böll-Stiftung und der Kreditanstalt für Wiederaufbau finanzielle Unterstützung. Ein besonderes Zeichen der Wertschätzung ist die Übernahme der Schirmherrschaft durch Bundespräsident Horst Köhler.

Ein abwechslungsreiches Begleitprogramm umfasst zwei Filmvorführungen mit Anwesenheit der Regisseure, zwei Konzerte mit guineischer und eritreischer Musik und eine Sonderausstellung in Kooperation mit der Universität Mainz in den Räumen der Universitätsbibliothek. Zwei Publikationen aus dem Umfeld der Konferenz sind bereits in Vorbereitung.

einanderfallender beteiligter Partner auf jeden Fall verhindert und neu berufene Lehrstuhlinhaber in die Zusammenarbeit einbezogen werden sollten. Der Plan eines bescheidenen Zentrums mit einem Büro und einer festen Koordinatorenstelle war geboren. Dr. Stefan Schmid, Geograph und Kurator der Wanderausstellung, leitet seit November 2003 die Geschäftsstelle des ZIAF. Seine Aufgabe ist es, das ZIAF und die Afrikaforschung an der Johann Wolfgang Goethe-Universität zu koordinieren und zu repräsentieren. Hierbei wird besonders der internationale Bezug der Afrikaforschung Frankfurts herausgestellt. Afrika ist für das ZIAF Teil einer globalen Weltgemeinschaft. Komparative Studien und die internationale Vernetzung

stehen deshalb im Mittelpunkt aller Aktivitäten. Der koordinierende Einfluss des ZIAF erstreckt sich neben der Stimulation und der Mitarbeit an Drittmittelanträgen vor allem auf innovative Formen der Zusammenarbeit, bei denen der Fokus auf interdisziplinärer Forschungsförderung, Lehre, Vernetzung und Öffentlichkeitsarbeit liegt. Das ZIAF fördert interdisziplinäre Forschungsvorhaben sowohl in als auch über Afrika. Hierbei werden drei Arten von Projekten besonders unterstützt:

- vergleichende Forschungsarbeiten auf globaler Ebene und mit interkontinentalem Bezug. Afrika ist dabei Teil größerer komparatistischer Untersuchungen
- interdisziplinäre Forschungsverbände in Afrika

- disziplinäre Grundlagenforschung in Afrika, die eine besonders starke Vernetzung mit afrikanischen und anderen europäischen, amerikanischen oder asiatischen Partnern vorsieht. Ein Schwerpunkt der Arbeit am ZIAF ist der Auf- und Ausbau institutioneller Partnerschaften, wobei hier besonders die Vernetzung mit dem Forschungsinstitut Senckenberg, der Universität Mainz, der Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit in Eschborn und den diversen afrikanischen Partnern zu nennen sind. Letztere sollen zum Beispiel durch Kooperationsabkommen oder die Einrichtung von kostenfreien Datenzugängen gefördert werden. Mit der Afrikasammlung der Universitätsbibliothek ist ein

»Open Access Archive on Africa« in Planung, das kostenfreien Zugang zu allen Arten von Daten bietet, die von Frankfurter Afrikawissenschaftlern in den letzten Jahrzehnten erstellt wurden.

Kernaufgaben des ZIAF sind die gezielte Weitergabe von Informationen zu neuen Programmen der Forschungsförderung an potenzielle Interessenten sowie die Entwicklung von Projektideen und die Vermittlung von persönlichen Kontakten, die diese befördern. Das Koordinationsbüro unterstützt die Antragstellung auch konkret, beispielsweise durch die redaktionelle Bearbeitung von Texten.

Die große Heterogenität der Mitglieder macht es derzeit fraglich, ob

es im Rahmen des Bologna-Prozesses zu einem »Master in African Studies« kommen wird, wie er beispielsweise in Bayreuth, Basel oder Leipzig eingerichtet wurde. Wahrscheinlicher ist die Teilnahme einzelner Professuren an interdisziplinären oder gar internationalen Studiengängen, bei denen die Region Afrika nicht zwingend die Hauptrolle spielt.

Ein wichtiger Komplex ist die Öffentlichkeitsarbeit, die Organisation von Workshops, Konferenzen und die Publikation von Tagungsbänden, wie am Beispiel der großen Konferenz der Vereinigung von Afrikanisten in Deutschland »Wissen und Wissenschaft in Afrika« vom 24. bis 27. Juli in Frankfurt,

deutlich wird. Der Koordinator ist zentraler Ansprechpartner für »Afrika-Angelegenheiten« des Präsidiums der Universität und für externe Interessenten. Daneben verfolgt das ZIAF auch eigene Projekte, die hauptsächlich mit dem Bereich Kultur, Bildung und der Darstellung von Wissenschaft, zum Beispiel durch Ausstellungen, zusammenhängen. ◆

Der Autor

Dr. Stefan Schmid, 42, studierte Geographie, Ethnologie und Soziologie in Heidelberg, Aix-en-Provence und Zürich. Seine Doktorarbeit in Physischer Geographie schrieb er in Frankfurt. Er ist Koordinator des Zentrums für Interdisziplinäre Afrikaforschung an der Johann Wolfgang Goethe-Universität.

Fragiles Erbe der deutschen Kolonialzeit

Das »Koloniale Bildarchiv« der Bibliothek Johann Christian Senckenberg

Es war die Wiederentdeckung eines fast vergessenen Schatzes, als der Doktorand Uwe Jäschke 1990 im Frankfurter Frobenius-Institut auf die Bildsammlung des 1943 aufgelösten Reichskolonialbunds stieß. Mit seinem Kollegen Imre Demhard sichtete er etwa 3000 Kartons mit Fotoglasplatten, Negativen und Abzügen, denen der Zahn der Zeit teilweise schwer zugesetzt hatte. Doch die Fülle des erhaltenen Fotomaterials aus den ehemaligen deutschen Kolonien war geradezu überwältigend. Allein 50 000 bis 60 000 Bilder, darunter sehr viele aus »Deutsch-Südwest-Afrika«, dem heutigen Namibia, dokumentieren das Leben der Siedler und der ansässigen Bevölkerung. Dargestellt sind vor allem die Versuche, das Land durch Bewässerung, Ackerbau und Viehzucht fruchtbar zu machen, die Bodenschätze zu heben und das Land verkehrstechnisch zu erschließen. Nicht zuletzt bei den Erdarbeiten für die Eisenbahntrasse stießen die deutschen Siedler auf ein beachtliches Diamantvorkommen.

Konzipiert waren die Bilderserien als Abendveranstaltungen, bei denen für den Kolonialgedanken geworben werden sollte. In Afrika besaß das Deutsche Reich seit 1883 Kolonien. Die beiden größten waren »Deutsch-Südwest-Afrika« – ein Land, dessen Fläche größer war



Das Leben der Siedler dokumentieren zahlreiche Bilder aus dem Kolonialen Bildarchiv. Indem sie Vertrautes, wie hier einen Kindergarten, in einer exotischen Umgebung zeigen, sollen sie Interesse bei potenziellen Siedlern in der deutschen Heimat wecken.

als die heutige Bundesrepublik – und »Deutsch-Ostafrika« (heute Tansania, Ruanda und Burundi), sowie die kleineren »Schutzgebiete« Kamerun und Togo. Hinzu kamen einige Südsee-Inseln, unter anderem das »Bismarck-Archipel«. Paradoxerweise erinnert der Name

bis heute an einen Reichskanzler, der gegenüber der Kolonialpolitik kritisch eingestellt war. Eine neue Ära begann 1888 mit der Thronbesteigung Kaiser Wilhelms II. Dessehrgeizige Kolonialpolitik sollte nicht nur das Prestige des Reichs heben, sondern auch Rohstoffe,

»Open Access Archive on Africa« in Planung, das kostenfreien Zugang zu allen Arten von Daten bietet, die von Frankfurter Afrikawissenschaftlern in den letzten Jahrzehnten erstellt wurden.

Kernaufgaben des ZIAF sind die gezielte Weitergabe von Informationen zu neuen Programmen der Forschungsförderung an potenzielle Interessenten sowie die Entwicklung von Projektideen und die Vermittlung von persönlichen Kontakten, die diese befördern. Das Koordinationsbüro unterstützt die Antragstellung auch konkret, beispielsweise durch die redaktionelle Bearbeitung von Texten.

Die große Heterogenität der Mitglieder macht es derzeit fraglich, ob

es im Rahmen des Bologna-Prozesses zu einem »Master in African Studies« kommen wird, wie er beispielsweise in Bayreuth, Basel oder Leipzig eingerichtet wurde. Wahrscheinlicher ist die Teilnahme einzelner Professuren an interdisziplinären oder gar internationalen Studiengängen, bei denen die Region Afrika nicht zwingend die Hauptrolle spielt.

Ein wichtiger Komplex ist die Öffentlichkeitsarbeit, die Organisation von Workshops, Konferenzen und die Publikation von Tagungsbänden, wie am Beispiel der großen Konferenz der Vereinigung von Afrikanisten in Deutschland »Wissen und Wissenschaft in Afrika« vom 24. bis 27. Juli in Frankfurt,

deutlich wird. Der Koordinator ist zentraler Ansprechpartner für »Afrika-Angelegenheiten« des Präsidiums der Universität und für externe Interessenten. Daneben verfolgt das ZIAF auch eigene Projekte, die hauptsächlich mit dem Bereich Kultur, Bildung und der Darstellung von Wissenschaft, zum Beispiel durch Ausstellungen, zusammenhängen. ◆

Der Autor

Dr. Stefan Schmid, 42, studierte Geographie, Ethnologie und Soziologie in Heidelberg, Aix-en-Provence und Zürich. Seine Doktorarbeit in Physischer Geographie schrieb er in Frankfurt. Er ist Koordinator des Zentrums für Interdisziplinäre Afrikaforschung an der Johann Wolfgang Goethe-Universität.

Fragiles Erbe der deutschen Kolonialzeit

Das »Koloniale Bildarchiv« der Bibliothek Johann Christian Senckenberg

Es war die Wiederentdeckung eines fast vergessenen Schatzes, als der Doktorand Uwe Jäschke 1990 im Frankfurter Frobenius-Institut auf die Bildsammlung des 1943 aufgelösten Reichskolonialbunds stieß. Mit seinem Kollegen Imre Demhard sichtete er etwa 3000 Kartons mit Fotoglasplatten, Negativen und Abzügen, denen der Zahn der Zeit teilweise schwer zugesetzt hatte. Doch die Fülle des erhaltenen Fotomaterials aus den ehemaligen deutschen Kolonien war geradezu überwältigend. Allein 50 000 bis 60 000 Bilder, darunter sehr viele aus »Deutsch-Südwest-Afrika«, dem heutigen Namibia, dokumentieren das Leben der Siedler und der ansässigen Bevölkerung. Dargestellt sind vor allem die Versuche, das Land durch Bewässerung, Ackerbau und Viehzucht fruchtbar zu machen, die Bodenschätze zu heben und das Land verkehrstechnisch zu erschließen. Nicht zuletzt bei den Erdarbeiten für die Eisenbahntrasse stießen die deutschen Siedler auf ein beachtliches Diamantvorkommen.

Konzipiert waren die Bilderserien als Abendveranstaltungen, bei denen für den Kolonialgedanken geworben werden sollte. In Afrika besaß das Deutsche Reich seit 1883 Kolonien. Die beiden größten waren »Deutsch-Südwest-Afrika« – ein Land, dessen Fläche größer war



Das Leben der Siedler dokumentieren zahlreiche Bilder aus dem Kolonialen Bildarchiv. Indem sie Vertrautes, wie hier einen Kindergarten, in einer exotischen Umgebung zeigen, sollen sie Interesse bei potenziellen Siedlern in der deutschen Heimat wecken.

als die heutige Bundesrepublik – und »Deutsch-Ostafrika« (heute Tansania, Ruanda und Burundi), sowie die kleineren »Schutzgebiete« Kamerun und Togo. Hinzu kamen einige Südsee-Inseln, unter anderem das »Bismarck-Archipel«. Paradoxerweise erinnert der Name

bis heute an einen Reichskanzler, der gegenüber der Kolonialpolitik kritisch eingestellt war. Eine neue Ära begann 1888 mit der Thronbesteigung Kaiser Wilhelms II. Dessehrgeizige Kolonialpolitik sollte nicht nur das Prestige des Reichs heben, sondern auch Rohstoffe,



Das Kaiserliche Postamt in Windhuk um 1910 präsentiert sich stolz mit einer Neujahrspostkarte. Gezeigt wird das Auslegen eines Fernsprechkabels, das die Einführung der europäischen Zivilisation in der Kolonie dokumentiert.

neue Absatzmärkte und Flottenstützpunkte erschließen. Dazu bedurfte es deutscher Siedler, die bereit waren, ein neues Leben auf dem Schwarzen Kontinent zu beginnen.

Für die Anwerbung, Betreuung und Vorbereitung der Auswanderer gab es im Deutschen Reich zahlreiche Vereinigungen. 1887 verschmolzen die beiden wichtigsten, bis dahin konkurrierenden Vereine

zur »Deutschen Kolonialgesellschaft« (DKG). Deren Öffentlichkeitsarbeit bestand zum einen in der Herausgabe der »Deutschen Kolonialzeitung«, zum anderen in der Veranstaltung von Lichtbildvorträgen. Die auf Glasplatten aufgezogenen Negative wurden mit einer Laterna Magica oder einem »Sciopticon« an die Wand projiziert. Zu einer Zeit, in der es weder Radio noch Fernsehen gab, waren

diese Vorträge eine beliebte Abendveranstaltung, bei der das bildungshungrige Bürgertum sich nicht nur informieren, sondern auch dem Reiz des Fremden aussetzen konnte. Letzterer war allerdings wohl dosiert: So verbannte der Verein die Bilder nackter »Eingeborener« aus seinen Vorträgen, um das europäische Schamgefühl nicht zu verletzen. Auch politisch brisante Situationen wie etwa Aufstände sparte man bewusst aus. Dargestellt wurden vor allem die Vorteile der europäischen Zivilisation für die Kolonien: die Bewässerung unfruchtbarer Böden, der Bau von Schulen und Krankenstationen bis hin zu den neuesten Errungenschaften der Technik wie Waschmaschinen und Telegrafen. Bis auf den heutigen Tag erinnert die europäische Architektur der Küstenstädte an die Ostseebadeorte des 19. Jahrhunderts. Schwarzwälder Kirschtorte und deutsches Bier sind auch heute noch auf den Speisekarten der Cafés und Restaurants zu finden.

Gruppenbilder nach europäischem Vorbild

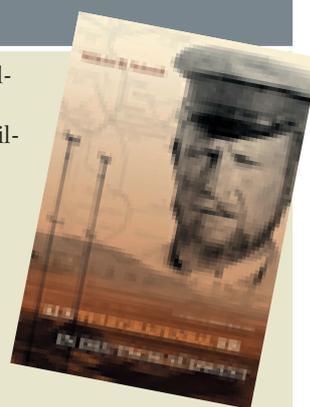
Interessante Einblicke in die Mentalität, Wahrnehmung und Werteordnung der Kolonialherren und -herinnen bietet die historische Analyse der oft bewusst komponierten Szenen. So stellten Studierende der Universität Giessen im Rahmen eines Projekts fest, dass die Gruppenbilder und Familienszenen nach eu-

Ein deutscher Telegrafienbauer in Deutsch-Südwest

Der Bildband »Als Telegrafienbauer in Deutsch-Südwest« beruht auf dem Nachlass von Otto Schiffbauer, der von 1905 bis 1913 in der damaligen Kolonie Deutsch-Südwest-Afrika Telegrafienleitungen baute und unterhielt. Schiffbauer stammte aus Wahlscheid im heutigen Rhein-Sieg-Kreis. Aus Afrika brachte er etwa 150 Fotografien mit, die nunmehr in der Universitätsbibliothek im Bereich des Sondersammelgebiets »Afrika südlich der Sahara« archiviert werden. Schiffbauer beschreibt seine Erlebnisse anschaulich und populär. Seine Perspektive ist dabei weder die des deutschen Herrenmenschen, noch hinterfragt er kritisch die Gesamtumstände seines Aufenthalts in der fremden Welt. Vielmehr schildert er knapp und humorvoll die Vorkommnisse bei seiner Arbeit, beispielsweise wie sich das ehemalige Dienstpferd des Generalleutnants von Trotha selbstständig macht und über 50 Kilometer ohne Reiter zurück zum Futter eilt. Er erzählt, wie die »schwarzen Jungens« über Nacht ausbüxen, um sich der Arbeit zu entziehen, und dass man in der Wildnis gerne auch das heimische »Küp-

pers Bier« aus Wuppertal-Elberfeld trinkt.

Über 85 Prozent der Abbildungen sind der Sammlung Schiffbauers entnommen. Ergänzt wurden sie durch Bilder des Frankfurter Kolonialarchivs, zu dem auch etwa 18 000 historische Bücher gehören. Mit dem Bildband wird den inzwischen zahlreichen Arbeiten der Universitätsbibliothek Frankfurt am Main zu ihrem Arbeitsgebiet »Afrika südlich der Sahara« und zum »Kolonialen Bildarchiv« eine weitere interessante Veröffentlichung hinzugefügt.

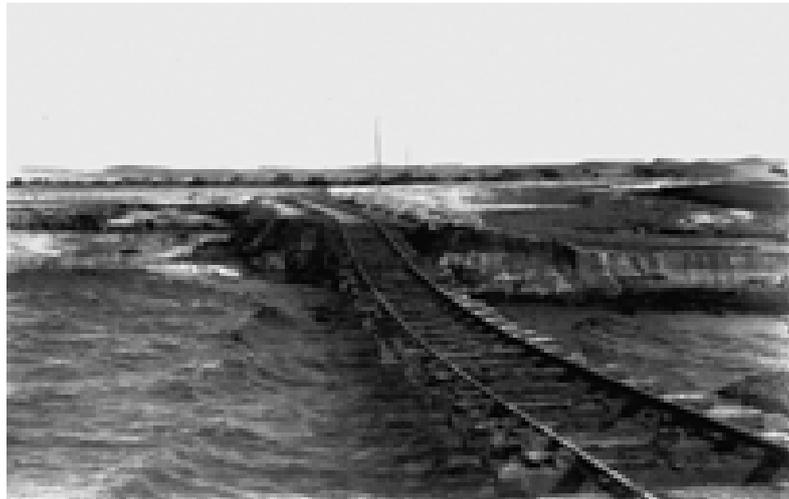


Wilhelm R. Schmidt

Otto Schiffbauer. Als Telegrafienbauer in Deutsch-Südwest
Sutton Verlag, Erfurt 2006, ISBN 3-89702-992-8,
Preis 18,90 Euro.

ropäischem Vorbild arrangiert wurden – wären nicht die fremde Physiognomie, die folkloristische Kleidung und die exotische Umgebung, könnte man diese Bilder auch in einem deutschen Fotoalbum der Jahrhundertwende finden: die Mutter im Kreis ihrer Kinder; der Stammeshauptling umgeben von seinen Kriegern; einheimische Frauen bei der Landarbeit, posierend mit Körben und Tongefäßen vor einem Kornbehälter.

Für den damaligen Erfolg der Lichtbildvorträge spricht die stets wachsende Zahl der Mitglieder im Deutschen Kolonialverein: Waren es bei der Gründung des Vereins noch 14 800, so stieg ihre Zahl bis 1914 auf 42 600. Dennoch erwies sich die deutsche Kolonialära als Verlustgeschäft. Als das Reich mit dem Ende des Ersten Weltkriegs zerbrach und seine Kolonien abgeben musste, hatte es 150 Millionen Reichsmark in die Erschließung der Kolonialgebiete gesteckt, aber nur ein Drittel dieses Betrags durch die Erträge von Ackerbau, Viehzucht und Bergbau eingenommen. Dennoch lebte der Kolonialgedanke auch in der Weimarer Republik weiter. Mit der Deutschen Kolonialgesellschaft an der Spitze kämpften zahlreiche ehemalige Kolonialbeamte und Gouverneure unbeirrt für die Wiedereinsetzung Deutschlands in seine kolonialen Rechte. Sie betonten nostalgisch-idyllisch die deutsche Fürsorge und den har-



Nur der nördliche und südliche Grenzfluss Namibias führen das ganze Jahr über Wasser, weshalb die Siedler viel Energie auf Bewässerungsprojekte verwandten. Nach Regenfällen schollen dagegen die unterirdischen Grundwasserströme (Riviere) plötzlich an, kamen von ihrem ursprünglichen Flussbett ab und richteten oft erhebliche Zerstörungen an.

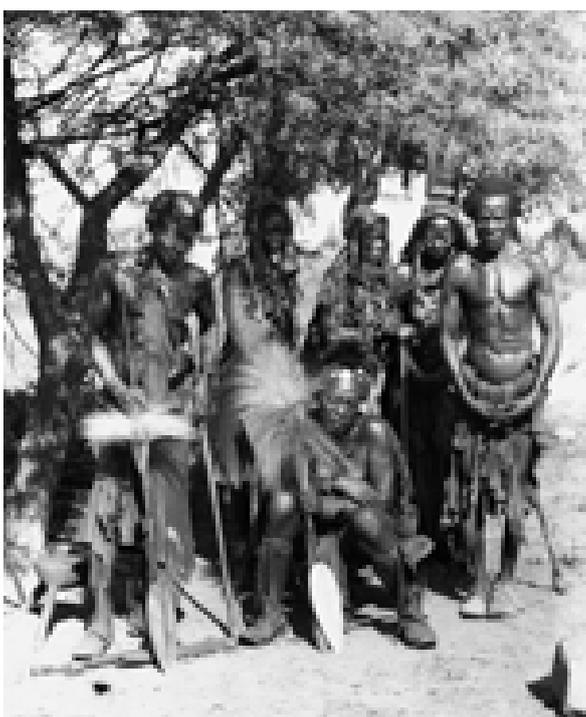
monischen Alltag zwischen Schwarz und Weiß in den Kolonien. Neuen Auftrieb erhielt die Bewegung dann während des Nationalsozialismus, als die bestehenden Kolonialvereine im »Reichskolonialbund« zusammengefasst wurden. Dieser wurde schließlich 1943 wegen »kriegsunwichtiger« Tätigkeit aufgelöst.

Wechselvolles Schicksal der Bildersammlung

Die umfangreiche Bildersammlung lagerte man wegen der schweren Bombenangriffe auf Berlin in ein süddeutsches Bergwerk aus. Nach dem Krieg fielen die Bilder den amerikanischen Besatzern in die Hände, die sie als »herrenloses Gut« der Frankfurter Stadt- und Universitätsbibliothek übergaben. Es war bekannt, dass Leo Frobenius

in Frankfurt während der 1930er Jahre einen Schwerpunkt in der Afrikaforschung aufgebaut hatte. Die Bildersammlung wurde damals – zwecks besserer Verfügbarkeit – im Frobenius-Institut gelagert. Dort fiel sie in einen fast fünfzigjährigen Dornröschenschlaf, bis Jäschke den Reichtum und zugleich Besorgnis erregenden Zustand der Sammlung entdeckte.

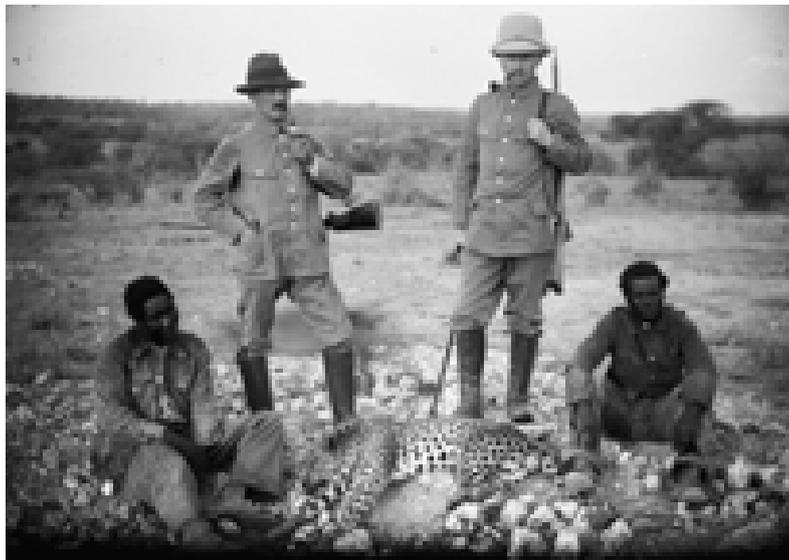
Zur Rettung des kolonialen Bildarchivs initiierten Irma Traud Wolckenrenk, die damalige Betreuerin des Sammlungsschwerpunkts »Afrika jenseits der Sahara« in der Stadt- und Universitätsbibliothek sowie Dr. Wilhelm R. Schmidt, stellvertretender Direktor der Bibliothek, 1990 ein von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördertes Projekt zur Verfilmung und Digitali-



Die Gruppenbilder der afrikanischen Einwohner wurden nach europäischem Vorbild arrangiert: Häuptling Kambazembi von Waterberg umgeben von seinen Kriegern (links), Mutter im Kreis ihrer Kinder.



Gern posierten die deutschen Kolonialherren mit ihren Trophäen, hier einem Leoparden. Die afrikanischen Helfer bilden den Rahmen und sitzen am Boden, während die deutschen Herren stehen.



sierung der Sammlung. Tatkräftige Unterstützung erhielten sie von Uwe Jäschke, der inzwischen Professor für Vermessungswesen und Kartographie an der Fachhochschule Dresden ist. Mittlerweile sind etwa 60 000 Bildeinheiten digitalisiert und können im Internet über einen Server aufgefunden werden. Auch Recherchen über Schlagworte sind möglich. Ein weiteres Glanzstück des Archivs ist die Digitalveröffentlichung des berühmten »Deutschen



In den 1930er Jahren erreichte der Segen der modernen Haushaltstechnik die Siedler in Namibia. Hier die große Wäsche.

Koloniallexikons«, das als Höhepunkt des deutschen Kolonialwissens 1914 konzipiert und – bedingt durch die Kriegswirren – 1920 in unveränderter Form publiziert wurde. Eine Volltextsuche und untereinander verlinkte Einträge ermöglichen es, den Inhalt schnell und bequem zu erschließen. ♦

Informationen im Internet:
<http://www.ub.bildarchiv-dkg.uni-frankfurt.de>

Die Autorin

Dr. Anne Hardy, 41, ist Diplom-Physikerin und promovierte in Wissenschaftsgeschichte. Sie ist Referentin für Wissenschaftskommunikation an der Universität Frankfurt.

Das Sondersammelgebiet »Afrika südlich der Sahara« – ein Service der Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg für Deutschland

Seit 1964 fördert die Deutsche Forschungsgemeinschaft das Sondersammelgebiet »Afrika südlich der Sahara« in Frankfurt am Main, indem sie Mittel für den Erwerb spezieller ausländischer Literatur bereitstellt. Mit Hilfe von Fernleihe und Dokumentenlieferung ist diese Literatur bundesweit zugänglich. Vor Ort bieten Informationsspezialisten eine schnelle Fachberatung, elektronische Ressourcen wie Datenbanken, E-Journals und ein zeitgemäßes Angebot im Internet. Im deutschsprachigen Raum ist die Frankfurter Sammlung einmalig in Bezug auf ihre Größe (inzwischen zirka 200 000 Bände) und die Geschlossenheit des Bestands. Das Sondersammelgebiet deckt regional den gesamten Bereich südlich der Sahara ab, von Äquatorialguinea bis zur Zentralafrikanischen Republik. Fachlich stehen die Sozial-, Geistes-, Sprachwissenschaften und die Philologien im Vordergrund. Daneben werden Schriften zum Bildungs-, Buch- und Bibliothekswesen gesammelt. Das kultu-

relle Leben in den Bereichen Kunst, Musik, Tanz, Theater und Medien wird in seiner spannenden Vielfalt dokumentiert. Die Fächer Recht, Medizin und Naturwissenschaften sind in ihren traditionellen, historischen Erscheinungsformen abgedeckt. Die Sammlung eröffnet frische Sichtweisen auf alte Klischees, stellt zentrale Quellen und umstrittene Interpretationen zur Verfügung und ermöglicht es, Afrika in seiner ganzen reizvollen und widersprüchlichen Vielfalt kennen zu lernen. Zusammen mit anderen Sondersammelgebieten entstehen so ein Netzwerk für die überregionale Literaturversorgung und ein zuverlässiger Rückhalt für die Spitzenforschung in Deutschland.

Afrika-Sondersammelgebiet
www.ub.uni-frankfurt.de/ssg/afrika.html
 Ansprechpartner: Dr. Hartmut Bergenthum,
h.bergenthum@ub.uni-frankfurt.de

Nichts als Kunst

Archäologische Forschungen zur früheisenzeitlichen Nok-Kultur in Zentral-Nigeria

Der Direktor des »Geological Survey of Nigeria« zeigte 1943 dem britischen Verwaltungsbeamten Bernard Fagg einen bemerkenswerten Fund: einen kunstvoll geformten, ausdrucksstarken menschlichen Kopf aus gebranntem Ton. Ein Minenarbeiter hatte ihn in etwa acht Metern Tiefe beim Zinnabbau in der Nähe der Ortschaft Jemaa gefunden. Bernard Fagg war archäologisch interessiert und ausgebildet. Als er die Terrakotta in Händen hielt, ahnte er jedoch nicht, dass die Fachwelt den Jemaa-Kopf und die anderen Funde, die ihm bald folgen sollten, einmal zu den großen Entdeckungen der Archäologie zählen würden. Dabei hatte die Entdeckung zunächst ein wenig rühmliches Debüt. Bevor Fagg die Figur bewunderte, stand sie nämlich schon ein Jahr als Vogelscheuche auf dem Yams-Acker des Finders.

Bernard Fagg erfuhr, dass der Jemaa-Kopf kein Einzelfall war. Bereits 15 Jahre zuvor hatte Colonel J. Dent Young in seiner Zinnmine beim kleinen Ort Nok eine ähnlich gestaltete Tonfigur gefunden. Der Ort Nok, der in einer bezaubernden Landschaft mit sanft geschwungenen Kuppen von Inselbergen aus Granit liegt, sollte weltbekannt werden. Unterstützt von Yusufu Potiskum, einem Einwohner aus Nok, brachte Fagg die Minenarbeiter dazu, beim Abbau von Zinn in den Tälern in der Umgebung von Nok auf Tonfiguren zu achten. Dadurch kamen in den folgenden Jahren viele neue Funde hinzu. Auch weit entfernt von Nok entdeckte man sie, nicht nur in Zinnminen, sondern auch bei verschiedenen Bau-tätigkeiten oder bei der Feldarbeit. Fagg hörte sogar von einer Terrakotta, die seit langem in einem Familienschrein bei Abuja gestanden haben soll und der man Hühner geopfert habe. Sogar als Grabbeigabe für moderne Bestattungen sind sie bekannt.

Alle Terrakotten haben die gleichen, sehr charakteristischen Merkmale. Besonders markant sind die dreieckig geformten Augen mit den eingestochenen Pupillen und der hohe Bogen der herausmodellierten Augenbrauen. Auch die prächtige

Ausgestaltung der Haartracht oder Kopfbedeckungen ist kennzeichnend. Alle Figuren sind aus ausge-sprochen grob gemagertem Ton hergestellt und waren an der Oberfläche ehemals von einer feinen Politur überzogen, die sich aber nur in Ausnahmefällen erhalten hat. Dieser »Nok-Stil« wurde zur »Nok-Kultur«, denn Kunst, darum handelte es sich ohne Frage, und Kultur gehören zusammen. Durch die vielen neuen Funde zeichnete sich das beträchtliche Verbreitungsgebiet der Terrakotten in Zentral-Nigeria ab. Es reichte von Norden nach Süden etwa soweit wie die Strecke, die zwischen Kiel und Frankfurt liegt.

Das Interesse an der Nok-Kultur wuchs weiter, als es endlich erste Hinweise auf das Alter durch die Radiokohlenstoff-Methode gab. Anfangs streuten die Daten beträchtlich, aber nach und nach gruppier-ten sie sich in dem Abschnitt von etwa 500 vor Christus bis 200 nach Christus. Das war eine Sensation. Denn dadurch erwiesen sich die Nok-Figuren als die ältesten be-kannten Figuralkunstwerke im sub-saharischen Afrika. Eine weitere Sensation war die Entdeckung von Eisenverhüttungsstellen in einer Fundstelle der Nok-Kultur. Bernard Fagg hatte sie bei dem Ort Taruga, unweit Abuja, der heutigen Haupt-stadt Nigerias, ausgegraben. Die Radiokohlenstoff-Datierungen er-gaben, dass die Schmelzöfen aus einem frühen Abschnitt der Nok-Kultur stammten und dass es sich somit um die mithin ältesten Belege für Eisenherstellung in Afrika süd-lich der Sahara handelt.

Unerforscht und gefährdet

Mit Nok sind somit einige Superla-tive verbunden. Aber umso erstaun-licher ist es, dass keine systemati-sche Forschung erfolgte. Neben Bernard Faggs Ausgrabung in Taruga wurden zwar noch zwei weitere Fundstellen entdeckt. An einer war Bernard Faggs Tochter Angela be-teiligt. Aber offenbar fanden die Ausgräber nichts Aufregendes, denn die Publikationen fehlen bis heute. So blieb das Bild von den Anfängen der figuralen Kunst in

Afrika ein Torso, bei dem es um nichts anderes als eben Kunst geht. Kunst entsteht aber nicht im luft-leeren Raum. Seit Jahrzehnten be-schreiben Lehrbücher die Pracht der Nok-Kunst und beklagen, dass jeglicher Kontext fehle. Wo und in welcher sozialen Form lebten die Menschen, die sie herstellten? Wie sahen ihre Siedlungen aus, und was haben sie gegessen? Wozu haben sie die Terrakotten gebraucht, und wer hat sie hergestellt? Und: Wurde hier die Eisenverhüttung Afrikas er-funden? Auf die Fragen gibt es nur



Freude über ein großes ausgegrabenes Fragment einer reich verzierten Nok-Ter-rakotta: Rückenansicht eines Oberkör-pers mit angewinkelten Armen, um den Hals trägt die Figur reichen Schmuck. Die Nok-Figuren zählen zu den ältesten bekannten Figuralkunstwerken im sub-saharischen Afrika.



Verborgene Nok-Kultur: Die meisten Fundstellen liegen verborgen im dichten Wald und werden nur durch Zufall gefunden. Dies ist eine besondere Herausforderung für siedlungsarchäologische Forschung: Bäume und ihre Wurzeln stehen nicht nur im Weg, sie verhindern auch den Einsatz moderner Erkundungsmethoden für großflächiges Arbeiten wie zum Beispiel magnetische Prospektion. Im Bild sind Arbeiten an den ersten Sondagen zu sehen. Sie sollen prüfen, ob der Bericht eines Einheimischen über Funde der Nok-Kultur im Boden stimmen.

spekulative Antworten. Zufallsfunde, fast das Einzige, was bis heute vorliegt, helfen nicht weiter, sondern nur moderne, siedlungsarchäologische Forschung.

Was die Wissenschaft bislang zu erforschen versäumte, droht nun durch die endlose Nachfrage des internationalen Kunstmarkts nach Nok-Terrakotten für immer verloren zu gehen. Seit vielen Jahren werden entsprechende Fundstellen, die der Fachwelt allesamt völlig unbekannt sind, systematisch geplündert. Im Verbreitungsgebiet der Nok-Kultur dürfte es kaum ein Dorf geben, in dem die Bauern nicht nebenbei nach Terrakotten graben. Die Funde

verkaufen sie für wenig Geld an Zwischenhändler, was immer mehr Leute motiviert, sich an dem Geschäft zu beteiligen. Die Folgen sind verheerend. Über viele Tausend Quadratmeter ist der Boden durchwühlt, denn die Suche nach Terrakotten im Boden erfolgt mehr oder weniger blind. Ein Loch liegt neben dem anderen, und eine archäologische Fundstelle nach der anderen wird unwiederbringlich zerstört.

Dadurch entgehen der Wissenschaft nicht nur die Kunstwerke selbst, sondern auch die Gelegenheit, die Kunst im Zusammenhang mit anderen archäologischen Funden und Befunden zu untersuchen. Um zu retten, was zu retten ist, und weil die Nok-Kultur als augenfälliger kultureller Umbruch in das Programm der DFG-Forschergruppe »Ökologischer Wandel und kulturelle Umbrüche in West- und Zentralafrika« passt [(siehe auch Peter Breunig »Vom Weiler zur Großsiedlung« – Das erste vorchristliche Jahrtausend in der Sahelzone von Nigeria; Seite 28], wurde nun mit der Erforschung der Nok-Kultur begonnen.

Ein weites Forschungsfeld

Die ersten Feldarbeiten brachten ermutigende Ergebnisse. Zwar haben wir das Ausmaß der Zerstörungen gesehen, aber ebenso sahen wir das schier unerschöpfliche archäologische Potenzial. Besonders beeindruckend ist die Dichte, mit der die Nok-Fundstellen das Land überziehen. Ein Beispiel: Wir haben in

einem Gebiet, das wir uns näher anschauen, drei große Fundstellen lokalisiert und durch Ausgrabungen untersucht. Sie liegen in einem bewaldeten Areal, um das man einen Kreis mit circa fünf Kilometern Durchmesser schlagen kann. In etwa 20 Quadratkilometern liegen somit drei Nok-Fundstellen. Falls eine solche Dichte überall im Verbreitungsgebiet der Nok-Kultur bestand – nichts spricht nach den ersten Eindrücken dagegen –, dann ergibt sich hochgerechnet die unglaubliche Zahl von 45 000 Fundstellen, die im Laufe der etwa 700-jährigen Dauer existierten. Selbst wenn es nur ein Zehntel war und viele davon schon der Raubgräberei zum Opfer fielen, besteht somit Hoffnung, dass sich die Forschergruppe auf solider Quellenbasis dem Rätsel der Nok-Kultur zuwenden kann.

Unsere Prospektionen haben gezeigt, dass Nok-Fundstellen in bemerkenswerter Vielfalt auftreten. Viele Plätze liegen im Flachland. Oft schmiegen sie sich aber auch an die Hänge granitischer Erhebungen. Eine extreme Form bilden schließlich Fundstellen an den steilen Hängen und auf dem Gipfel von Inselbergen. Von hier überblickt man das weite Land. Nach den bisherigen Erfahrungen sieht es fast so aus, als seien die meisten Inselberge in Zentral-Nigeria einmal von der Nok-Kultur belegt gewesen. Inwieweit sich diese Fundstellentypen funktional oder saisonal voneinander unterscheiden, ist einer der ge-



Nach etwa 2000 Jahren wieder am Tageslicht: Der Kopf einer Nok-Terrakotta bei seiner Bergung.

planten Programmpunkte des Forschungsprojekts.

Die Fundstellen, denen wir begegnen, haben eine Größe von bis zu mehreren hundert Metern im Durchmesser. Das ist bereits ein Novum, denn in der Wissenschaft kennt man seit Bernard Faggs Zeiten fast nur Einzelfunde von Terrakotten. Das ist nicht verwunderlich, denn alles andere, zum Beispiel Keramik, war bislang unbekannt. Keramik, bei uns wertvolles, chronologisches Ordnungskriterium, würde kaum ein Archäologe einordnen können, weil niemand weiß, wie sie in der Nok-Kultur aussieht.

Keramik, Eisen, Stein, Holzkohle und Hirse

Wir haben Fundplätze untersucht, die fast fünf Hektar groß sind und wie die meisten anderen Stellen im dichten Wald liegen. Keinerlei Spuren an der Oberfläche verraten ihre Existenz. Daher ist ihre Entdeckung reine Glückssache. Ein Stückchen Terrakotta, frei erodiert oder aus einem Tierbau geworfen, reicht dazu aus. Wir verdanken solche Kenntnisse einem weit gespannten Informationsnetz bis hin zu den Leuten in den Dörfern. Weil die Funde bis zu einem Meter Tiefe und mehr im Boden liegen, sind viele kleine Testlöcher nötig, um die Größe der Fundstelle zu erfassen. An manchen Fundplätzen finden sich hauptsächlich Fragmente von Terrakotten, aber kaum die Mengen an Abfall, wie beispielsweise zerbrochene Keramikgefäße, die man

in einer Siedlung erwarten würde. An anderen Stellen kamen dagegen sehr große Mengen an Holzkohle und viele Keramikscherben zutage. Auch Mahlgerätschaften und Beile aus Stein gehören zum Fundgut. Keine Frage: Das ist nun genau das Fundspektrum, das man von einer Siedlung erwartet. Zum ersten Mal sind also Stellen bekannt, an denen die Menschen der Nok-Kultur lebten. Auch Speisereste sprechen für diese Interpretation. Das archäobotanische Team der Forschergruppe hat sie unter den botanischen Funden in Form verkohlter Hirsekörner entdeckt. Das ist ein wichtiger Fund, der einen ersten Hinweis auf die wirtschaftliche Grundlage der Nok-Kultur liefert.

Außerdem werden Bohrkerne aus der Umgebung der Fundstellen analysiert, um das Aussehen der damaligen Umwelt zu rekonstruieren. Dass die Nok-Kultur Eisen besaß, ist durch viele Eisenschlacken und ein kleines Eisenbeil belegt. Das Beil muss ähnlich wertvoll gewesen sein wie eine Kette aus durchbohrten Steinperlen, die zusammen mit einem großen Terrakotta-Fragment zum Vorschein kamen. Vielleicht hing sie am Hals eines in der Siedlung bestatteten Toten, von dem sich im sauren Boden aber nicht einmal die Zähne erhalten haben.

... und nebenbei auch noch Kunst

Zum Fundgut gehören schließlich auch die Nok-Terrakotten. An vie-

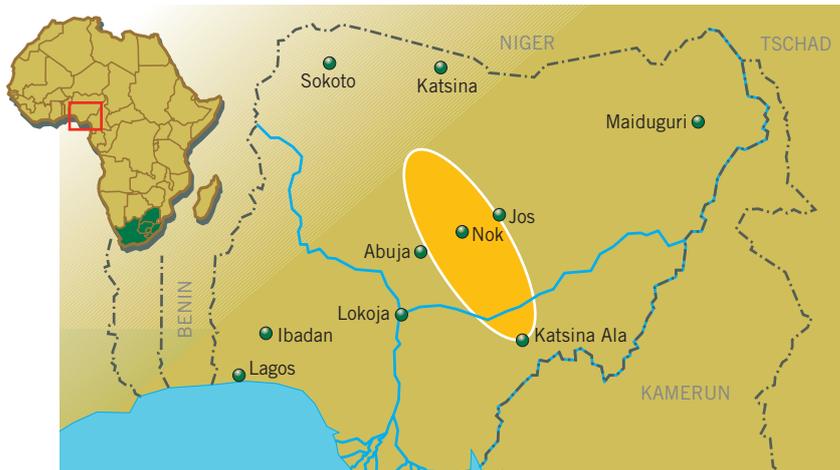


Kleine menschliche Figuren in der äußeren Wandung eines Gefäßes, das nur in Bruchstücken erhalten ist.

len Stellen fanden wir Bruchstücke, manchmal, aber selten, eine vollständige Figur. Darunter sind auch weitere Neuigkeiten, wie zum Beispiel ein Gefäß, in dessen Wand ein menschliches Gesicht im typischen Nok-Stil eingeritzt ist. Abgesehen von einer gelegentlichen Umkränzung durch Steine, sind die Terrakotten in keinen besonderen Kontext eingebunden. Sie liegen einfach überall in der Siedlung wie andere Hinterlassenschaften auch. Daraus könnte man schließen, dass sie zum täglichen Leben gehörten. In einer der Siedlungen bemerkten wir allerdings eine auffällige Häufung in einem etwas erhöhten Bereich. Vielleicht gab es heilige Bezirke, an denen die Terrakotten aufgestellt waren. Dies wäre auch eine Erklärung für die geringen Siedlungsreste an anderen Fundstellen. Möglicherweise haben wir in diesen Fällen den Fundplatz gar nicht vollständig

Ein ausgegrabenes Auge einer Nok-Terrakotta – in der Archäologie sind auch Bruchstücke wertvoll. An diesem Bruchstück hängt rechts noch ein Holzkohleteilchen. Seine Radiokohlenstoff-Messung wird das Alter des Auges bestimmen.





Karte von Nigeria mit dem Verbreitungsgebiet der Nok-Kultur.

erfasst, sondern im »heiligen Bereich« ausgegraben. Erst großflächige Ausgrabungen, die in der nächsten Projektphase geplant sind, können solche und andere Fragen zur Struktur der Siedlung beantworten.

Die Voraussetzungen, hierbei einen großen Schritt voranzukommen, sind sehr günstig. Das haben

die Pilotstudien hinreichend gezeigt. Günstig wirkt sich die über Jahre gewachsene vertrauensvolle Beziehung zu den nigerianischen Behörden aus. Die Nok-Kunstwerke berühren einen äußerst sensiblen Bereich, für den zum ersten Mal eine Forschungsgenehmigung an Ausländer erteilt wurde. ◆

Die Autoren

Prof. Dr. Peter Breunig (siehe Autorenkasten, Seite 33)

Dr. Nicole Rupp, 40, hat in Frankfurt Vor- und Frühgeschichte, Geologie und Paläontologie studiert und ist Afrika bereits bei der ersten Teilnahme (1996) an den Ausgrabungen des Sonderforschungsbereichs 268 »Kulturentwicklung und Sprachgeschichte im Naturraum der westafrikanischen Savanne« in Nigeria »verfallen«. Sie hat sich danach auf die Analyse von Steingeräten spezialisiert und in ihrer 2003 abgeschlossenen Dissertation untersucht, wie prähistorische Gemeinschaften im Tschadbecken, die in einem Land ohne Steine lebten, diesen Ressourcenmangel durch Beschaffung von Rohstoffen aus der weiteren Umgebung kompensierten. Danach war Frau Rupp als wissenschaftliche Assistentin in der Abteilung Vor- und Frühgeschichte des Instituts für Archäologische Wissenschaften tätig. Seit wenigen Wochen ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin in der DFG-Forscherguppe »Ökologischer Wandel und kulturelle Umbrüche in West- und Zentralafrika«. Sie leitet die Feldarbeiten des Nok-Projekts in Nigeria und wertet die dabei gewonnenen Daten aus.

Das Nok-Projekt: Am Anfang einer Erfolg versprechenden Team-Forschung



Große Freude unter den Ausgräbern über den Kopf einer Nok-Terrakotta. Er wurde gleich bei der ersten Ausgrabung der Frankfurter Forschergruppe, hier Dr. Nicole Rupp und Prof. Dr. Peter Breunig, im März 2006 inmitten einer durch Raubgraben schon weitgehend zerstörten Fundstelle gefunden.

Das Nok-Projekt wird 2006 als Pilotstudie der Forschergruppe »Ökologischer Wandel und kulturelle Umbrüche in West- und Zentralafrika« von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziert. Die bisher so Erfolg versprechenden Arbeiten will die Gruppe weiter fortsetzen, zurzeit arbeitet das Forschungsteam an einem entsprechenden Antrag, dessen Bewilligung die Forschung bis Ende 2009 sichern würde. Damit hätten die Wissenschaftler genug Zeit, um respektable

Ergebnisse vorzulegen, die das kulturelle Umfeld der ältesten Figuralkunst im subsaharischen Afrika entzählen könnten. Vorberichte und ein im Juni stattfindender internationaler Kongress, auf dem die Welt der Afrikaarchäologen zusammenkommt (eine der nächsten Zusammenkünfte dieser Wissenschaftler findet wahrscheinlich 2008 an der Universität Frankfurt statt), wecken bereits große Aufmerksamkeit.

Auch in Nigeria wird das erste große Forschungsprojekt zur Nok-Kultur sehr interessiert verfolgt. Dort sind nicht nur wissenschaftliche Kollegen und viele einheimische Ausgrabungsarbeiter an den Untersuchungen beteiligt, sondern darüber hinaus erwarten die Behörden auch Hilfe beim Auf- und Ausbau von Museen. Insbesondere in dem Ort Nok selbst ist dringend Verbesserung nötig, denn im Moment ist das Museum nicht mehr als eine Lehmhütte. In ersten Gesprächen bekundeten die nigerianischen Verantwortlichen und die Frankfurter Forschergruppe die Absicht, nach Abschluss des Projekts eine Ausstellung über die Frankfurter Forschungen zur Nok-Kultur in Deutschland zu zeigen, die dann als Dauerausstellung für Nigeria umgestaltet werden soll.

Das Projekt wird von verschiedenen Seiten unterstützt: Der Firma Julius Berger Nigeria PLC verdankt es zum Beispiel die Ausstattung mit Fahrzeugen und deren Wartung und den Firmen Gebr. Schmid GmbH & Co. und Solon AG eine unabhängige Energieversorgung im Gelände durch eine Solar-Anlage. Sie bringt nicht nur Licht in den Busch und in die lange tropische Nacht, sondern lädt auch Akkus für alle möglichen elektronischen Geräte.

Das Gebirge der Menschwerdung

Die DFG fördert eine Forschergruppe, die in Uganda die Wurzeln der menschlichen Evolution untersucht

Rift Dynamics, Uplift and Climate Change in Equatorial Africa: Interdisciplinary Research linking Asthenosphere, Lithosphere, Biosphere and Atmosphere«, kurz RIFT-LINK, lautet der offizielle Titel eines Projekts, mit dem sich eine Forschergruppe unter Leitung des Frankfurter Geophysikers Prof. Dr. Georg Rümpker kein geringeres Ziel gesetzt hat, als die Wurzeln der Menschheit zu erforschen und – möglicherweise – bis an die Ursprünge zurückzuverfolgen.

Die Untersuchungen konzentrieren sich auf die geheimnisvollen Rwenzori-Berge in Uganda. Sie sind Teil des ostafrikanischen Riftsystems, des großen transkontinental-afrikanischen Grabenbruchs. Sie erreichen mit mehr als 5000 Metern eine außergewöhnliche Höhe in einer von Grabenbrüchen geprägten Region. Geklärt werden soll daher zunächst unter Einsatz modernster geophysikalischer Methoden die bislang unbekannte Entstehungsgeschichte des Gebirges. Sie wird wertvolle Erkenntnisse erbringen, welchen Einfluss die Gebirgsbildung auf das Klima und Veränderungen der Ökosysteme hatte, die letztlich die Evolution des Menschen wesentlich bestimmten.

Neben geowissenschaftlichen Fragestellungen zur Geodynamik und Sedimentologie oder der Atmosphärenforschung stehen daher auch geobiowissenschaftliche Projekte zur Paläontologie und der Hominidenforschung auf dem Programm. Ziel ist es, die Ursachen der extremen Hebung des Rwenzori-Gebirges im Vergleich zum übrigen Riftvalley und den Einfluss der biogeographischen Entwicklung der Region auf die Menschwerdung zu klären.

Frankfurter Seismologen um Georg Rümpker haben unterdessen sieben temporäre Seismometer-Stationen in der Rwenzori-Region installiert; im Frühsommer wurden weitere 13 Stationen zur Lokalisierung und Aufzeichnung von Erdbeben in der Region eingerichtet. Damit sollen Relativbewegungen der Krustenblöcke im Zusammenhang

mit der auch aktuell noch andauernden Gebirgsbildung erfasst und untersucht werden. Aufzeichnungen der Bodenbewegung global verteilter Erdbeben ermöglichen zudem eine Auflösung der tiefen seismischen Struktur der Riftzone; dazu werden computertomographische Verfahren eingesetzt; daraus wird auch ein besseres Verständnis des Erdbebenrisikos in der Rwenzori-Region resultieren, die durch erhöhte seismische Aktivitäten gekennzeichnet ist. Unter Einsatz weiterer elektromagnetischer Verfahren der Tiefensondierung, wie der Magnetotellurik, werden diese Ergebnisse dazu beitragen, wichtige Randbedingungen für die geodynamische Modellierung der Rift- und Gebirgsbildung festzulegen. Dabei arbeiten Mainzer und Frankfurter Geophysikern zusammen.

Im Zeitintervall von sieben bis einer Million Jahre vor heute

Erste paläontologische Untersuchungen und Grabungen am Ostufer des Albert-Sees werden im September 2006 durchgeführt. Dort sind Schichten des Miozän aufgeschlossen, die ein geologisches Alter zwischen sieben und einer Million Jahren aufweisen – dem für die Entstehung der Vormenschen entscheidenden Altersintervall – und Fossilien seinerzeit lebender Wirbeltiere enthalten. Die Erhaltung ist zwar nicht ideal, aber Friedemann Schrenk, stellvertretender Sprecher der Gruppe, weiß, dass es nicht auf Schönheit ankommt: »Fossilien müssen nicht schön, sondern einfach nur vorhanden sein.« Denn die Veränderungen der Faunen lassen nicht nur Rückschlüsse auf die Veränderungen von Biotopen

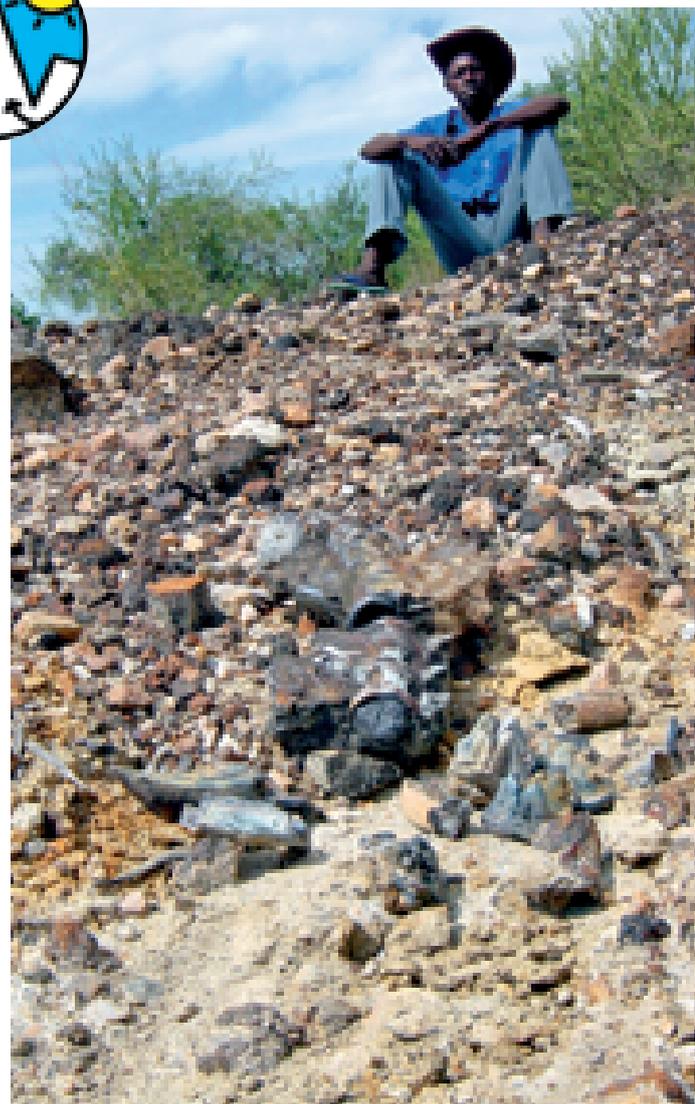
Fossile Knochen und Zähne von Säugetieren wie Antilopen, Schweinen und Flusspferden sind wichtige Indikatoren für die Rekonstruktion der ehemaligen Lebensräume, in denen die entscheidenden Schritte in der menschlichen Evolutionsgeschichte stattfanden.

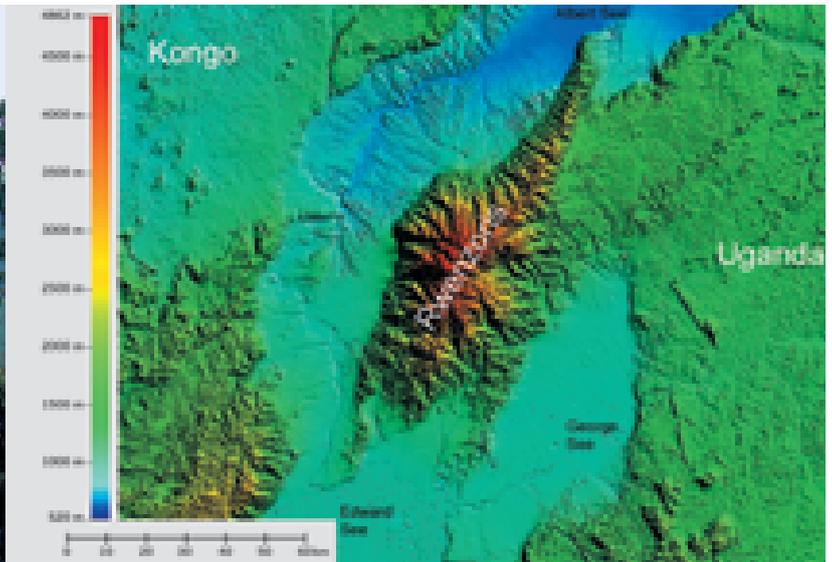
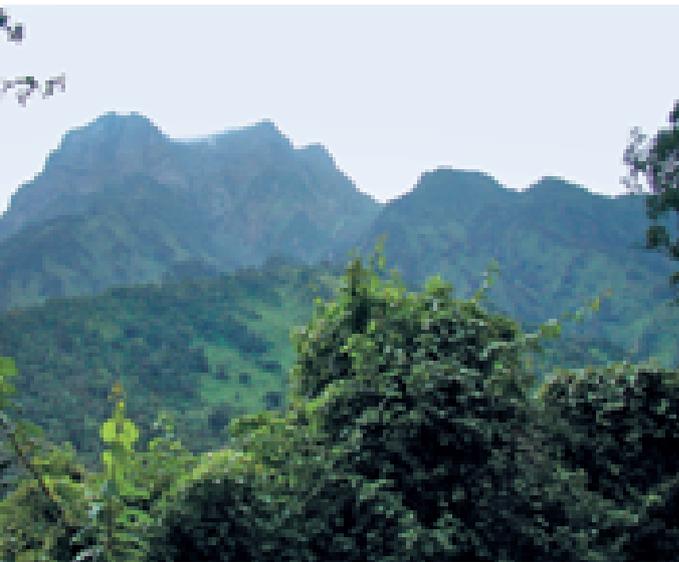
zu; die Wirbeltierfaunen ermöglichen eine zeitliche Korrelation mit Hominidenfunden; das vor allem macht sie so wertvoll.

Die Ergebnisse der Untersuchungen sollen in ein Modell einfließen, das die komplexen Zusammenhänge und Beziehungen auf der Zeitachse zwischen Grabenbildung, Hebung, Klimawechsel, Faunenentwicklung und (Vor-)Menschwerdung beschreibt.

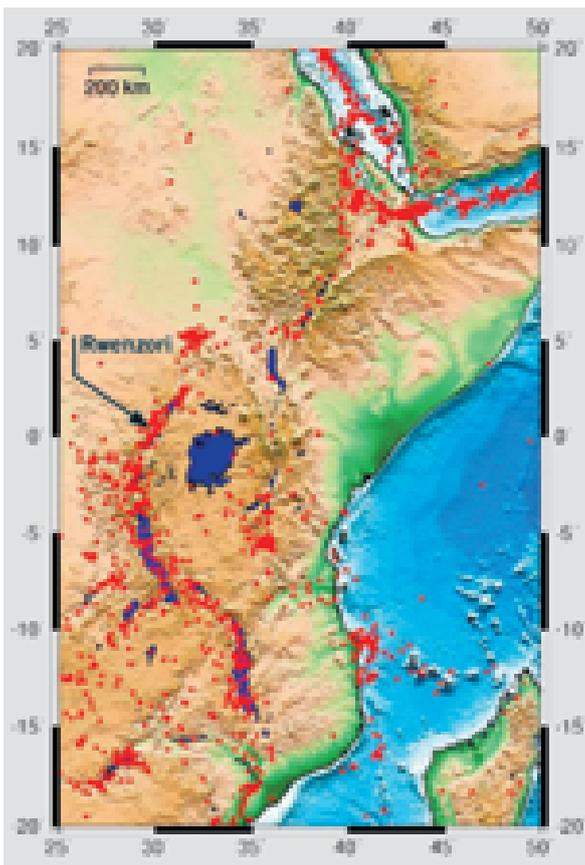
Auf seiner Sitzung im Januar hat der Hauptausschuss der Deutschen Forschungsgemeinschaft beschlossen, dieses Vorhaben mit einem Fördervolumen von rund 1 Million Euro pro Jahr zu fördern.

Das Projekt wurde von dem ehemals in Mainz arbeitenden





Höhenverlauf im Bereich des Rwenzori-Gebirges und des umgebenden Rifts (links). Die Gebirgsbildung in einem Graben- oder Riftsystem ist normalerweise auf die Flanken beschränkt und Höhen von mehr als 2500 m werden selten erreicht. Das Rwenzori-Gebirge dagegen liegt inmitten des etwa 100 km breiten Riftbereichs und steigt auf über 5000 m Höhe an. Eine Klärung der Ursachen dieser »anomalen« Gebirgsbildung ist ein Ziel der Forschungsaktivitäten von RIFTLINK. Die Hebung des Rwenzori-Gebirges hatte Auswirkungen auf das regionale Klima im östlichen Afrika (rechts). An Gebirge und Grabenschultern des ostafrikanischen Grabens werden die feuchten Westwinde blockiert und regnen ab; daher ist es im östlichen Afrika relativ trocken.



Erdbebenherde der vergangenen 30 Jahre (rote Punkte) markieren das Ostafrikanische Grabensystem, das sich von der Afar-Region im Norden bis nach Mosambik erstreckt und eine Grenze zwischen der Afrikanischen (im Westen) und der Somalischen Lithosphärenplatte darstellt. Das Rwenzori-Gebirge befindet sich im westlichen Ast des Riftsystems, an dem die Erdkruste gedehnt wird und zeichnet sich durch erhöhte Seismizität aus.

den Geologen Uwe Ring initiiert, der jetzt in Neuseeland forscht und lehrt; die Vorarbeiten laufen bereits seit 2003. An der Forschergruppe beteiligen sich in Deutschland mehr als 20 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler – neben Forschern der Universitäten Frankfurt, Mainz und Darmstadt sowie des Forschungsinstituts Senckenberg auch Vertreter der Universität Heidelberg, der Freien Universität Berlin und des GeoForschungsZentrums Potsdam. Zudem arbeiten bis zu fünf Postdocs, zehn Doktoranden und 20 Diplomanden an diesem Projekt. Zu den Partnern in Afrika gehören die Institute für Geologie und Physik der Makerere-University in Kampala und das ugandische National Museum, ebenfalls in Kampala, sowie wissenschaftliche Einrichtungen in Kongo und Nairobi.

Für das Jahr 2008 ist eine Tagung in Uganda geplant, um Ergebnisse der ersten Förderperiode vorzustellen. Dies ist nicht nur der guten Zusammenarbeit mit dem Partnerland Uganda geschuldet, dessen (geo-)wissenschaftliche Reputation und der Stolz auf die eigene Geschichte mit diesem Projekt partnerschaftlich und gemeinsam gesteigert werden sollen. In bewährter Weise wurde dazu bereits jetzt die Öffentlichkeitsarbeit in Angriff genommen: Im Rahmen einer Projektvorstellung in der Deutschen Botschaft in Kampala durch Georg Rumpker

und Friedemann Schrenk, Communicator-Preisträger 2006, sowie Repräsentanten der Makerere-University in Kampala, Uganda, bot die Botschaft, vertreten durch Botschaftsrätin Sandra Stohl, an, in regelmäßigen Abständen öffentliche Vorträge zu organisieren, in deren Rahmen Teilnehmer der Forschergruppe aktuelle Ergebnisse vorstellen und diskutieren können.

Die Forschergruppe, die in elf Teilprojekten die Wechselwirkung zwischen Prozessen im Erdinneren, an der Erdoberfläche und in der Atmosphäre untersucht, zeichnet sich durch breit gefächerte, transdisziplinäre Expertise und eine beispielhafte interne und externe Vernetzung aus. Das lässt – über die geowissenschaftlichen Fragestellungen hinaus – besonders interessante Ergebnisse bei der Klärung einer der spannendsten Fragen erwarten: ein besseres Verständnis von Ursprung und Entwicklung der Menschheit. ♦

Der Autor

Dr. Ralf Breyer, 47, ist Pressereferent der Universität Frankfurt und in dieser Funktion unter anderem auch für die Universitätszeitung ›UniReport‹ verantwortlich. Zum Thema Riftlink hat er fachliche und persönliche Affinitäten: Der Diplom-Geologe hat an der TH Darmstadt studiert und promoviert.

Nähere Information im Internet: www.riftlink.de

Den Austausch zwischen Nord und Süd fördern

Mamadou Diawara ist Professor für Historische Ethnologie an der Universität Frankfurt

Die Legende erzählt, dass der erste große Staat der westlichen Sahelzone im 8. und 11. Jahrhundert – Wagadu genannt – seine Existenz einem mythischen Wesen verdankte. Um sich des Goldregens zu versichern, der jährlich auf das Reich niederging, wurde das schönste Mädchen der Gegend einer legendären Schlange geopfert, die über die Ländereien herrschte. Dieses jährlich praktizierte Ritual fand ein abruptes Ende, als der schweigsame und unerbittliche Mamadi Seheduxote beschloss, mit dem Ungeheuer zu kämpfen, um seine schöne Verlobte vor dem Opfertod zu retten. Dreimal hieb er der Schlange den Kopf ab, und dreimal wuchs er wieder nach. Als aber die Schlange tot war, zerfiel das Reich in Trümmer, und seitdem ziehen seine Bewohner in der Welt umher, immer auf der Suche nach dem verlorenen Glück.

Der Mann, der diese Geschichte erzählt, ist selbst die längste Zeit seines Lebens auf Wanderschaft gewesen. Mamadou Diawara, geboren in Niore du Sahel, einer Kleinstadt in Mali mit ausgeprägtem dörflichen Charakter, führte sein Weg über die Hauptstadt Bamako nach Paris, Bayreuth, Birmingham, Yale und Leiden über Georgia (USA) bis nach Frankfurt. 1954, als er zur Welt kam, war seine Heimat noch unter französischer Kolonialherrschaft. »Französisch-Sudan« wurde 1960 in die Unabhängigkeit entlassen, in dem Jahr, als Diawara in die Schule kam. Die demokratische Regierung führte damals die allgemeine Schulpflicht ein. Sein fünftes Schuljahr verbrachte Diawara in der aus Kolonialzeiten stammenden »Bergerie«. Dort hatten die Franzosen in großen Mengen Häute und Leder für die Armee geherbt. Die »Lehrer« waren anfangs Schüler aus höheren Klassen. Während die Schulsprache weiterhin Französisch blieb, gab es 1962 eine Reform der Unterrichtsinhalte. »Meine zehn Jahre ältere Schwester lernte noch alles über

ihre Vorfahren, die Gallier«, erklärt Diawara. Jetzt kam die Geschichte Malis und Afrikas auf den Lehrplan. Von Anfang an war das demokratisch regierte Land sehr weltoffen, so dass auch die Weltgeschichte einen wichtigen Stellenwert hatte.

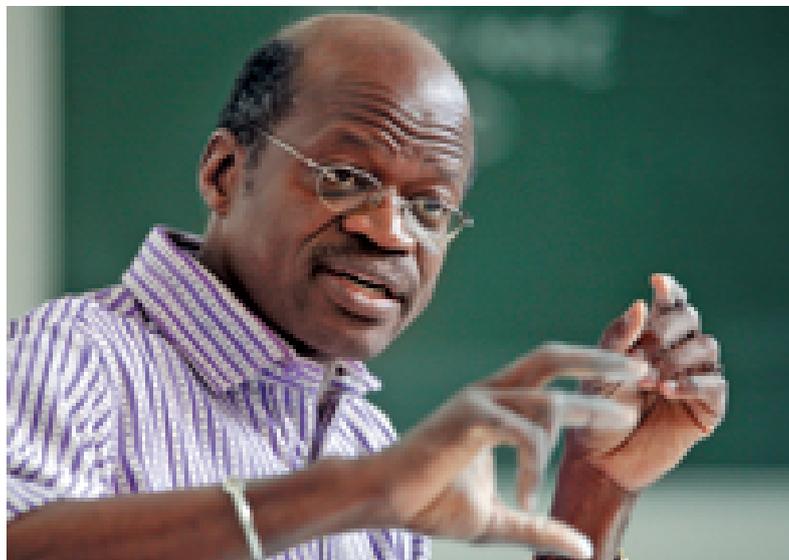
Jenseits der Heldenepik
traditioneller Geschichten-
erzähler

Als er mit 16 die mittlere Reife machte, wollte Mamadou Diawara eigentlich Lehrer werden. Doch die Regierung hatte andere Pläne mit dem begabten jungen Mann: Er sollte Geschichte und Geographie an der »École Normale Supérieure« in Bamako studieren. Nach seinem Abschluss als Magister blieb er an der Hochschule, zunächst als wissenschaftlicher Mitarbeiter des »Institut des Sciences Humaines« (Institut für Humanwissenschaften), später als Leiter der Abteilung für Geschichte und Archäologie. In dieser Zeit begann Diawara über die Soninke zu arbeiten, die ehemaligen Herrscher über das erste westafrikanische Reich (8. bis 11. Jahrhundert), das sich über die heutigen Länder Mali, Mauretanien und Senegal erstreckte. Bis heute stützt sich das Wissen über diese Epoche vor allem auf mündliche Überlieferungen durch die »Griot«. Das waren hochspezialisierte Geschichten-erzähler oder Barden, die in eigenen Schulen ausgebildet wurden. Sie wiederholten über viele Jahrhunderte die Geschichten der herrschenden Familien des Landes, denen sie in einem Patronageverhältnis verbunden waren. Die heutigen Griot gehen in aller Welt auf Kon-



Mamadou Diawara während der internationalen Doktorandenschule »Autorité et Pouvoir au XIème Siècle«, die von Point Sud gemeinsam mit dem »Maison de la Science de l'Homme Ange Guépin« und der Université de Nantes im Februar 2005 in Bamako veranstaltet wurde.

runge durch die »Griot«. Das waren hochspezialisierte Geschichten-erzähler oder Barden, die in eigenen Schulen ausgebildet wurden. Sie wiederholten über viele Jahrhunderte die Geschichten der herrschenden Familien des Landes, denen sie in einem Patronageverhältnis verbunden waren. Die heutigen Griot gehen in aller Welt auf Kon-



Neue Ideen entwickelt Diawara gern im Gespräch. Das Konzept zu »Point Sud« entstand am Wissenschaftskolleg in Berlin.



Lehrkräfte und Personal von Point Sud vor dem Haupteingang des Gebäudes in Bamako.

zertreise. Und die weiblichen Interpretinnen haben ihren männlichen Kollegen inzwischen den Rang abgelaufen.

Diawara analysierte nicht nur die offiziellen Heldenepen über die großen Familien des untergegangenen Reichs, sondern auch die privaten Versionen der Geschichtenerzähler. Er ist einer der ersten Historiker, der in den tradierten Geschichten



auch nach dem Wissen von Frauen und sozial weniger beachteten gesellschaftlichen Gruppen forschte. Zwar war die Griot-Schule den Männern vorbehalten, aber die Frauen der Griot-Familien wurden dennoch informell ausgebildet und gaben die Geschichten an ihre Kinder weiter, insbesondere, wenn sie als Sklavinnen verschleppt wurden. Von 1980 bis 1985 arbeitete Diawara diese Studien zu einer Doktorarbeit aus. In dieser Zeit war er in Paris, wo er seine Kenntnisse in afrikanischer Geschichte und Sozialanthropologie an der renommierten

»Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales« (EHSS) und an der Sorbonne vertiefte.

Ein Weltbürger und sein Weg nach Frankfurt

Nach Frankfurt kam Diawara erstmals 1985 zu einem Vortrag am Frobenius-Institut auf Einladung des damaligen Direktors, Prof. Eike Haberland. Seinen ersten längeren Aufenthalt am Frobenius-Institut hatte er 1987 bis 1989 als Stipendiat der Alexander-von-Humboldt-Stiftung. Diesmal brachte er seine frisch angetraute Ehefrau Aissé Touré mit.

»Mir gefällt die deutsche Sprache«, erklärt Diawara, »sie ist die erste europäische Sprache, die ich nicht unter Zwang lernte«. Von den afrikanischen Sprachen spricht er drei fließend, darüber hinaus beherrscht er Englisch, Französisch und Deutsch. In den folgenden Jahren orientierte er sich bewusst nach Deutschland. Prof. Dr. Gerd Spittler, den er auf verschiedenen entwicklungssoziologischen Tagungen kennen gelernt hatte, holte ihn 1990 an die Universität Bayreuth, wo er sich 1998 im Fach Ethnologie habilitierte.

Noch vor Abschluss seiner Habilitationsschrift war Diawara Gastprofessor in Birmingham, wissenschaftlicher Angestellter in Frankfurt, Lehrbeauftragter in Fribourg, Schweiz sowie Gastprofessor in Bayreuth, Leiden und Yale. »Das Außergewöhnliche an Mamadou ist, dass er mit so vielen europäischen Ländern kooperiert«, urteilt Spittler, »die meisten Afrikaner ar-

beiten entweder in französisch- oder englischsprachigen Ländern. Er ist einer der wenigen, die in Deutschland arbeiten und der erste, der hier eine Professur für Ethnologie erhalten hat.« Der Ruf nach Frankfurt kam 2003. Diawara war zu dieser Zeit Associate Professor an der University of Georgia, USA. »Ich freute mich immens über den Ruf nach Frankfurt«, erklärt Diawara. Für seine drei Kinder sei der Umzug nach Deutschland zwar nicht einfach gewesen, aber jetzt könnten sie wenigstens an einem Ort bleiben.

Eine Brücke zwischen Akademikern und Entwicklungsberatern

Zu den prägenden Erlebnissen seiner wissenschaftlichen Karriere zählt Mamadou Diawara die Zeit am Wissenschaftskolleg in Berlin von Oktober 1994 bis September 1995. In der privilegierten Situation, sich einerseits vollkommen frei einem Forschungsprojekt widmen zu können und andererseits mit den Kollegiaten einen interdisziplinären Austausch zu pflegen, arbeitete er eine lange gehegte Idee zu einem außergewöhnlichen Forschungszentrum in seiner Heimat aus: »Point Sud. Forschungszentrum lokales Wissen« in Bamako. Es sollte eine Brückenfunktion zwischen üblicherweise getrennten Welten übernehmen: zwischen Universitätsprofessoren und Entwicklungsberatern, Theorie und Praxis, klassischer universitärer Lehre und Feldforschung. [siehe Ute Röschenthaler »Forschen im Team – Frankfurter Studierende in Mali«, Seite 60]

Die Überlegungen zu Point Sud reichen in die 1980er Jahre zurück. Diawara setzt sich kritisch mit den westlichen Diskursen über die Entwicklung der Schwellenländer auseinander. Er stimmt seinen amerikanischen und europäischen Kollegen zu, dass globale Akteure wie die Weltbank den Fehler machen, Probleme zu verallgemeinern und auf politisch neutrale technische Lösungen zu setzen. Viele Entwicklungshilfeprojekte kranken daran, dass die Helfer die kulturellen Voraussetzungen für Veränderungen sowie regionale Besonderheiten übersehen. Doch so treffend die Analyse westlicher Beobachter ist, geht sie nicht über die Stubenge-

lehrsamkeit der frühen Anthropologen hinaus. Diawara kritisiert diese abwartende Haltung: »Man könnte die Unschlüssigkeit in Bezug auf praktische Maßnahmen einfach übergehen, wenn sie nicht einen so wesentlichen Einfluss auf die Aufgaben der Afrikanistik, der Anthropologie und der Entwicklungspolitik hätte«, urteilt er und zitiert ein Sprichwort aus seiner Heimat: »Unsere Ohren haben genug gehört, nun brauchen unsere Kehlen einen Tropfen Wasser!«

Lokales Wissen als Forschungsschwerpunkt

»Als Sozialwissenschaftler müssen wir den Campus verlassen und mit den Betroffenen sprechen«, ist Diawara überzeugt. Nur so lernt man das lokale Wissen der Bevölkerung kennen, und dies ist der zentrale Ansatz von »Point Sud«: lokales Wissen stärken und für die Entwicklungszusammenarbeit nutzen. Dies bedeutet weit mehr, als »indigenes technisches Wissen« wie etwa bestimmte Ackerbautechniken der einheimischen Bevölkerung zu berücksichtigen. Es beinhaltet sowohl theoretisches als auch praktisches Wissen, kulturelle Repräsentationen und soziale Praktiken in der Aneignung von Technik. »Lokales Wissen variiert mit der sozialen Gruppe, dem Status, der Ethnizität und dem Geschlecht«, erklärt Diawara, »es ist etwas sehr Lebendiges und verändert sich im Dialog, mit dem Austausch von Gütern oder durch globale Einflüsse.« Besonders interessieren ihn der

Diawara im Seminar mit Frankfurter Studierenden: Er versteht es, seine Zuhörer für neue Perspektiven zu interessieren.



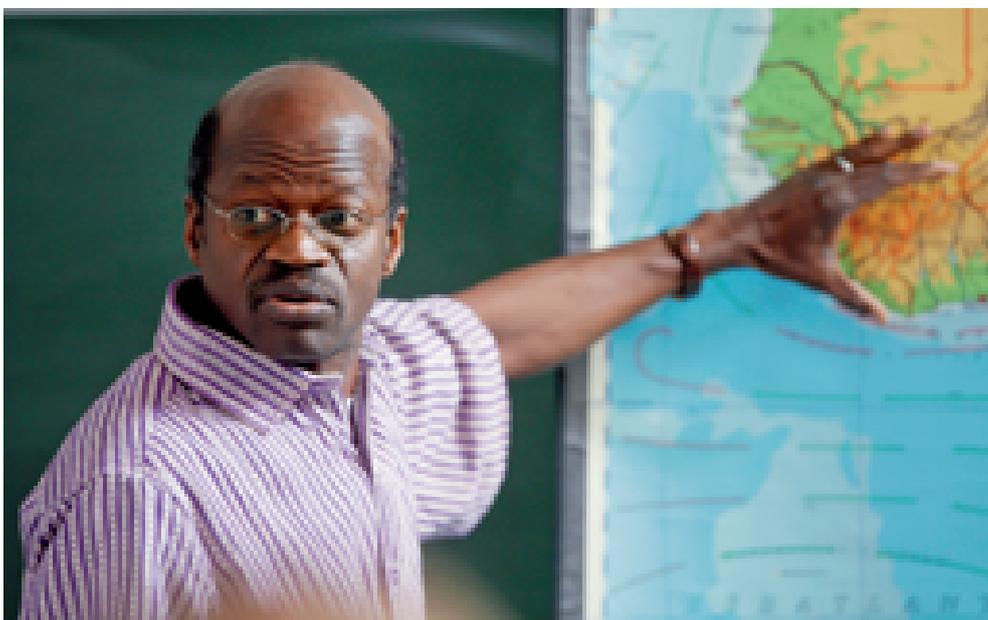
Wandel des lokalen Wissens im globalen Kontext und die Entwicklung lokaler afrikanischer Medien im Zeitalter der Globalisierung.

Das Konzept von Point Sud hat zahlreiche Geldgeber im akademischen Bereich überzeugt, unter ihnen die VolkswagenStiftung, der Stifterverband der Deutschen Wissenschaft, die Alexander von Humboldt-Stiftung, das Wissenschaftskolleg in Berlin, die Deutsche Forschungsgemeinschaft, die Bank of Sweden Tercentenary Foundation sowie zahlreiche ausländische Institutionen. Auch die Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) engagierte sich – nicht zuletzt aufgrund der Freundschaft zwischen Diawara und Dr. Wilfried Hoffer von der GTZ. Hoffer, der mehrere Jahre als Berater des Umweltministeriums in Mali lebte, erlebte mehrfach, wie wichtig es für einen Ent-

wicklungsberater ist, an lokales Wissen anzuknüpfen. Er setzte sich dafür ein, dass die GTZ für fünf Jahre die laufenden Kosten von Point Sud übernahm. Diawara hat viele Freunde, die ihn nicht nur fachlich, sondern auch menschlich sehr schätzen.

Sein Traum: staatliche und private Förderer zu finden, die afrikanischen Studierenden einen Studienaufenthalt in Frankfurt ermöglichen: »Für einen Afrikaforscher ist die Afrikasammlung der Senckenbergischen Bibliothek das Tor zur Welt«, schwärmt Diawara und fügt hinzu, dass in seiner Heimat Bücher, Zeitschriften und Bibliotheken immer noch Mangelware sind. Derzeit reisen alle zwei Jahre Frankfurter Studierende zu Lehrforschungen nach Point Sud. »Meine Hoffnung ist, dass künftig auch Gegenbesuche aus Mali möglich sind.«

Die Autorin
Dr. Anne Hardy
[siehe Autorenkasten Seite 72]



Er ist ein Weltbürger, der seinen Bezugspunkt in Mali behalten hat.

Deutsche Kolonialgeschichte: Noch längst nicht passé ...

Drei Neuerscheinungen zu einer Geschichte voller Widersprüchlichkeiten



Ulrich van der Heyden/Joachim Zeller (Hrsg.)
»...Macht und Anteil an der Weltherrschaft«
 Berlin und der deutsche Kolonialismus, Unrast Verlag, Münster 2005, ISBN 3-89771-024-2
 284 Seiten
 28 Euro.

Drei neue Darstellungen zur deutschen Kolonialgeschichte befassen sich aus ganz unterschiedlichen Perspektiven mit der Zeit am Ende des 19. Jahrhunderts und machen deutlich, dass die Kolonialgeschichte nicht mit dem Verlust der Kolonien 1918 aufhört. Der Jenaer Historiker Dirk van Laak blickt weit gefasst auf den deutschen Imperialismus im 19. und 20. Jahrhundert. Der Gießener Historiker Winfried Speitkamp widmet sich in seiner »Deutschen Kolonialgeschichte« der Kultur- und Politikgeschichte. Die Berliner Historiker Ulrich van der Heyden und Joachim Zeller verengen in dem von ihnen herausgegebenen Band »... Macht und Anteil an der Weltherrschaft« den Blick weiter zu einer anschaulichen Mikrogeschichte des Kolonialismus in Berlin.

Van Laak geht es nicht nur um das brutal annexionistische Auftre-

ten des Deutschen Reichs zwischen 1884 und 1918, sondern auch um vorangegangene Expansionsversuche, um die gedankliche Vorbereitung und um die materielle Aneignung der Welt. Zum Imperialismus zählt van Laak auch die Erschließung neuer Territorien durch die Wissenschaft. Neben der Geographie als imperialistischer Leitwissenschaft betont van Laak die Rolle der Techniker für den Eisenbahnbau und andere Infrastrukturprojekte. Im Bereich der Geisteswissenschaften leiteten Sprach-, Raum- und Volksforschungen unter dem Primat des nationalen Projekts historische, ethnische oder räumliche Ansprüche der Deutschen her. Dabei schufen sie von Vorurteilen geprägte Phantasielandschaften. Van Laak betont den akademischen Charakter des deutschen Imperialismus besonders in der Zeit vor und nach der faktischen Kolonialherrschaft.

Der Autor veranschaulicht einerseits den geistigen Hintergrund und die Denkstile und stellt andererseits den faktischen chronologischen Verlauf des deutschen Imperialismus und seiner Rückwirkungen dar. Er begreift den nach außen gerichteten Imperialismus als Zwillingbruder des nach innen orientierten Nationalismus. Immer wieder betont van Laak den Doppelcharakter des Imperialismus: Die Ambivalenz zwischen Gemeinsamkeit und Konkurrenz zu den anderen Kolonialmächten, zwischen der weltweiten Zivilisierung der Menschheit und der Festigung der Hierarchien.

Van Laak berücksichtigt darüber hinaus den nationalsozialistischen Kontinentalimperialismus des Zweiten Weltkriegs mit seiner Expansion nach Osten. Er zeigt, dass die imperialistische Rhetorik auch nach 1945 fortgesetzt wurde, etwa im Diskurs um die innerdeutsche Spaltung. Selbst die Entwicklungspolitik, das Schaffen ökonomischer Abhängigkeiten und kultureller Dominanz deutet er als informelle, subtilere Formen des Imperialismus. Trotz der Kontinuitäten weist

er immer auch auf den Wandel hin. Außerdem konstatiert er, dass der Kolonialismus nie eine einheitliche, breite Zustimmung fand.

Die Vielfalt der Meinungen wird auch in der deutschen Kolonialgeschichte Speitkamps deutlich. Es gab keine rückhaltlose Begeisterung für die überseeischen Besitzungen. Risse zogen sich in der Kolonialfrage quer durch die Gesellschaft und die Parteien; sie verliefen zwischen der Heimat- und Siedlergesellschaft. Die Regierung wiederum verhielt sich zögernd, was sich etwa darin ausdrückte, dass der Kolonialhandel zollpolitisch nicht privilegiert wurde. Noch nicht einmal die Haltung der in Übersee tätigen deutschen Firmen war eindeutig kolonialistisch. Zwar wollten sie die deutsche Position im Welthandel stärken und den Bedarf an Kolonialprodukten decken. An einer imperialistischen Rivalität waren sie dennoch kaum interessiert, etwa um ihre Abhängigkeiten im britischen Hongkong nicht zu gefährden.

Speitkamp betont immer wieder die Handlungsspielräume und die Widersprüchlichkeit des Geschehens. Beispielsweise glaubten bei den Verhandlungen 1884 über die deutschen kolonialen Schutz- und Kaufverträge am Ende beide Seiten, den jeweils anderen Partner überlistet zu haben. Den deutschen Verhandlungsführern standen aber keine »unfähigen« afrikanischen Verhandlungspartner gegenüber. Vielmehr waren die umständlichen und langen Verhandlungen Ausdruck einer komplexen gesellschaftlichen Organisation der afrikanischen Gesellschaften. Durch den Vertragsabschluss selbst veränderte sich die politische Ordnung, und Einzelne erlangten bisher unbekannte Formen personaler Autorität und Legitimität. Bei Speitkamp werden die Einheimischen Afrikas zu handelnden Subjekten, die ihre Geschichte selbst gestalten. An der Küste Kameruns etwa nahmen die Duala schon in vorkolonialer Zeit eine führende Rolle im Handel ein und konnten sich in der Kolonial-

Dirk van Laak
**Über alles
 in der Welt.
 Deutscher
 Imperialismus
 im 19. und
 20. Jahrhundert**

Verlag C. H. Beck,
 München 2005,
 ISBN 3-406-52824-4,
 229 Seiten,
 14,90 Euro.



zeit durch die Umstellung auf Cash Crops behaupten. Sie hatten sich das Recht auf den von ihnen genutzten Boden sogar im Schutzvertrag von 1884 ausdrücklich zusichern lassen.

Die kolonialen Aktivitäten zeitigten Folgen für die Metropole und wirkten in diese zurück. Im Bild der Kolonien formte sich beispielsweise die nationale Identität der deutschen Bevölkerung neu, wie sich an der Diskussion um die »Misch-ehen« zeigt. Speitkamp verbindet moderne kulturgeschichtliche Ansätze mit den politik- und sozialgeschichtlichen Grundlagen. Fragen nach interkulturellen Begegnungen und den Spuren der Kolonialgeschichte im kollektiven Gedächtnis werden ebenso behandelt wie etwa die Verfassungs-, Verwaltungs-, Stadt- und Wirtschaftsgeschichte.

Einige Aspekte, die bei van Laak manchmal nur in einem Satz angedeutet sind, hat Speitkamp zusammenfassend in einem längeren Abschnitt dargestellt. In dem von van der Heyden und Zeller herausgegebenen populären Band finden diese Aspekte eine punktuelle Vertiefung in einzelnen Aufsätzen. Ohne eine Gesamtinterpretation zu versuchen, entsteht mit vielen Detailinformationen und Bildern ein sehr viel plastischeres, dafür aber fragmentiertes Bild. Außerdem bereichern die Autoren die Deutung der deutschen Kolonialgeschichte um Elemente einer Kontrastgeschichte der antiimperialistischen Vereinigungen

der 1920er Jahre und des Internationalismus. Auch in der Ära scheinbar unaufhaltsamer weltweiter Kolonialherrschaft hatten Wissenschaftler wie Gottlob Adolf Krause und andere Intellektuelle in der Berliner Presse alternative, regierungs- und kolonialkritische Ansichten geäußert und dazu beigetragen, dass einige Deutsche der rassistischen Kolonialpolitik des Kaiserreichs ablehnend gegenüberstanden.

Gerade das Handeln einzelner Personen und ihr Beitrag zur deutschen Kolonialgeschichte wird vielfach sinnfällig, etwa die Rolle einzelner Kolonialpolitiker wie Wilhelm Solf oder des Nilforschers und Arztes Richard Kandt. Deutsch-afrikanische Verflechtungen sollen durch das Porträt der afrikanischen Diaspora in Berlin aufgezeigt werden. Vor allem die Überlebensstrategien Afrodeutscher in der Zwischenkriegszeit werden anhand einzelner biographischer Beispiele erörtert. Die Biographien spiegeln vielfach Bedrückung, Herabsetzung und Ablehnung wider, aber auch vereinzelt erlebte Toleranz. Im Mittelpunkt steht die Frage nach den Rückwirkungen des Kolonialprojekts auf die deutsche Gesellschaft.

Die Widersprüche des kolonialen Systems vor Ort werden am Beispiel eines Fotos deutlich, das zeigt, wie afrikanische Soldaten sich im Dienste der »Schutztruppe« als Henker ihrer eigenen Landsleute betätigten. Auf diese Weise trugen sie zum Aufbau und Erhalt der ko-

lonialen Herrschaft bei. Die Beiträge bestätigen die komplexe historische Situation und machen dabei die koloniale Kultur der Metropole sichtbar. Totengedenken, Zirkus oder Kolonialausstellungen betonen den Kolonialismus als kulturelles Phänomen.

Die drei Bände präsentieren eindrückliche Quellen und Zitate, sind verständlich geschrieben und gute Beispiele dafür, wie man neueste Forschungsergebnisse einer breiteren Leserschaft nahe bringt, mithin Wissenschaft popularisiert. Die Autoren entwickeln aus unterschiedlichen Perspektiven neue Sichtweisen auf Kontinuität und Wandel in der deutschen Geschichte. Sie sensibilisieren für die Offenheit und Widersprüchlichkeit der Geschichte und versagen sich einfachen Schlussfolgerungen. Der Kampf um die Deutung und Bewertung der kolonialen Erfahrung ist noch nicht beendet; er wird von den drei vorgestellten Studien in bemerkenswerter Weise fortgesetzt. ◆



Winfried Speitkamp
**Deutsche
Kolonialgeschichte**
Reclam Verlag,
Stuttgart 2005,
ISBN 3-15-017047-8,
208 Seiten,
6 Euro.

Der Autor

**Dr. Hartmut Ber-
genthum** studierte
Geschichte, Poli-
tik und Deutsche
Literatur-
wissenschaft in
Marburg, Gießen
und Bristol (Eng-
land) und forschte
über die Ge-
schichte der Ge-
schichtswissen-
schaft in Kenia.
Seit 2005 ist er
Fachreferent für
Afrika südlich der
Sahara, Ozeanien
und Geographie
an der Universi-
tätsbibliothek Jo-
hann Christian
Senckenberg,
Frankfurt am
Main.

Glauben fern der Heimat

Für afrikanische Christen ist Europa die Diaspora

Roswith Gerloff ist eine Pionierin bei der Erforschung afrikanischer Diasporakirchen in Europa, und zwar in verschiedenster Hinsicht:

- was die Wahrnehmung von Kirchen mit afrikanischen Mitgliedern in Europa angeht;
- bezüglich der Anerkennung der theologischen und soziologischen Bedeutung dieser Kirchen, von denen die Mehrzahl zum charismatischen Spektrum des Christentums gehört;
- hinsichtlich der Organisation ihrer Kooperation auf regionaler,

nationaler und internationaler Ebene, und

- in Bezug auf die Überbrückung des Grabens, der die forschenden Theologen und Soziologen von den praktizierenden Pastoren und Mitgliedern dieser Kirchen trennt.

Roswith Gerloff ist Theologin und evangelische Pfarrerin im Ruhestand. Sie hat sowohl in Deutschland als auch in England gearbeitet und unterrichtet. Der vorliegende Band versammelt 23 Artikel aus ihrer Feder, von denen die meisten in den vergangenen drei Jahrzehn-

ten an anderer Stelle publiziert worden sind. Viele haben ihren Ursprung in Vorträgen auf universitären und kirchlichen Konferenzen. Der Titel des Buchs »Das schwarze Lächeln Gottes« geht auf eine Begegnung zurück, die Gerloff in den 1970er Jahren in Oxford hatte: Ein jamaikanischer Pastor vermittelte ihr, dass Menschen afrikanischer Abstammung dazu in der Lage seien, selbst im Angesicht übelster Lebensbedingungen noch zu lachen, und zwar aufgrund ihrer Überzeugung, dass sie vom Heiligen Geist erfüllt sind und gestärkt werden.

Der Band wird eröffnet von einem Vorwort von Gerloffs vormaligem »dissertation advisor« Walter J. Hollenweger. Es folgen eine allgemeine Einführung der Herausgeber Gisela Egler und Paul Löffler sowie eine ausführliche und informative autobiographische Hinführung zum



Roswith Gerloff
Das schwarze Lächeln Gottes.
Afrikanische Diaspora als Herausforderung an Theologie und Kirche
 Beiträge aus 30 Jahren reflektierter Praxis, hrsg. von Gisela Egler und Paul Löffler, Verlag Otto Lembeck, Frankfurt 2005, ISBN 3-87476-443-5, 383 Seiten, 25,80 Euro.

Der Autor

Privatdozent Dr. Werner Kahl ist Studienleiter an der Missionsakademie Hamburg. Er lehrt und forscht zur Charismatisierung des Christentums in Westafrika, zur Rezeption der Bibel aus afrikanischen Perspektiven sowie zu afrikanischen Migrantengemeinden in Europa.

Thema durch die Autorin. Sie mündet in die Präsentation von zehn Fotos, die Gerloff mit ökumenischen Partnern bei verschiedenen Anlässen in den letzten drei Jahrzehnten zeigen. Zur kontextuellen Einordnung sind jedem Artikel einige einführende Sätze der Herausgeber vorangestellt. Die Artikel sind in der jeweiligen Originalsprache belassen worden (5 in Englisch, 18 in Deutsch). Viele erscheinen hier in gekürzter Form, während es sich bei dem wichtigen akademischen Essay »Pfingstkirchen und charismatische Bewegungen in Afrika,

Asien und Lateinamerika« um die erweiterte Fassung eines Eintrags in der kürzlich erschienenen vierten Auflage der theologischen Enzyklopädie »Die Religion in Geschichte und Gegenwart« (RGG) handelt. Thematisch behandeln die Artikel die afrikanischen Erfahrungen in Britannien, die Bedeutung der afrikanischen Diaspora für Europa, die weltweite Pfingstbewegung in der Kraft des Geistes, Kriterien für ökumenisch-interkulturelles Lernen und Handeln sowie Visionen und Herausforderungen für Theologie und Kirche. Die folgenden Bilanzierungen der Arbeit Gerloffs durch Sybille Fritsch-Oppermann, Sevda Demir, Klaus Hock, Wolfram Kistner und Devarakshanam Betty Govinden eröffnen neue theologische und kirchliche Perspektiven. Eine vollständige Bibliographie Gerloffs und bibliographische Angaben zu den 23 hier versammelten Beiträgen beschließen das Buch.

Gerloff enthält sich jeglicher Kritik an den afrikanischen Versionen des Christentums. Dies ist verständlich vor dem Hintergrund der Diskriminierungsgeschichte, die die Begegnung von Europäern und Afrikanern im Allgemeinen geprägt hat und die insbesondere im Verhältnis zwischen europäischem Christentum und traditioneller afrikanischer Religion beziehungsweise zwischen europäischem und afrikanischem Christentum zum Ausdruck gekommen ist. Viele dieser Artikel gründen in persönlichen Erlebnissen und Begegnungen Gerloffs mit afrikanischen Migrantengemeinden.

Sie unternimmt es, ihre Eindrücke einer europäischen Leserschaft zu kommunizieren, wobei sie den potenziellen Beitrag, den afrikanisch-charismatische Kirchen zu leisten vermögen, um verschiedene Mängel in den etablierten Kirchen zu überwinden, kritisch reflektiert auslotet. In Bezug auf die europäischen Kirchen nennt Gerloff den Mangel an Spiritualität, lebendiger Kirchenmusik und Liturgie sowie an der aktiven Beteiligung von Laien am Gottesdienstgeschehen. Wie genau es aber vonstatten gehen soll, afrikanische – sowohl spirituelle wie gemeinschaftliche Lebenserfahrungen – in europäische Parameter des Verständnisses und der Organisation von Wirklichkeit zu übersetzen, damit sie auch für Europäer bedeutsam werden, bleibt ein Frage, die weiterhin bedacht werden muss. Es erscheint fraglich, ob Begriffe wie »Harmonie mit der Schöpfung« oder »Holismus« (Seite 168) sich dazu eignen, Manifestationen oder auch nur erwünschte Realitäten innerhalb des afrikanisch-charismatischen Christentums angemessen zu erfassen.

Empfehlenswert ist diese Aufsatzsammlung für alle, die sich für das Phänomen afrikanischer Migrantengemeinden in Europa beziehungsweise das charismatische Christentum aus afrikanischer Perspektive interessieren. Äußerst hilfreich und inspirierend wird das Buch auch für diejenigen sein, die sich über die Zukunft der etablierten Kirchen in Europa Gedanken machen. ◆

Einmal zum Filmfestival nach Ouagadougou

Warum afrikanisches Kino ähnlich, aber doch anders ist

Die Frankfurter Filmwissenschaftlerin Marie-Hélène Gutberlet nimmt uns mit auf eine Reise in die Welt ge- und erfundener Bilder und Töne des afrikanischen Kinos, das – bezüglich Kinoerfahrung und Filmschaffen – dem Kino in anderen Teilen der Welt so ähnlich und doch so anders ist. Schlagen Sie dieses Buch auf einer beliebigen Seite auf, Sie werden unweigerlich in den Text gezogen – eine seltene

Leistung, zumal für eine wissenschaftliche Publikation. Mit der Reiseleiterin Gutberlet möchte man sich einlassen auf die Welt afrikanischen Filmschaffens – und sei es nur im Rahmen eines der hiesigen Filmfestivals. Oder besser noch, augenblicklich die Reise nach Ouagadougou antreten, um dort mit dem afrikanischen Publikum auch Filme aus Bollywood, Hongkong oder Hollywood zu schauen, dabei vom

Kinosessel aufzuspringen und aus der Hüfte schießen zu lernen. Die Autorin bietet ihren Lesern eine Leserfahrung vergleichbar der Kinoerfahrung im frühen Kino, das unterschiedliche Genres und Gattungen in einer Vorstellung verband und dabei ganz auf die Partizipation des Zuschauers setzte. Theoretische und selbstreflexive, ideengeschichtliche und film beschreibende Passagen werden ineinander verwoben,

ohne dabei zur sprichwörtlichen Nummernrevue zu verkommen. Durch diese intermediale Angleichung gelingt es der Autorin, die Inkommensurabilität (Vergleichbarkeit) zwischen bewegten Bildern und statischen Begriffen (Hans Ulrich Gumbrecht) zu überwinden, das Kino als Wissenschaft vom Bewegten mit der Wissenschaft, die mit statischen Begriffen operiert, zu versöhnen.

Aus gutem Grunde wird hier ein sehr weit gefasster Begriff des »afrikanischen Kinos« verwendet, der keine klare Grenze zwischen Vor- und eigentlicher Geschichte des afrikanischen Kinos, zwischen kolonialer und postkolonialer Ära zieht. Denn das bisher etablierte Konzept afrikanischen Kinos, das lediglich auf der Herkunft der Regisseure gründet, muss fragwürdig erscheinen angesichts der Tatsache, dass ein Großteil der Filme mit außer-afrikanischen Mitteln realisiert wird – von westlichen Filmteams bis hin zu Kameraleuten und Cuttern –, um dann vor allem auf westlichen Filmfestivals und kaum in den Kinos Afrikas zu laufen.

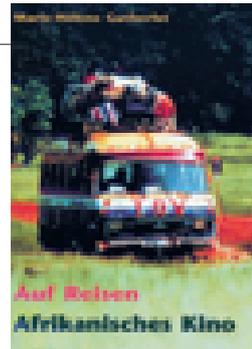
Die Geschichte des afrikanischen Kinos, also des Kinos in und aus Afrika, beginnt mit den kinematographischen Operateuren, die im Auftrag der Gebrüder Lumière im ausgehenden 19. Jahrhundert in ferne Länder zogen, um dort sowohl Filme vorzuführen als auch neues Material zu drehen. Die ersten Vorführungen auf schwarz-afrikanischem Boden fanden 1900 in Senegal statt, und dürften dort, ebenso wie zur gleichen Zeit in Europa, als Attraktionen wahrgenommen worden sein. Das populäre Interesse am Film wird schon bald von der wissenschaftlichen Verwertung, etwa im ethnographischen Film, und der propagandistischen Nutzung eingeholt. Afrikaner wurden nicht nur zu Objekten der ethnographischen Kamera, sondern gleichfalls zum Publikum kolonialer Produktionen, die einem zivilisatorischen Impetus folgten. Malariaabekämpfung, Körperhygiene und verbesserte Agrartechniken sollten auf diese Weise vermittelt werden. Indes zeigte sich während der Kinovorführungen wiederholt, dass sich die afrikanischen Zuschauer vielmehr der Schaulust und der lautstarken Partizipation am Geschehen hingaben als dem Anliegen der ko-

lonialen Didaktik zu entsprechen. Leinwandübersetzer, die *live* nicht lediglich die Dialoge der Filme in lokale Sprachen übertragen, sondern Szenen auf komische Weise kommentierten und ihren Schabernack mit den filmischen Figuren trieben, hatten Anteil an der Etablierung einer partizipatorischen Kinokultur, die sich bis heute in den Kinos und Videohallen Afrikas gehalten hat.

Auch das Filmschaffen afrikanischer Autoren, das im engeren Sinne als afrikanisches Kino gilt, beginnt nicht in Afrika, sondern in Paris, wo in den 1950er Jahren der erste Film eines afrikanischen Regisseurs gedreht wird. Erst ab den 1960er Jahren entstehen Filme afrikanischer Autoren auch in Afrika. Dem Zeitgeist entsprechend, soll nun die Dekolonisierung der Leinwände beginnen. Dies ist die Zeit der Manifeste und Gründungen panafrikanischer Cineastenverbände, in die auch die Wurzeln der Biennale von Ouagadougou zurückreichen. Seit diesen hoffnungsvollen Tagen hat das afrikanische Kino viele Rückschläge hinnehmen müssen. Trotzdem erscheinen jährlich zirka zwei Dutzend neue Produktionen.

Auf der Suche nach der Differenz des afrikanischen Kinos führt die Autorin verschiedene kultur- und filmwissenschaftliche Diskurse

der vergangenen Dekaden vor Augen – *Third Cinema*, *Black Cinema*, Weltkino –, in die das afrikanische Kino, auch durch Kritiker und



Marie-Hélène Gutberlet

Auf Reisen.

Afrikanisches Kino

Verlag Stroemfeld, Frankfurt und Basel 2004 (Nexus 67), ISBN 3-86109-167-4, 275 Seiten, 28 Euro.

Filmschaffende selbst, zwar eingebunden war, aufgrund seiner Andersartigkeit aber dennoch stets ein wenig außen vor blieb. Diese Andersartigkeit verortet Marie-Hélène Gutberlet schließlich in der besonderen Beziehung dieses Kinos zur Oralität afrikanischer Kulturen und damit zur Sphäre des Akustischen. In einer Zeit, in der die Rede vom pictorial turn allgegenwärtig ist, setzt sie sich mit diesen Überlegungen – analog zu ihrem Gegenstand – vom Zeitgeist ab. Das Buch empfiehlt sich für akademische Leser aus Kultur- und Filmwissenschaft sowie für Cineasten und Afrika-Interessierte. ◆

Der Autor

Dr. Matthias Krings ist Juniorprofessor am Institut für Ethnologie und Afrikastudien der Universität Mainz. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Medienethnologie, afrikanische Videoproduktion und populäre Kultur.

Wenn Menschen noch ein Herz in der Brust haben

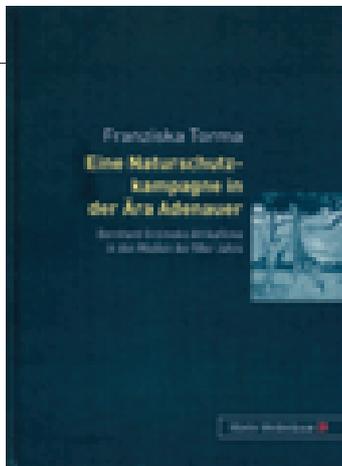
Bernhard Grzimeks Afrika-Arbeit aus medienhistorischer Sicht

Anfang der 1950er Jahre bricht Bernhard Grzimek nach Afrika auf. 1951 geht die erste Reise an die Elfenbeinküste – sein Sohn Michael, damals gerade 16 Jahre alt, ist dabei. Als Direktor des Frankfurter Zoos will Grzimek Tiere für den im Krieg stark zerstörten Tiergarten nach Deutschland holen. Außerdem will er in freier Wildbahn die Lebensweise der Tiere studieren und filmen, um ihre Haltung in Menschenobhut zu verbessern. Aus diesen Aktivitäten wird innerhalb weniger Jahre eine einzigartige Kampagne für die Tierwelt Afrikas, der in Tansania gedrehte Film »Serengeti darf nicht sterben« wird

ein Welterfolg. 1960 erhält Grzimek dafür in Hollywood den *Academy Award*. Er ist der erste deutsche Oscar und bis heute der einzige für einen Tierfilm.

Grzimeks Tierfilme waren im Nachkriegsdeutschland ungemein erfolgreich, Titel wie »Serengeti darf nicht sterben« und »Kein Platz für wilde Tiere« haben Eingang in den Volksmund gefunden. Mehr noch kann man sich die Filme auch als gesellschaftspsychologisches Ersatzmedium und Ventil verstellter Gefühle vorstellen. Die Historikerin Franziska Torma untersucht in ihrer als Buch erschienenen Magisterarbeit Tiere als Indiz eines gesellschaft-

lichen Diskurses und stellt am Beispiel Grzimek erstmals eine Verbindung von Tierfilm und Geschichtsbewältigung in der Ära Adenauer her. Eingehend beschreibt sie Grzimeks Filme und fragt sich, wie man das »Grzimek-Tierfilm-Fieber« im Deutschland der 1950er Jahre verstehen kann. Ihre These: Tiere sind



gen Diskussionen um dieses Werk. Ihr Ziel ist es, zu verstehen, was sie Grzimeks »Dialogangebot« nennt: In der Übergangsphase vom Nationalsozialismus in die Bundesrepublik übt man im Umgang mit dem Tier den Dialog – das heißt konkret Meinungsfreiheit, öffentliche Streitkultur, Demokratie. Es werden

Franziska Torma
Eine Naturschutzkampagne in der Ära Adenauer. Bernhard Grzimeks Afrikafilme in den Medien der 50er Jahre.
 Martin Meidenbauer Verlag, München 2004, ISBN 3-89975-034-9, 213 Seiten, 36,90 Euro.

eminent wichtig für die Rückgewinnung von Gefühlen. Sie provozieren »wahres« Mitleid, Mitgefühl, Empathie. Sie haben den versichernden Ausdruck eindeutiger Haltungen und müssen sich ihrer nicht grämen. Tiere machen Gefühle wieder greifbar, sie therapieren.

Tormas Arbeit ist im deutschen medienhistorischen Kontext einmalig, fügt sich zugleich aber in das aktuelle, »neu entfachte« Interesse am Tier: Tierethik und -ökologie wird gegenwärtig vermehrt gesellschaftliche Bedeutung beigemessen, es werden wieder mehr Abenteuerberichte und Naturbeobachtungen verfasst und Safari Guides aufgelegt. Das Tier gehört nicht mehr dem Biologen allein, es ist gesellschaftsfähig geworden, Testfeld und Spiegel menschlicher Kompetenzen. Während es dem Menschen schwer fällt, gegenüber Fortschritt, Natur und politischer Verantwortung zu bestehen, erscheint das Tier wie ein eigenständiges operatives Teil des Ganzen: als ein Nadelöhr des Gewissens, als Platzhalter für utopische Aufladungen. Dieser komplexen Verknüpfung von Wirklichkeits- und Wunschvorstellungen im Umgang mit dem Tier stellt Torma in ihrer Untersuchung nach. Ihr Hauptagent ist Bernhard Grzimek in Person und Werk, also seinen Filmen, Büchern und Zeitschriftenbeiträgen und den damali-

menschlichere Umgangsformen wiedererlernt (maßvolle Selbsterhaltung, Gruppensinn, Schutz, Respekt), und die Umgangsweisen werden abgebaut, die das Verhalten während des Dritten Reichs prägten (Befehl und Gehorsam, Härte, Gewaltverherrlichung, Recht des Stärkeren). Denn Tiere führen keinen Krieg; ihre Gewaltbereitschaft dient allein der Selbsterhaltung und nicht der Vernichtung anderer. »In die Tiere verummumt sich die Utopie«, sagte Adorno damals, der sich mit Grzimek Briefe schrieb.

Tormas Versuch besteht einerseits darin, Grzimeks Film- und Medienkampagne als Therapeutikum zu begreifen – das wäre ihre Wirkung auf die deutsche gesellschaftliche Wirklichkeit –, andererseits seine Medienpräsenz zum Schutz der bedrohten Tierwelt Afrikas zu verstehen. Weitgehend ausgelassen wird sein übriges Werk, so die Enzyklopädie »Grzimeks Tierleben« und sein Engagement als Frankfurter Zoodirektor. Artenschutz und Therapeutikum – beide Interessensstränge verbinden sich bei Grzimek im Großwild. Es wundert kaum und ist trotzdem erstaunlich, dass Afrika als soziale und politische Wirklichkeit nicht interessiert, auch nicht die mit den Tieren um den Lebensraum konkurrierenden Menschen. Grzimek (auch Torma) bleibt bei aller Liebe zum Tier den

paradiesisch zeitlosen Afrika-Vorstellungen mit untergehender Sonne über menschenleerer Steppe verbunden. Darin steht Grzimek unwillentlich imperialen und kolonialen Traditionen der Vorkriegszeit nahe. Dass es ihm letztendlich nicht um Afrika und seine realen Bewohner geht, mit denen etwas ausgehandelt werden kann, sondern um in die Ferne wirksame Projektionen und Deutungsmuster, deutet Torma zaghaft an. Eine Kritik dieser prekären Verhältnisse müsste Afrika deutlicher als zeitgenössische Projektionsfläche erkunden.

Auch die aus den Filmen destillierten Bedeutungen der Tiere für das eigene gesellschaftliche Selbstverständnis streift Torma nur. Es fällt ihr schwer, Abstand zu ihrem Material zu gewinnen und die schwelenden Umbrüche zu deuten. Man könnte sagen, in der Ära Adenauer beginnt, was erst in Folge des Mai 1968 gesellschaftlich bewusst verhandelt werden wird: das Aufbrechen des männlichen Rollenbilds und das Rückgewinnen psychischer Schichten, die Krieg, Zerstörung und Autoritätsstruktur nicht zugelassen hatten. Dass die Autoren sich der Ambivalenz der Veränderungen widmen, seien sie gesellschaftlich-historischer oder »interdisziplinärer« Art – hier zum Beispiel kommen zoologische, medienhistorische und soziologische Elemente zusammen –, macht dieses Buch allemal zum Gewinn. In der Tat zeichnet sich ein wichtiger Umbruch ab, ein Abwenden vom militärischen Gestus und mit ihm vom positiven Bild des weißen Großwildjägers. Grzimek, wie Torma andeutet, verkörpert einen Übergangstypus, der für Schwächere Schutz sucht und die Flinte gegen die Kamera und das Notizheft tauscht. Seine Filme, so könnte man sagen, wirkten an der Entwaffnung der deutschen Gesellschaft mit. ◆

Die Autorin

Dr. Marie-Hélène Gutberlet ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaften der Universität Frankfurt. Ihre Forschungsschwerpunkte sind der Rezeptionskontext des Afrikanischen Kinos, Experimental- und Dokumentarfilmstrategien, Musik und zeitgenössische Kunst.

Lebendige Vielfalt kulturellen Schaffens

Ein facettenreiches Bild von Afrikas Literatur, Theater und Gesellschaft

Das das Schwärzeste an Schwarzafrika die Ignoranz der westlichen Welt gegenüber diesem Kontinent ist, daran scheint sich leider wenig geändert zu haben. Vielleicht, wie Binyavanga Wainaina in seiner beißenden Glosse in der Süddeutschen Zeitung (vom 17. Januar 2006) nahe legt, hat sich dieses Image durch die Krisen des Kontinents seit den 1980er Jahren sogar verschärft: Das traurige, sehr einseitige Bild, wie es die Medien entwerfen, ist geprägt durch den Fokus auf Kriege, Gewalt, AIDS und Hungersnöte – oder eben nackte Brüste, verhungerte Kinder und Kalaschnikows. Anstatt uns auch über das kulturelle Schaffen in Afrika, die Vielfalt der Sprachen und Kulturen, Literatur, Theater und Film zu informieren, werden wir täglich das Gruseln gelehrt. Darüber kann man lamentieren oder Bücher wie dieses herausgeben.

In ihrer informativen und auch in Bezug auf die eigene Disziplin kritischen Einführung zeichnet Susan Arndt die Genese unseres heutigen gesellschaftlichen Diskurses über Afrika nach – und zwar nicht nur vom pseudo-wissenschaftlichen Rassismus der Kolonialzeit bis zur Gegenwart, sondern auch in Bezug auf die Position der Afrikanistik in Deutschland.

Die Essays, die der Band versammelt, setzen sich mit dem vielfältigen kulturellen Schaffen in afrikanischen Ländern auseinander, wobei der Schwerpunkt auf dem Theater liegt. Eine Fülle von Themen, wie Theaterarbeit in Gefängnissen, Literatur von Frauen, postkoloniale Sprachpolitik, Filmkritik, die Rolle der Universität in Afrika, aber auch Afrikabilder in Deutschland, erlaubt Einblicke in die heutige wie auch historische Kulturarbeit in afrikanischen Ländern und deren Interaktionen mit Europa. Die 26 Essays sind durchweg lesenswert.

Besonders Innenansichten, das heißt Essays von afrikanischen Literaten und Theatermachern, die von der Kulturarbeit in spezifischen Genres und Ländern berichten, ermöglichen tiefere Einblicke in kulturelle, gesellschaftliche und po-

litische Prozesse der afrikanischen Gegenwart. Dies erscheint mir besonders in den Fällen gelungen, in denen zwei oder mehrere Autoren sich des gleichen Themas annehmen. Während zum Beispiel Temple Hauptfleisch sich mit der Entwicklung des Theaters in Südafrika beschäftigt, erzählt der darauf folgende Artikel von Zakes Mda von den Veränderungen des Theaters in den Jahren nach der Apartheid.

Ein ebenfalls interessantes Paar bilden die Essays von Femi Osofisan und Omofolabo Ajayi-Soyinka über das Theater in Nigeria. Die antagonistischen Einschätzungen der Autoren eröffnen einen Diskurs, der hierzulande sicherlich wenig bekannt ist. Osofisan berichtet über den Bedeutungsverlust des Theaters in Nigeria, den sie der Verarmung, Unsicherheit auf den Straßen, der Abwanderung von Intellektuellen und nicht zuletzt einer massiven Videoproduktion zuschreibt. Im Gegensatz dazu erzählt Ajayi-Soyinka von einem erfolgreichen Theaterstück, das als TV-Serie verfilmt wurde und in beiden Formen aufgrund seiner intelligenten Kodifizierung gesellschaftlicher Phänomene zum »Kult« und Gesprächsstoff wird. Die Fernsehserie führt fort, was das Stück begonnen hat, bedient sich einer Semiotik und narrativen Form, die »traditionelle« Codes des Sprechens einbezieht – und fegt zur Sendezeit die Straßen leer.

Die Essays von Susan Kiguli und Goretti Kyomuhendo erzählen, »was es bedeutet, eine afrikanische Schriftstellerin zu sein« und berichten von der Position von *Femrite*, der Vereinigung ugandischer Schriftstellerinnen. Wir werden über das Konzept des Negofeminismus informiert – eines Feminismus' der Auseinandersetzung – aber auch über die Schwierigkeiten, weibliche Identität zu konstruieren. Deutlich wird auch, was es bedeutet, Tabus zu brechen und über die Erfahrungen von häuslicher Gewalt und Vergewaltigung zu sprechen oder zu schreiben.

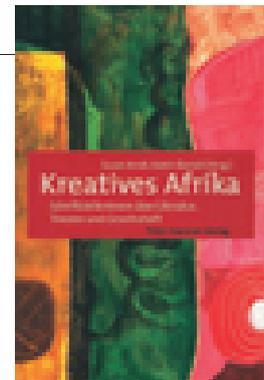
Als weiteres Beispiel geglückter diskursiver Einblicke sind vier Artikel über *Theatre for Development* zu nennen; hier werden die Möglich-

keiten und Schwierigkeiten des Theaters in den Bereichen Wissensbildung, Kommunikation und kollektiver Erarbeitung von Strategien, zum Beispiel im Kampf gegen AIDS, aufgezeigt.

Man hätte sich vielleicht mehr Essays wie den des somalischen Schriftstellers Nuruddin Farah gewünscht. Farah, der seit vielen Jahren im Exil lebt, führt uns den *Tamarind Market* in Mogadischu als

Kreatives Afrika. SchriftstellerInnen über Literatur, Theater und Gesellschaft.

Susan Arndt und Katrin Berndt, Festschrift für Eckhard Breiting, Peter Hammer Verlag, Wuppertal 2005, ISBN 3-7795-0028-0, 522 Seiten, 24,90 Euro.



Wahrzeichen des vergangenen Glanzes, als einen Sehnsuchtsort vor; wir lernen nicht den Kriegsschauplatz kennen, sondern eine Stadt mit reicher kosmopolitischer Geschichte.

Gleichfalls »Augen öffnend« ist Karim Traorés brillante Metakritik europäischer Kritiken über afrikanische Filme. Am Beispiel von Idrissa Quédraogos Film *Yaaba* macht Traoré deutlich, dass Filmkritiker, die afrikanische Filme wechselweise als »erfrischend naiv« oder »rührend einfach« beschreiben, nichts als ihre eigene beschränkte Kompetenz und Hilflosigkeit angesichts einer fremden Symbolik und Bildsprache zur Schau tragen. Es gelingt ihm, der Leserin die Komplexität von Quédraogos Film nahe zu bringen und dabei Stereotypen westlicher Filmkritik gegenüber dem »Ethnofilm« ins Wanken zu bringen.

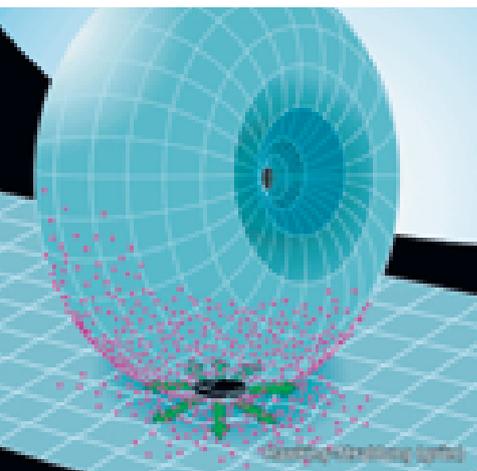
Es ist ein gelungener Sammelband. Einzig der Titel scheint mir ein Fehlgriff: Muss »Afrika« (als Sammelbegriff) nun kreativ statt dunkel, wild oder obskur sein? Stereotypen werden leider nicht durch ihre Umkehr, wohl aber durch Bücher wie dieses demontiert. ♦

Die Autorin

Dr. Anette Hoffmann ist Kulturwissenschaftlerin und Afrikanistin und lebt in Köln. Zurzeit beschäftigt sie sich mit narrativen und performativen Widerstandskulturen der afrikanischen Bevölkerung in Namibia während der Kolonialzeit.

Die nächste Ausgabe von »Forschung Frankfurt« erscheint Mitte Dezember 2006.

Können in Teilchenbeschleunigern winzige »Schwarze Löcher« entstehen?



Wenn Physiker im kommenden Jahr den Large Hadron Collider (LHC) bei Genf in Betrieb nehmen, werden dort Elementarteilchen mit ungeheurer Energie aufeinander prallen. Theoretische Physiker wie die Frankfurter Gruppe um Prof. Dr. Horst Stöcker sehen diesem Ereignis mit besonderer Spannung entgegen, könnte es doch einen ersten handfesten Beweis für die Existenz höherer Dimensionen liefern: Bei den Kollisionen hochenergetischer Teilchen können – zumindest theoretisch – winzige »Schwarze Löcher« entstehen. Allerdings wären sie zu kurzlebig und zu klein, um nennenswerte Mengen irdischer Materie zu verschlingen.

In der nächsten Ausgabe von »Forschung Frankfurt« erklärt Stöcker, der kürzlich zum Vizepräsidenten der Universität gewählt wurde, was es mit diesen Extradimensionen auf sich hat und warum die Entstehung der Mini-Löcher im Teilchenbeschleuniger uns nicht beunruhigen muss. Sollte es sie geben, kann man damit die lange gesuchte Quantengravitation im Labor experimentell untersuchen. Die kleinen »Schwarzen Löcher« sind möglicherweise sogar stabil und könnten dann zur Energieproduktion beitragen., indem sie Wasserstoffkerne (Protonen) verschlucken und als Hawking-Strahlung (Photonen) wieder abgeben. Stöcker hat diese Idee, die ein wenig nach Science Fiction klingt, unlängst zum Patent angemeldet.

Wissenschaftsmagazin der Johann Wolfgang Goethe-Universität

Impressum

Herausgeber

Der Präsident der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main

Redaktion

Ulrike Jaspers, Diplom-Journalistin
Referentin für Wissenschaftskommunikation (Geistes- und Sozialwissenschaften)
Senckenberganlage 31, Raum 1053, 60054 Frankfurt am Main
Telefon (069)798-28622, Telefax (069) 798-28530
E-Mail: jaspers@ltg.uni-frankfurt.de

Dr. phil. Anne Hardy, Diplom-Physikerin
Referentin für Wissenschaftskommunikation (Naturwissenschaften und Medizin)
Senckenberganlage 31, Raum 1059, 60054 Frankfurt am Main
Telefon (069)798-28622, Telefax (069) 798-28530
E-Mail: hardy@pww.uni-frankfurt.de

Konzeptionelle Beratung

Dr. Stefan Schmid, Geschäftsführer / Koordinator
Zentrum für interdisziplinäre Afrikaforschung (ZIAF)
Telefon (069) 798-32097, E-Mail: s.schmid@em.uni-frankfurt.de

Vertrieb

Ingrid Steier, Senckenberganlage 31, 60054 Frankfurt am Main,
Raum 1052, Telefon (069)798-22472, E-Mail: I.Steier@vdv.uni-frankfurt.de

Forschung Frankfurt im Internet

www.muk.uni-frankfurt.de/Publikationen/FFM/index.html

Anzeigen und Verlag

VMK Verlag für Marketing und Kommunikation GmbH&Co.KG, Faberstraße 17,
67590 Monsheim, Telefon: 06243/909-0, Telefax: 06243/909-400
E-Mail: info@vmk-verlag.de, Internet: www.vmk-verlag.de

Druck

VMK-Druckerei GmbH, Faberstraße 17, 67590 Monsheim,
Telefon: 06243/909-110, Telefax: 06243/909-100
E-Mail: info@vmk-druckerei.de, Internet: www.vmk-verlag.de

Illustrationen, Layout und Herstellung

schreiberVIS, Joachim Schreiber, Villastraße 9A, 64342 Seeheim,
Tel. (06257) 962131, Fax (06257) 962132, ISDN-Leo (06257) 962133,
E-Mail: joachim@schreibervis.de, Internet: www.schreibervis.de

Grafisches Konzept

Elmar Lixenfeld, Büro für Redaktion und Gestaltung,
Werrastraße 2, 60486 Frankfurt am Main
Telefon (069) 7075828, Telefax (069) 7075829, E-Mail: e.lixenfeld@t-online.de

Bezugsbedingungen

»Forschung Frankfurt« kann gegen eine jährliche Gebühr von 14 Euro abonniert werden. Das Einzelheft kostet 3,50 Euro. Einzelverkauf u.a. im Buch- und Zeitschriftenhandel in Uni-Nähe und beim Vertrieb.
Für Mitglieder der Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e.V. sind die Abonnementgebühren für »Forschung Frankfurt« im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Hinweis für Bezieher von »Forschung Frankfurt« (gem. Hess. Datenschutzgesetz): Für Vertrieb und Abonnementverwaltung von »Forschung Frankfurt« werden die erforderlichen Daten der Bezieher in einer automatisierten Datei gespeichert, die folgende Angaben enthält: Name, Vorname, Anschrift, Bezugszeitraum und – bei Teilnahme am Abbuchungsverfahren – die Bankverbindung. Die Daten werden nach Beendigung des Bezugs gelöscht.

Die Beiträge geben die Meinung der Autoren wieder. Der Nachdruck von Beiträgen ist nach Absprache möglich.

Bildnachweis

Titelbild: Foto von Stephanie Kahlheber, Frankfurt.

Editorial: Foto von Uwe Dettmar, Frankfurt.

Inhalt: Hinweise bei den jeweiligen Beiträgen.

Nachrichten: Seite 4 Foto von Stephanie Müller, Seite 5 Foto von Occasion Documentaries, Seite 6 Foto von Hartmuth Schröder, Seite 7 Foto von HIVCENTER, Frankfurt.

Forschung intensiv – Wissensvermittlung: Alle Fotos, außer Seite 12 unten, von Stephanie Müller, Seite 12 unten von Johannes Ferdinand.

Forschung intensiv – Artenvielfalt: Seite 16 bis 19 Fotos von Karen Hahn-Hadjali, Kasten Seite 20 Tafel aus E. Rüppell (Hrsg.): Fische des Roten Meeres.- Atlas zu einer Reise im nördlichen Afrika von Eduard Rüppell.- H.L. Brönnner; Frankfurt am Main (1828-1830), Seite 21 Fotos von Annika Wieckhorst.

Forschung intensiv – Transkulturelle Literaturen: Seite 22 Collage von Joachim Schreiber, Seeheim-Jugenheim; Seite 23 Foto oben von ullstein Bildarchiv, Berlin; Seite 23 Foto Mitte von dpa Picture Alliance, Frankfurt; Seite 24 Foto von Lambon/Greenpeace – (9305209), Greenpeace Fotoredaktion; Seite 25 Foto dpa Picture Alliance, Frankfurt; Seite 25 Foto oben dpa Picture Alliance, Frankfurt; Seite 25 Autorenfoto von Uwe Dettmar, Frankfurt; Seite 27 Foto von Ray-Güde Mertin, Frankfurt.

Forschung intensiv – Archäologie: Seite 28 bis 33 alle Fotos Peter Breunig, Frankfurt.

Forschung aktuell: Seite 34 Foto von Mark Sangen, Frankfurt; Seite 35 Foto von Joachim Eisenberg; Foto Seite 36 von Mark Sangen; alle Grafiken von Autorenteam Runge, Eisenberg, Sangen; Seite 38 bis 41 alle Fotos von Katharina Neumann, Frankfurt; Abbildungen Seite 42 bis 45 vom Frobenius-Institut, Frankfurt, Seite 42 unten Archiv der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft, Kasten Seite 46 Foto von Editha Platte; Seite 47 Foto von Tessa Lennemann, Seite 48 Grafik oben: Gesundheitsministerium der Republik Südafrika: National HIV and Syphilis Antenatal Seroprevalence Survey in South Africa 2004, Grafik unten: Prof. Susan Engelbrecht, Discipline of Medical Virology, University of Stellenbosch, Foto von Holger Rabenau, Seite 49 Fotos von Holger Rabenau, Seite 50 Foto oben von Holger Rabenau, Foto unten von Kathleen Mantsch, Seite 52 Foto von Holger Rabenau; Seite 53, 54 und 57 Fotos von Rose Marie Beck, Frankfurt; Seite 55 Foto von Tjeripo Musutua, Namibia; Seite 58 Foto oben von Melanie Gärtner, Frankfurt; Seite 58 Foto unten von Ute Röschenhaler; Seite 59 Foto oben und unten von Gärtner; Seite 59 Foto Mitte von Mafi Traoré, Bamako; Seite 60 und Seite 61 oben Fotos von Gärtner; Seite 61 Foto Mitte von Evariste Camara, Bamako; Seite 62 Fotos oben und Mitte von Gärtner; Seite 62 Foto unten von Imke Schulte-Löbber, Frankfurt.

Perspektiven: Seite 63 bis 65 Interviewfotos von Dettmar; Seite 63, 65 und 66 Abbildungen vom Frobenius-Institut, Frankfurt; Seite 67 Foto oben von Emma Beck, Mainz; Foto unten von Astrid Schweizer, Kasten Seite 68 Foto von Adjima Thiombiano; Seite 69 bis 72 Bilder aus dem Bildarchiv der Deutschen Kolonialgesellschaft, Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt; Seite 73 bis 76 alle Fotos von Peter Breunig, Frankfurt; Seite 77 Foto von: Friedemann Schrenk; Seite 78 Foto von Uwe Ring, Abbildung oben von U. Bieg, Abbildung unten von Ingo Wölbern; Seite 69 oben von ZIAF, Frankfurt, Foto unten von Uwe Dettmar, Seite 80 oben von Point Sud, Bamako, Mali, Foto unten von Dettmar, Seite 81 Fotos von Dettmar.

Vorschau: Seite 88 Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 14. Mai 2006/F.A.Z.-Grafik Döring.

Wir danken der Firma Bilfinger+Berger, Nigeria Division, für ihre finanzielle Unterstützung bei der Herstellung von Forschung Frankfurt 2–3/2006.